

Deutsche Zeitung

Wochen-Ausgabe

S. PAULO

Druck und Verlag von Rudolf Troppmair

BRASILIEN

Generalvertreter für Europa: Johannes Neide, Schöneberg-Berlin, Kaiser Friedrich-Strasse 7.

Redaktion und Expedition:
Rua Libero Badaró Nr. 64—64-A. Caixa do Correio Y

Abonnementspreis: Jährlich 12\$000 Ausland 20 Mark
Einzelne Nummern 300 rs. Inserate nach Uebereinkunft

Nr. 26

São Paulo, 23. Dezember 1910

VI. Jahrg.

Die Seidenindustrie in São Paulo.

Der um das Wohl und den Fortschritt unserer Landwirtschaft so besorgte Herr Dr. Sampaio Vidal hat in der Deputiertenkammer eine Rede gehalten, in welcher er ein Projekt warm verteidigt, das die Unterstützung der Seidenindustrie und der Seidenraupenzucht durch Gewährung einer Zinsgarantie seitens des Staates bezweckt. Es hat sich, wie wir seinerzeit schon kurz meldeten, eine Gesellschaft gebildet, die beabsichtigt, eine große Seidenspinnerei und -Weberei einzurichten. Sie ist beim Kongreß um Gewährung einer Zinsgarantie von 6 Prozent des anzulegenden Kapitals eingekommen, verpflichtet sich aber, als Gegenleistung die Seidenraupenzucht im größten Maßstabe einzuführen, was für den Staat eine neue Quelle des Wohstandes bedeutet, ja, mit der Zeit eine der Hauptstützen seines Reichtums werden kann. Das ist durchaus keine Utopie, denn erstens einmal leben in anderen, klimatisch zum Teil viel weniger begünstigten Ländern, unendlich viele Menschen von der Erzeugung und Verarbeitung der Seide. China erzeugt jährlich für ungefähr 200.000 Contos Seide, Italien für 80.000 Contos, Frankreich für 15.000 Contos, die Produktion Japans ist ebenfalls sehr bedeutend. Der Gesamtwert der auf der Erde jährlich erzeugten Rohseide wird auf 500.000 Contos eingeschätzt. In Europa sind außer Italien und Frankreich auch Oesterreich-Ungarn, Spanien und Portugal Seide produzierende Länder. Aber in vielen Gegenden Europas und Asiens ist die Seidenkultur mit großen Schwierigkeiten verbunden, teils weil die Maulbeerbäume Krankheiten unterworfen sind, teils weil das Klima zu kalt ist. Die Seidenraupe bedarf zu ihrem Gedeihen einer gleichmäßigen, ziemlich warmen Temperatur, so daß man z. B. in Frankreich eine Art Gewächshäuser mit künstlicher Heizung bauen muß, was große Anlagekosten verursacht. Außerdem muß natürlich während des Winters der Betrieb aus Mangel an frischen Maulbeerblättern ganz ruhen. So kommt es, daß man in Europa höchstens 3 Generationen Seidenraupen im Jahre ziehen kann. Hingegen ist es von Sachverständigen längst festgestellt, daß ein großer Teil Brasiliens geradezu wie geschaffen ist für diesen Erwerbszweig. In einigen Staaten sind bereits praktische Versuche gemacht worden, und zwar mit vollem Erfolg. In Minas Geraes ist es besonders das Munizip Barbacena, das auf der Kolonie Rodrigo Silva eine gut entwickelte Seidenkultur aufweist. Am meisten voran ist jedoch in diesem Zweig der Landwirtschaft Petropolis im Staate Rio de Janeiro, wo bereits große Pflan-

zungen von Maulbeerbäumen vorhanden und zwei Fabriken in voller Tätigkeit sind. Auch in Santa Catharina ist ein schöner Anfang gemacht, und zwar auf der mit Südösterreichern besetzten Kolonie Nova Trento. Auf dieser Kolonie ist der religiöse Orden der Schwestern von der Unbefleckten Empfängnis tätig, der Schulen, Waisenhäuser, Kindergärten etc. unterhält. Um die Kosten für diese Anstalten aufzubringen, haben die Nonnen die Seidenraupenzucht eingeführt, und zwar mit dem besten Erfolg. Es gibt in Nova Trento bereits zwei Seidenwarenfabriken, deren Erzeugnisse auf mehreren Ausstellungen Medaillen erhielten. Auch in Rio Grande do Sul wird an vielen Orten, wie Caxias, S. João de Montenegro, Bento Gonçalves, Alfredo Chaves etc., die Seidenraupenzucht eifrig betrieben.

Auch der Staat S. Paulo, der uns natürlich am meisten interessiert, hat schon die überzeugendsten Beweise dafür geliefert, daß diese empfehlenswerte Kultur bei uns volle Lebensfähigkeit hat. Jedermann weiß, daß der Maulbeerbaum überall sozusagen wild wächst. Ein Zweig, kaum in die Erde gesteckt, wächst in wenigen Jahren zum starken Baum heran. Bis jetzt ist nach Aussage von Sachverständigen keine Krankheit des Maulbeerbaumes hier aufgetreten. Der Baum produziert fast das ganze Jahr hindurch frische Blätter im Ueberfluß. Wir haben also die Grundbedingung für das Gedeihen der Seidenraupe gegeben: Futter und ein mildes Klima. Wir können jährlich fünf bis sechs Aufzuchten machen, während in Europa nur drei möglich sind. Der Staat S. Paulo zählt denn auch schon mehrere Betriebe, die Seide von ausgezeichneter Qualität erzeugen, in Pindamonhangaba, Mattão, Tatuhy, selbst in der Hauptstadt. Im Vorort Agua Branca existiert eine Seidenraupenzucht, die auf europäischen Ausstellungen schon mehrere wertvolle Preise erhielt, außerdem aber eine Auszeichnung besitzt, welche die hervorragende Güte der hier erzeugten Seide besonders einleuchtend dartut: den großen Preis der Weltausstellung in St. Louis, der für dieses Gebiet überhaupt nur zweimal verliehen wurde. Den einen erhielt Japan, wo diese Industrie schon seit unvordenklichen Zeiten in Blüte steht, den anderen S. Paulo.

Die Arbeiten, die zur Zucht der Seidenraupe nötig sind, sind so einfach, daß sie von Frauen, selbst von größeren Kindern, leicht ausgeführt werden können. Wir müssen uns hier auf einige kurze Andeutungen beschränken. Die jungen Räumchen werden, sobald sie ausgekrochen sind, auf mit frischen Maulbeerblättern bestreute Hürden gebracht. Diese Hürden sind ganz flache Holzkästen, die als Boden ein weitmaschiges Draht-

geflecht oder auch ein Gitterwerk aus Holz, Bambus oder dergleichen haben. Diese Hürden werden in einem offenen Schuppen übereinandergestellt, so daß immer ein Zwischenraum zwischen ihnen bleibt. Die Raupen fressen sehr schnell und viel, und es muß immer für frisches Futter gesorgt werden. Man breitet die frischen Blätter auf einer leeren Hürde aus und setzt diese auf die mit Raupen besetzte. Die Tiere kriechen dann durch das Gitterwerk des Bodens auf die frischen Blätter, die verlassene Hürde wird gereinigt und neu mit Futter versehen usw. Das geht mit einigen Pausen — die Raupen häuten sich einigemal und fressen dann nicht, sondern müssen in Ruhe gelassen werden — ungefähr 40 Tage lang so weiter. Dann beginnen die Raupen, die 4 bis 5 Zentimeter lang geworden sind, sich einzuspinnen, was 2 bis 4 Tage dauert. Dann müssen die nicht zur Fortpflanzung bestimmten Kokons abgetötet werden, was meist durch mäßiges Erhitzen in trockener Wärme — z. B. in einem Backofen — geschieht. Man sieht, die Hauptarbeit tun die Tiere selbst. Warum hat sich nun die Seidenraupenzucht bei uns nicht längst in größerem Maßstabe eingebürgert? Weil kein Absatz für die erzeugte Rohseide vorhanden war. Zur Bearbeitung der Seide gehören sehr kostspielige und komplizierte maschinelle Einrichtungen. In manchen Ländern hat sich der Staat der Sache angenommen und für eigene Rechnung Fabriken zur Weiterbearbeitung der Kokons errichtet. Der Staat sollte sich jedoch nur im Notfall damit abgeben. Bekanntlich ist der Staat derjenige Unternehmer, der die meisten Unkosten hat und infolgedessen am unrentabelsten arbeitet, denn es fehlt ihm die Haupttriebfeder — das Geschäftsinteresse. Der Gedanke, die Förderung dieses wichtigen Erwerbszweiges privater Initiative zu überlassen, das Interesse des Staates daran jedoch durch Gewährung einer Zinsgarantie zu beweisen, ist von der Regierung und Volksvertretung mit Beifall und Wohlwollen aufgenommen worden, so daß zu erwarten steht, daß das Projekt zur Wirklichkeit wird. Vielleicht wird der Staat überhaupt nicht in die Lage kommen, die garantierten Zinsen wirklich auszahlen zu müssen, oder doch nur für kurze Zeit, bis nämlich die Gesellschaft genügend viele kleine oder größere Landwirte zum Pflanzen von Maulbeerbäumen und zur Aufnahme der Seidenraupenzucht veranlaßt hat, so daß sie genügend Rohmaterial zur Verfügung bekommt, um die Fabrikation von Seidenwaren aufnehmen zu können. Daß dieser Fabrikationszweig rentieren wird, ist wohl zweifellos, man denke nur an den hohen auf Seide lastenden Einfuhrzoll — 70 Milreis das Kilo, ohne die Nebenspesen — und an die zum Teil fast unerschwinglichen Preise, die Seidenwaren hier haben.

Ist nun aber die Seidenraupenzucht auch für den Landwirt rentabel, der sie als Haupt- oder Nebenbetrieb anfangen will? Die Frage ist zu bejahen. Jeder Landwirt kann Maulbeerbäume anpflanzen, an den Wegen, an Grenzgräben, an den Zäunen entlang, oder auch in geschlossenen Beständen, in letzterem Falle ist von Baum zu Baum ein Abstand von 4 bis 5 Meter zu beobachten. Ein Sachverständiger hat für unsere Verhältnisse folgende Kostenberechnung aufgestellt: 30 Gramm Eier ergeben ungefähr 36.000 Raupen, die zu ihrer Ernährung 800 Kilo Maulbeerblätter nötig haben, deren Erzeugungspreis der Sachverständige auf 20 Milreis berechnet. Wir haben also:

30 Gramm Eier	9\$500
Maulbeerblätter (800 Kilo)	20\$000
Arbeitslohn (Frauen, Kinder)	50\$000
Unvorhergesehene Ausgaben	15\$000

Total 94\$500

Die 36.000 Seidenraupen erzeugen 50 bis 60 Kilo Kokons, die mit 4 bis 5 Milreis pro Kilo bezahlt werden. Es ist also ein Erlös von 200 bis 300 Milreis zu erwarten. Nehmen wir den Mittelwert von 250 Milreis an, so wäre nach Abzug der Produktionskosten ein Reingewinn von 155\$500 vorhanden. Ein

gut entwickelter Maulbeerbaum liefert Blätter genug, um bei jeder Aufzucht 200 bis 300 Gramm Kokons zu erzeugen. Es dauert 2 bis 3 Jahre, bis der Baum genügend herangewachsen ist. Wenn also eine Kolonistenfamilie z. B. über 100 bis 200 Maulbeerbäume verfügt, so kann sie sich einen jährlichen Nebenverdienst von 500 Milreis bis 1 Conto leicht verschaffen, ohne ihrer Hauptarbeit in der Kaffeepflanzung etc. allzu viel Zeit und Kräfte zu entziehen. Dabei ist noch lange nicht der höchstmögliche Ertrag in Ansatz gebracht. Die vielen im Staate ansässigen italienischen Kolonisten würden die Seidenkultur mit Vergnügen ergreifen, denn sie kennen die Arbeit meist von zu Hause. Aber auch Leute anderer Nationalität würden den so einfachen Betrieb leicht lernen, denn es gehört wirklich nichts dazu als Pünktlichkeit und Reinlichkeit bei der Pflege der Seidenraupen.

Hoffen wir also, daß unserem Staate diese neue Quelle des Wohlstandes erschlossen werde. Je mehr neue Erwerbszweige eingeführt werden, desto unabhängiger machen wir uns vom „König Kaffee“. Und das beste ist: die eine Kultur schließt die andere durchaus nicht aus. Kann der Kolonist nicht 5 oder 6 Aufzuchten pro Jahr machen, so macht er eben 3 oder 4 — er wird immer noch einen schönen Nebenverdienst haben.

Eine neue interozeanische Eisenbahn in Südamerika.

Kaum ist die erste interozeanische Bahn, welche Buenos Aires mit Valparaiso verbindet, dem Verkehr übergeben worden, und schon trifft die Nachricht ein, daß eine weitere Verbindung dieser Art geplant ist.

Es handelt sich hierbei darum, den Hafen Paita in Peru mit Benutzung des Amazonenstromes vom Atlantischen Ozean her zu verbinden.

Der Plan einer solchen Verbindung ist nicht neu, sondern tauchte zum ersten Male im Jahre 1843 auf und stammt von dem Peruaner R. Garrido her. Es handelte sich hierbei allerdings nur um einen theoretischen Plan, und erst im Jahre 1872 machten die beiden peruanischen Regierungsingenieure, Alfredo Duval und Pedro Quartel, über das Projekt die ersten technischen Vorstudien.

Das Projekt kam aber auch damals noch nicht zur Ausführung, sondern geriet nahezu ganz in Vergessenheit. Erst im Jahre 1908 wurde dasselbe wieder von der peruanischen Regierung aufgenommen und die bekannte Firma Arthur Koppel in Berlin mit dem genauen Studium der Trasse beauftragt.

Diese Firma hat nunmehr den ihr übertragenen Auftrag zur vollsten Zufriedenheit der peruanischen Regierung gelöst und die genauen Pläne wie Kostenanschläge derselben abgeliefert.

Es wurden sechs Trassen ausgewählt, von denen jede einzelne ihre Vor- und Nachteile gegenüber den übrigen besitzt.

Die längste, aber unstreitig wertvollste Trasse beträgt in ihrer Gesamtlänge von dem Hafen Paita nach dem Flußhafen Melendez 752 km mit einem Kostenanschlage von 4.787.200 Pfund Sterling. Die zweite Trasse hat 716 km mit 4.615.200 Pfund Sterling, die dritte 704 km mit 4.548.900 Pfund Sterling, die vierte mit 726 km mit 4.696.100, die fünfte 690 km mit 4.524.100 und die sechste 678 km mit 4.457.800 Pfund Sterling. Alle diese Trassen weisen keine Steigungen über 3 Prozent auf.

Die Strecke zerfällt unter sich durch die klimatischen wie topographischen Eigenarten des Landes in drei Zonen.

Von dem Hafen Paita ausgehend beginnt die Küstenzone, welche durchweg eben ist, darauf folgt die Bergzone, die selbstverständlich stark gebrochen, worauf sich die sogenannte Montana oder Waldzone anschließt, die zum Teile ebenfalls gebrochen ist.

Die Gesamtentfernung vom Hafen Paita bis zum Hafen Para am Ausflusse des Amazonenstromes beträgt rund 4600 km. Davon entfallen auf die geplante Bahnlinie rund 700 km bis zum Flußhafen Melendez am oberen Maranhãoflusse, von dort bis zum Hafen Iquitos beträgt die Entfernung rund weitere 700 km und von Iquitos bis Para rund 3200 km.

Von dem Flußhafen Melendez bis Iquitos ist der Maranhão für Boote mit 7 Fuß Tiefgang und 300 Registertonnen das ganze Jahr hindurch gut schiffbar. Iquitos selbst, der bekannte Gummihafen, wird bekanntlich von Ueberseedampfern aus Europa sowie Nordamerika angelaufen.

Die Wichtigkeit dieser neuen interozeanischen Verbindung ist jedoch hauptsächlich darin zu erblicken, daß durch den neuen Bahnbau nicht weniger als rund 50 Millionen Hektar durchweg jungfräuliche und fruchtbare Ländereien dem Verkehre und der Besiedlung erschlossen werden. Ebenso ist die die Bahn durchschneidende Zone sehr reich an Mineralien aller Art. In der heute nur äußerst dünn besiedelten Zone werden schon jetzt Tabak, Zuckerrohr, Kartoffeln, Getreide etc. kultiviert, während die höher gelegenen Ländereien sich ganz vorzüglich für Viehzucht eignen.

Die tiefer gelegenen Teile der Montanazone hingegen eignen sich vortrefflich zum Anbau von Kakao und sonstigen tropischen Kulturen, und sind die dort befindlichen Wälder sehr reich an Gummibäumen. Ebenso kommen in größerer Ausdehnung Kokawälder vor. Aus den Blättern des Kokaumes wird bekanntlich das Kokain gewonnen.

Auch der politisch-strategische Wert dieser geplanten neuen Verbindung ist durchaus nicht gering zu veranschlagen und dürfte bei eventuellen Verwicklungen in Südamerika leicht eine ausschlaggebende Rolle spielen. Zweifellos ist aber der kommerzielle Wert dieser Verbindung ein viel höherer, da unter Umständen, d. h. bei richtiger rationeller Ausnützung derselben, ein eventuelles Monopol des Panamakanals viel von seiner Wichtigkeit verliert.

Auch in den Vereinigten Staaten betrachtet man die Sachlage von diesem Standpunkte aus, und sprechen die Anstrengungen der Amerikaner, durch welche sie die Ausführung dieses Bahnbaues durch deutsches Kapital zu hintertreiben suchen, eine sehr deutliche Sprache in dieser Hinsicht.

Es ist allerdings auch durchaus verständlich, daß sich die Amerikaner den fetten Brocken, welchen die Ausführung dieses Bahnbaues in sich einschließt, gerne sich selbst sichern möchten.

Die peruanische Regierung garantiert das in diesem Bau angelegte Kapital plus 10 Prozent mit einer Verzinsung von 6 Prozent. Ferner erhält die Bahngesellschaft in der Gesamtausdehnung der Linie einen Streifen Land von je 300 Meter von beiden Seiten als Eigentum überwiesen. Weiterhin bekommt die Gesellschaft eine Subvention von 2000 Hektar für jeden fertiggestellten Kilometer in der Berg- und Waldzone als Eigentum überwiesen. Die der Gesellschaft als Subvention zustehenden Ländereien können von dieser selbst ausgewählt werden, unter der Voraussetzung, daß durch die getroffene Auswahl die Rechte dritter Personen nicht beschränkt werden.

Da es sich dabei in der Hauptsache um sehr fruchtbare Ländereien handelt, so genießt die Bahngesellschaft durch diese Subvention somit sehr bedeutende Vorteile, und werden die nordamerikanischen Konkurrenzbestrebungen dadurch sehr verständlich.

Die Firma Koppel hat für zwei Jahre das Vorrecht, den Bau selbst auszuführen.

Es bietet sich hier für das deutsche Kapital eine ganz vorzügliche und selten gebotene Gelegenheit, sich an einem Unternehmen zu beteiligen, welches der deutschen Industrie, sowie dem deutschen Handel fortlaufend große Vorteile bringen kann.

Bei geschickter Ausnutzung aller gebotenen Vorteile läßt es sich leicht ermöglichen, mit Hilfe deutscher Ansiedler dort einen Produkten- wie Konsummarkt aufzubauen, um welchen der deutsche Handel von der Konkurrenz bald beneidet werden würde. Gerade der Gummireichtum dieser Zone sollte den deutschen Handel veranlassen, sich mit diesem Bahnbaue selbst eingehend zu beschäftigen, da sich derselbe dann leicht einen unabhängigen Markt dort zur Beziehung seines Rohgummis sichern kann.

Der Belagerungszustand.

Die energischen Maßnahmen der Bundesregierung scheinen die Gefahr beseitigt zu haben, die zur Verhängung des Belagerungszustandes führte. Denn diese Gefahr kam nicht vom Lande, sondern von der See. Die Landtruppen hielten sich wacker. In ihren Reihen war nicht nur keine Gährung wahrzunehmen, sondern sie haben tapfer wider die Marinerebellen gekämpft. Diese sind so klein geworden, daß die Regierung die Truppen gestern in die Kasernen zurückschicken und die an strategisch wichtigen Punkten aufgestellte Artillerie zurückziehen konnte. Doch bleiben die Truppen noch immer in Bereitschaft. Die aus verschiedenen Teilen des Landes eintreffenden Regimenter und Bataillone sollen, wie es heißt, vorläufig in Rio bleiben und zu einer Division zusammengezogen werden. Quartier erhalten sie in den Gebäuden des Ausstellungsgeländes.

Bislang sind bereits gegen 2000 Matrosen und Heizer verabschiedet worden. Sie werden vom Fort Villegaignon nach dem Marinearsenal gebracht, erhalten dort im Bureau des Admiralsstabs ihre Papiere und werden dann nach der Insel zurückgebracht. Entlassen werden sie erst, nachdem sie durch das Identifikationsbureau der Polizei passiert sind. Bei dieser Gelegenheit haben die Behörden manchen alten Bekannten wiedergefunden. Die Freude des Wiedersehens soll auf Seiten der Matrosen weniger groß gewesen sein als auf Seiten der Polizei. Die Verabschiedungen werden noch fortgesetzt. Das „Journal do Commercio“ stellt darüber folgende Betrachtungen an: „Wir haben gestern darauf hingewiesen, daß die Erhebung des Seebataillons das Gute hatte, daß sie allen die Augen öffnete über den Abgrund, in den wir zu stürzen drohten, und daß sie die Politiker in die rauhe Wirklichkeit zurückführte. Eine andere wohlthätige Folge nicht nur dieser, sondern auch der vorhergehenden Meuterei ist, daß die Aufmerksamkeit der Marinebehörden auf den moralischen Wert der Matrosen gelenkt wurde. Diese wichtige soldatische Eigenschaft war, in den letzten Jahren wenigstens, in beklagenswerter Weise übersehen worden. Jedes Individuum, das den Anforderungen bezüglich Größe und Gesundheit genügte, wurde angenommen. Es ist allgemein bekannt, daß die Anwerbung oft sozusagen an den Toren der Gefängnisse erfolgte und daß die Haftentlassenen direkt aus dem Kerker auf die Schiffe kamen. Infolge dieser sonderbaren Auslese gelangten in die Marine zweifelhafte Gesellen und Verbrecher, deren angeborene Instinkte der Gewalttätigkeit und der Rebellen im täglichen Beisammensein den Widerstand der guten Matrosen besiegten und die Besatzungen mit jenem gefährlichen Geiste der Unbotmäßigkeit erfüllten, der uns in den letzten Wochen soviel Trauer gebracht hat. Jetzt, wo die Ausmerzung dieser disziplinlosen Bande eine unaufschiebbare Notwendigkeit geworden ist, empfiehlt es sich, mit all der Sorgfalt, die die Angelegenheit verdient, den Charakter und die Moral derjenigen zu prüfen, die an ihre Stelle treten sollen. Daher verdient die Anordnung des Marineministers alles Lob, daß aus den Schiffsjungenschulen nicht nur diejenigen ausgeschlossen werden, die sich schlecht führen, sondern auch diejenigen, deren Charakter sie als schädlich erscheinen läßt. So hat auch das Uebel sein Gutes.“

Wie wir schon gestern mitteilten, ist der Zustand, in dem

sich die an der Meuterei beteiligt gewesenen Kriegsschiffe befinden, durchaus nicht so lobenswert, wie uns Enthusiasten anfangs glauben machen wollten. Die Helden haben in den hydraulischen Apparaten, die zur Bewegung der Geschütztürme dienen, Seewasser verwendet, anstatt Süßwasser und Maschinenöl, und dadurch die Apparate völlig ruiniert. Auch sonst sind viele Beschädigungen festgestellt worden. Die Pulverkammern sind erbrochen, eine 120 mm-Kanone ist unbrauchbar gemacht. Während man die „S. Paulo“ schwimmend zu reparieren hofft, muß die „Minas Geraes“ gedockt werden.

João Candido, der „Admiral“ der ersten Meuterei, der, wie erinnerlich vorgestern verhaftet wurde, als er an Land gehen wollte, hat im Verhör erklärt, daß er die Erhebung nicht veranlaßt habe, sondern von ihr zum Führer erhoben worden sei. Seine Verhaftung bedeutet keinen Bruch der Amnestie, da die Besatzung der „Minas Geraes“ bekanntlich rückfällig geworden ist und anlässlich der Meuterei des Seebataillons zum zweiten Male sich zu erheben versuchte. João Candido, der im Hauptquartier der 9. Militärinspektion in Haft sitzt, hat gestern den Stellvertreter des verwundeten Generals Menna Barreto, Oberst Julio Barbosa, ihm eine Unterredung mit dem Marschall Hermes zu verschaffen. In deutschen Disziplinbegriffen Erzogene berührt es zwar eigentümlich, aber es ist Tatsache, daß der Oberst dieses Gesuch an den Kriegsminister weitergegeben hat, und es ist durchaus nicht ausgeschlossen, daß der Herr „Admiral“ den Bundespräsidenten sprechen wird, gerade so gut wie die beiden Matrosen nach der ersten und der Unteroffizier nach der zweiten Meuterei. Es wäre der Disziplin viel zuträglicher, wenn man die Leute an ihre direkten Vorgesetzten verwies. Wenn sie, wie die Matrosen und der Unteroffizier, vorgeben, diesen nicht glauben zu können, dann gehören sie wegen Achtungsverletzung ins Loch, nicht aber in den Cattetepalast. Diese und viele andere Fälle unglaublicher Nachgiebigkeit und Gutmütigkeit lassen erkennen, daß es nicht allein die Vergangenheit der Matrosen war, die zu den gegenwärtigen Zuständen geführt hat. Man soll sich nicht einbilden, daß in solchen Besuchen eine Erhöhung des Ansehens und der Popularität des Präsidenten liegt, daß die Mannschaften zu ihm gleichsam wie zu ihrem Vater kommen. Nein, es ist der Wunsch, die Offiziere zu brüskieren, sich über ihre Autorität hinwegzusetzen, der zu diesen Besuchen veranlaßt. Man braucht sich gar nicht mal auszumalen, welches Bild der deutsche Kaiser, meuternde Soldaten empfangend, abgäbe, sondern man braucht sich nur das Handeln des Präsidenten der französischen Republik einem derartigen Ansinnen gegenüber zu vergegenwärtigen, um das Absurde und Gefährliche unserer Mode zu erkennen.

Als die „Minas Geraes“ einer genauen Untersuchung unterzogen wurde, fand man gestern einen Heizer vor, den die Meuterer eingesperrt hatten. Er befand sich, da er zwei Tage ohne Nahrung geblieben, in einem Zustande großer Schwäche und erzählte, daß die Kameraden ihm hart zugesetzt hätten. Gestern wurde auch der Geldschrank des Seebataillons geöffnet. Er war durch eine Mörserkugel beschädigt worden, doch war alles Geld noch vorhanden. Der Marschall hat den zweiten Unteroffizier Raymundo Silva, der verwundet im Armeelazarett liegt, zum Unterleutnant befördert, da der Neunzehnjährige sich am Kai Pharoux durch besondere Tapferkeit ausgezeichnet hatte.

Das Leben und Treiben in der Stadt ist wieder dasselbe, wie alle Tage. Der Verkehrsminister hat gestern auch den chiffrierten Telegrammverkehr der Banken wieder freigegeben, ein Beweis, daß die Lage normal zu werden beginnt.

São Paulo

— Wir hatten neulich Gelegenheit, eine Reihe geographischer Scherze zu veröffentlichen, die wir aus reichsdeutschen Blättern sammelten und die hervorragende Kenntnisse in der Landeskunde Südamerikas verrieten. Heute können wir eine wei-

tere Probe hinzufügen. Unter der Spitzmarke „Unruhen in Brasilien“ veröffentlicht die „Schlesische Volkszeitung“ in Breslau Nachrichten aus Mexiko über die Kämpfe der Rebellen gegen Porfirio Diaz. Zum Trost für Schadenfrohe sei jedoch hinzugefügt, daß mit Ausnahme der „Tribuna de Petropolis“ sämtliche landessprachlichen Blätter dieser Tage melden, der deutsche Gesandte Baron Riedl von Riedenaui sei nach Europa abgereist. Ebensogut wie man von der „Schlesischen Volkszeitung“ verlangen kann, daß sie über Brasilien, Mexiko und Porfirio Diaz Bescheid weiß, muß man fordern, daß unsere Presse weiß, ob ein seit drei Jahren im Lande beglaubigter Diplomat Deutschland oder Oesterreich-Ungarn vertritt.

— Der italienische Deputierte Prof. Castellino besuchte gestern die Kolonie „Campos Salles“. Er besichtigte einige im Besitz von Italienern befindliche Kolonielose und befragte die Kolonisten über die Lebensverhältnisse, die Fruchtbarkeit des Bodens usw. Die Leute erklärten einstimmig, mit ihrer Lage sehr zufrieden zu sein. Einer sagte, er habe sein Los für 600 Milreis gekauft, würde es jetzt aber nicht für 4 Contos hergeben. Dann besuchte Herr Castellino das Agronomische Institut. Er interessierte sich sehr für die Versuchsfelder, die Laboratorien etc. Mit dem 5 Uhrzuge reiste der Besucher dann wieder nach S. Paulo ab.

Jean Paul? Wir haben in der Literaturgeschichtsstunde den Namen gehört, haben vielleicht auch im Lesebuche das eine oder andere Bruchstück aus seinen Schriften gelesen. Damit aber ist die Bekanntschaft auch so ziemlich zu Ende. Der Name Jean Paul bleibt uns ein Name, Rauch und Schall. Wir verbinden keinen festen Begriff mit ihm. Und doch haben unsere Voreltern mit Spannung auf jeden neuen Band des Pfarrerssohnes aus Wunsiedel gewartet, haben mit ihm geweint und gelacht, mit ihm in Gefühlen geschwelgt, sich an seinen Satiren geweidet, sind mit ihm in Phantasielände geflogen. Sollte er heute wirklich tot sein? Alle, die des Dichters Werke kennen, verneinen diese Frage entschieden. Und mit Recht. Es gab eine Zeit, da war Jean Paul zwar nicht tot, aber er schlummerte. Es war die Zeit der Kämpfe um das neue Reich und die darauf folgenden fiebernden Jahrzehnte des materiellen Aufstiegs. Heute, da wir uns den Luxus der Beschaulichkeit und der Selbstbesinnung wieder leisten können, da ein starker Zug wieder zur Romantik geht, ist auch die Stunde Jean Pauls wieder gekommen. Er war zwar kein Romantiker im strengen Sinne des Wortes, aber er war romantisch von Geblüt. Und wenn man heute die endlosen Romane gewisser Romantiker wieder herausgibt und kauft und liest, so besteht kein Grund, weshalb man nicht auch Jean Paul wieder zu Ehren bringen sollte, Jean Paul, den an Gedankenfülle und Reinheit der Gesinnung keiner übertraf. Das Deutsche Verlagshaus Bong & Co. hat daher in seiner vortrefflichen „Goldenen Klassiker-Bibliothek“ auch Jean Paul einen Ehrenplatz eingeräumt. Karl Freye hat in drei Bänden eine Auswahl aus dem umfangreichen Lebenswerk veranstaltet, mit einer biographischen Einleitung und mit Vorbemerkungen zu den einzelnen Schriften versehen. Er hat sich mit Recht auf die Wiedergabe poetischer Werke beschränkt, denn der Satiriker Jean Paul ist für uns Heutige naturgemäß weniger interessant. Außerdem bieten die poetischen Schriften genug satirische Kapitel, um den Dichter auch von dieser Seite kennen zu lernen. So finden wir denn „Fälbels Reise“, „Schulmeisterlein Wuz“, „Siebenkäs“, „Titan“, „Schmelzles Reise“, „Doktor Katzenbergers Badereise“ und das „Leben Fibels“ in diesen drei schmucken Bänden vereinigt. Der Kenner wird den „Hesperus“ und den „Quintus Fixlein“, vielleicht auch die „Vorschule der Aesthetik“, die „Levana“ und den „Komet“ vermissen, alles Werke, die, wenn auch zum Teil theoretisch, dennoch Anspruch auf dauerndes Leben haben. Aber eine Auswahlgabe kann unmöglich allen Wünschen gerecht

werden, und die Freyesche Auswahl hat jedenfalls den Vorzug, daß sie die dichterische Entwicklung Jean Pauls klar übersehen läßt. Möge sie dem Freunde Herders unter den Mitlebenden neue Leser werben! Ueber die technische Ausstattung brauchen wir kein Wort zu verlieren. Es ist hinlänglich bekannt, daß sie bei den Bongschen Klassiker-Ausgaben erstklassig ist, sowohl was Druck und Papier, als auch was den Einband betrifft. Es ist kaum glaublich, daß diese drei Bände von zusammen nahezu 2300 Seiten für 6 Mark geliefert werden können.

Dr. B.

— Herr Valentin Golker, Inhaber der Wiener Bäckerei in der Rua Galvão Bueno 174, hatte die Liebenswürdigkeit, uns eine Anzahl Probepakete seiner verschiedenen Honigkuchenfabrikate zuzusenden. Die Honigkuchen zeichnen sich durch ihren Wohlgeschmack aus, so daß wir sie bestens zum bevorstehenden Fest empfehlen können.

— Die Staatsregierung kaufte für 60 Contos die Häuser Nr. 10 bis 16 der Rua Capitão Salomão auf, da sie die Grundstücke zur Errichtung der projektierten öffentlichen Gebäude braucht.

— Der Staatspräsident erhielt von der Geographischen Gesellschaft in Lissabon das Diplom als korrespondierendes Mitglied.

— Die Elektrizitätsgesellschaft von Jahu erhielt vom Ackerbausekretär die nachgesuchte Erlaubnis, eine Kraftleitung über zu den Municipien S. João da Bocaina, Boa Esperança und Jahu gehörige Ländereien anzulegen.

— Die Gratisverteilung von Pflanzen und Stecklingen hat für dieses Jahr aufgehört und wird erst im Juni 1911 wieder aufgenommen werden.

— Der Ackerbausekretär übersandte dem Generalkommissar des Staates in Brüssel eine Liste der für die hiesige Sternwarte nötigen Instrumente etc., damit er den Kauf besorge. Ebenso ersuchte er den Finanzminister um zollfreie Zulassung des betreffenden Materials.

— Vorgestern gegen 5 Uhr nachmittags warf sich in der Ladeira do Carmo ein junger Mann vor einen Straßenbahnwagen auf die Schienen, um sich überfahren zu lassen, es gelang dem Wagenführer jedoch noch rechtzeitig zu halten. Der Selbstmordkandidat gab an, 21 Jahre alt, ledig und in Santos wohnhaft zu sein. Seinem Gebahren nach scheint er geistig gestört zu sein.

— Die Spitzbuben werden immer frecher. Herr Fernando Ambrosio begab sich von der Rua dos Pyreneos, wo er wohnt, in Geschäften nach der Rua de S. Bento, und zwar per Rad. Er hatte im zweiten Stock eines Hauses dieser Straße zu tun und ließ sein Rad, das die Nummer 272 trägt, einstweilen unten stehen. Als er zurückkam, war das Stahlroß verschwunden.

— Die Offiziere der „Guarda Civica“ sollen mit Tuchhelmen desselben Modells ausgerüstet werden, wie sie die Mannschaften bereits tragen.

— Der Direktor des agronomischen Instituts in Campinas war im Ackerbausekretariat, um den Ackerbausekretär nochmals zur Teilnahme an dem in Campinas abzuhaltenden zweiten landwirtschaftlichen Kongresse einzuladen und gleichzeitig die Mitteilung zu machen, daß das agronomische Institut auf genanntem Kongresse die Beschneidung des Kaffeebaums und die Kaffeekultur mittels landwirtschaftlicher Maschinen vorführen werde.

— Gestern gingen dem spanischen Fuhrmann Bento Campello Gonçalves in der Marquez do Herval die Maultiere durch, die den mit 25 Sack Zucker beladenen Wagen zogen. Campello, der neben dem Wagen herlief, verwickelte sich in die Zügel, so daß er eine Strecke weit geschleift wurde und dann unter den Wagen kam. Die Räder gingen ihm über den Kopf, der vollständig zerquetscht wurde, so daß der Tod sofort eintrat.

— In der Rua Garibaldi Nr. 2 in Barra Funda wohnt der italienische Spielwarenfabrikant José Chiarina, dem seine Adoptivtochter Cesarina, eine Waise, bei seiner Arbeit hilft. Cesarina, ein hübsches Mädchen von 18 Jahren, unterhielt eine Zeitlang ein Liebesverhältnis mit dem 24 jährigen Brasilianer Gumercindo Muniz de Medeiros, der das Mädchen zu heiraten beabsichtigte. Cesarina jedoch ist ziemlich flatterhaft und schaffte sich einen anderen Bräutigam an, der ihr mehr Aussichten auf eine angenehme Zukunft zu bieten schien, einen Landsmann namens Santo Buffo. Der arme Gumercindo bekam den Laufpaß, mit dem Bemerkten, er möge wiederkommen, wenn er eine Stelle habe und Geld verdienen. Er fügte sich in das Unvermeidliche, behielt die ungetreue Cesarina jedoch im Auge. Gestern nun fand er sie mit dem neuen Liebhaber an der Haustür stehen und Wassermelonen essen. Das ging ihm wider die Natur, er machte ihr heftige Vorwürfe, zog den Revolver — Buffo machte sich beim Anblick der Waffe aus dem Staube — und schoß auf Cesarina, die leicht am Kinn verwundet wurde. Sie floh, er lief ihr nach. Sie brach in ihrem Zimmer vor Angst und Schreck ohnmächtig zusammen. Gumercindo, der sie für tot hielt, schoß sich im Korridor eine Kugel ins rechte Ohr. Er wurde von der Polizei in bewußtlosem Zustande aufgefunden und ins Lazareth gebracht. Sein Zustand ist höchst bedenklich, er soll heute operiert werden. Die flatterhafte Cesarina dagegen, die an all dem Unglück schuld ist, scheint sich wenig daraus zu machen. Sie war kaum aus ihrer Ohnmacht erwacht, als sie mit den Umstehenden zu scherzen und zu lachen anfing. Die Kugel hat sie nur leicht gestreift.

Munizipien.

Santos. Kurz nachdem der Aufklärungskreuzer „Rio Grande do Sul“ am Kai angelegt hatte, bemerkte man an Bord des Schiffes einen in Eisen gelegten Matrosen. Es soll sich um den Mörder des unglücklichen Oberleutnants Carneiro da Cunha handeln, der am 9. dieses Monats auf diesem Schiffe als Opfer seiner Pflichttreue fiel. Der Matrose heißt José Felício da Costa und rühmte sich in einem Gespräch mit Kameraden, das zufällig von einem Offizier mit angehört wurde, den genannten Offizier umgebracht zu haben.

— Zu dem gestern gemeldeten neuen Kontrakt mit der Straßenbahngesellschaft ist noch zu bemerken, daß die Arbeiten zur Einführung des elektrischen Betriebes binnen 6 Monaten zu beginnen haben und binnen 2 Jahren zum Abschluß gebracht werden müssen. Schulkinder werden eine Ermäßigung von 75 Prozent genießen. (Eine sehr liberale Bestimmung, wenn die „Light“ hier in S. Paulo doch ein ähnliches Entgegenkommen zeigen wollte!) Sollte die Gesellschaft den Verkehr auf irgend einer Linie ohne vorhergehende Erlaubnis der Präfektur einstellen, so hat sie eine Geldstrafe von täglich 500 Milreis zu zahlen, bis der Verkehr wieder hergestellt ist. Die Gesellschaft ist gehalten, an den Endpunkten in Ponta da Praia und José Menino Wartehallen zu erbauen. Auch auf der Praça Maua soll ein Schutzdach mit Glaskuppel für die Passagiere errichtet werden.

— Nächsten Sonntag werden die neuen zur Sanierung der Stadt erbauten Kanäle eingeweiht werden. Am Ende des Kanals auf dem Strande von José Menino werden zwei reichgeschmückte Pavillons zur Aufnahme der Musikkapellen errichtet. Der Staatspräsident mit seinen Sekretären und viele andere Personen von Rang werden zu den Feierlichkeiten erwartet. Die Kanalkommission wird den Vertretern der Regierung im Maschinenhause von José Menino ein Frühstück geben. Am Abend findet das große Bankett im „Palace Hotel“ statt, zu dem die Munizipalkammer den Präsidenten und seine Sekretäre eingeladen hat.

— In der Fabrik, die, wie wir schon meldeten, in der Villa

Alzira, Avenida Conselheiro Nebias 370, die Herstellung von Bananemehl und getrockneten Bananen betreibt, gibt es einen Dörröfen, System Zimmermann. Herr Zimmermann ist Maschineningenieur und technischer Leiter des Unternehmens. Die Fabrik stellt täglich 150 bis 170 Blechbüchsen „Bananine“, das heißt feinstes Bananemehl her, und 200 bis 225 Kistchen getrocknete Bananen. Da die Erzeugnisse der Fabrik am hiesigen Markte sehr gute Aufnahme gefunden haben, gedenkt der Besitzer, zwei weitere Dörröfen aufstellen zu lassen. Sobald die Produktion auf diese Weise erhöht sein wird, sollen in S. Paulo Verkaufsstellen eingerichtet werden.

Bundeshauptstadt.

— Brasilien wird auf dem kontinentalen Postkongreß, der im Januar in Montevideo zusammentritt, durch die Herren Francisco Brant, Postdirektor in Minas Geraes, João Baptista Cardoso, Postdirektor im Staate S. Paulo, und Virgilio Silvestre de Faria, Schatzmeister der Postdirektion in Bahia, vertreten sein.

— Morgen wird die Gerichtsverhandlung gegen Dilermando de Assis, den Mörder des bekannten Schriftstellers Encyda Cunha, stattfinden.

— Während des Monats November kamen hier 3816 Einwanderer an, von denen 326 nach S. Paulo weiterreisten.

— Die zur Feier der Anwesenheit des englischen Geschwaders geplanten Festlichkeiten wurden wegen der bekannten Ereignisse abgesagt. Admiral Farquhar befahl, daß bis auf weiteren Befehl keinem Matrosen Landurlaub zu erteilen sei.

— Der Verkehrsminister annullierte die zum Bau des Hafens in Ceara veranstaltete Konkurrenz, weil die eingereichten Anträge zu hohe Preise fordern und nicht mit den veröffentlichten Bedingungen im Einklang stehen.

— Eine große Anzahl von Deputierten brachte zum Budget des Ministeriums des Innern folgenden Zusatzantrag ein: „Die Verse von Osorio Duque Estrada werden als offizieller Text der brasilianischen Nationalhymne anerkannt. Der Dichter erhält einen Ehrenlohn von 5 Contos.“

— Die Regierung des Staates Rio de Janeiro erteilte der Gesellschaft „The Bracuhy Fallsand Metallurgical Syndicate“ die Konzession zur Ausnutzung der Fälle des Bracuhy-Flusses in Angra dos Reis. Die Fälle haben eine Gesamthöhe von 880 m, nie nutzbare Kraft wird ohne Stauwerke auf 24.000, mit solchen auf 100.000 Pferdestärken eingeschätzt. Das neue industrielle Unternehmen wird im Bezirk Ribeira in Angra dos Reis bei der schon bestehenden Fabrik der „Compagnie Sucièriero d'Angra“ errichtet werden.

— Eine Reise wider Willen mußte der argentinische Konsul in Bahia, Herr Gonzales Montes y Oca, machen. Er war an Bord des „Royal Mail“-Dampfers „Aragón“ gegangen, der von Bahia abfuhr, ohne daß die üblichen Zeichen mit der Dampfpeife oder Glocken gegeben worden wären. Die Passagiere haben gegen das unvorschriftsmäßige Verhalten des Kapitäns Protest eingelegt.

Die Belagerung von Berlin

Eine Episode aus dem deutsch-französischen Kriege nach dem Französischen von Alphonse Daudet.

Uebersetzt von Karl Busse.

Wir gingen mit dem Doktor V . . . die Avenue des Champs-Elysees hinauf und betrachteten uns die von Granaten durchlöcherten Mauern und die von Kartätschen aufgewühlten Fußsteige, welche die Geschichte des belagerten Paris erzählten, als kurz vor dem Kreisplatz de l'Etoile der Doktor stehen blieb und, indem er mich auf eines jener großen, um den Triumphbogen so prachtvoll gruppierten Eckhäuser aufmerksam machte, sagte er:

„Sehen Sie jene vier geschlossenen Fenster dort oben über

dem Balkon? In den ersten Tagen des Augusts, jenem schrecklichen, von schweren Stürmen und Mißgeschicken heimgesuchten Monat des letzten Jahres, ward ich eines Schlagflusses wegen zu Oberst Jouve gerufen, einem alten Kürassier des letzten Kaiserreiches, dem Ruhm und Vaterlandsliebe über alles gingen und der seit Anfang des Krieges eine Balkonwohnung in den Champs-Elysees bewohnte. Erraten Sie, warum? Um dem siegreichen Einzug unserer Truppen beizuwohnen. Armer Alter! Er erfuhr den Fall von Weißenburg gerade, als er sich vom Tische erhob. Als er am Schlusse von der Nachricht der Niederlage Napoleons Namen las, traf ihn der Schlag.

Ich fand den ehemaligen Kürassier der Länge nach auf dem Teppich des Zimmers ausgestreckt, das Antlitz blutig und bewegungslos, als hätte er einen Keulenschlag auf den Kopf bekommen. Im Stehen mußte er schon sehr groß sein, liegend machte er einen ungeheuren Eindruck. Er besaß schöne Gesichtszüge, prächtige Zähne, eine Fülle von weißem Lockenhaar und zählte achtzig Jahre, obwohl er das Aussehen eines Sechzigjährigen hatte. Neben ihm kniete seine Enkelin, ganz in Tränen aufgelöst. Sie ähnelte ihm. Wenn man sie so nebeneinander sah, hatte man das Gefühl, als erblickte man zwei schöne griechische Medaillen, die eine alt und trübe, in den Konturen ein wenig verwischt, die andere klar und glänzend, mit dem ganzen Widerschein des neuen Gepräges.

Der Schmerz dieses Kindes rührte mich. Sie war Soldatentochter und Enkelin eines solchen. Ihr Vater stand im Generalstabe von Mac Mahon, und der Anblick dieses großen, hingestreckten Greises führte ihr im Geiste ein anderes, nicht minder schreckliches Bild vor Augen. Ich flößte ihr nach Kräften Mut ein, aber im Grunde hegte ich wenig Hoffnung. Wir hatten es mit einer argen Seitenlähmung zu tun, und mit achtzig Jahren will das etwas sagen. Der Kranke blieb in der Tat während dreier Tage in demselben Zustande der Unbeweglichkeit und Betäubung. Mittlerweile kam die Nachricht von der Schlacht bei Reichshofen nach Paris. Sie erinnern sich, in welcher seltsamer Form. Bis gegen Abend glaubten wir alle an einen großen Sieg, zwanzigtausend Preußen gefallen, der Kronprinz Gefangener. Ich weiß nicht, durch welches Wunder, welche magnetische Kraft ein Widerhall jener allgemeinen Freude bis zu unserem armen Patienten, bis in seine dumpfe Betäubung drang; gewiß ist, daß, als ich mich an diesem Abend seinem Bette näherte, ich nicht mehr denselben Menschen fand. Das Auge war fast klar, die Zunge weniger schwer. Er hatte die Kraft, mir zuzulächeln, und stammelte zweimal:

„Sie—ie—ieg!“

„Ja, Herr Oberst, großer Sieg!“

Und als ich ihm Einzelheiten über den glänzenden Erfolg Mac Mahons mitteilte, sah ich seine Züge sich nach und nach beleben, sein Antlitz sich erhellen.

Als ich fortging, erwartete mich das junge Mädchen vor der Tür, bleich und schluchzend.

„Aber er ist doch gerettet,“ sagte ich, ihre Hände ergreifend.

Das unglückliche Kind hatte kaum noch Mut, mir zu antworten. Die wahre Nachricht von der Schlacht bei Reichshofen wurde eben kundgemacht, Mac Mahon auf der Flucht, das ganze Heer zerstreut. Aeußerst bestürzt sahen wir uns an. Sie geriet außer sich, wenn sie an ihren Vater dachte; ich meinerseits zitterte in Gedanken an den Alten. Diesem neuen Stoße würde er ganz sicherlich nicht standhalten können. Und jetzt — was beginnen? Ihm seine Freude, die Illusionen, welche ihn wieder belebt hatten, lassen? Aber dann war man gezwungen zu lügen —

„Nun wohl, ich werde lügen“, sagte das tapfere Mädchen, indem sie schnell ihre Tränen trocknete und strahlend das Zimmer des Großvaters betrat.

Es war eine harte Aufgabe, der sie sich unterworfen hatte. Die ersten Tage ließ es sich noch hinziehen. Die Denkkraft

des Mannes war geschwächt, er ließ sich täuschen wie ein Kind. Aber mit zunehmender Gesundheit lichteteten sich seine Gedanken. Man mußte ihn über die Bewegungen des Heeres auf dem laufenden erhalten, ihn die täglichen militärischen Berichte wissen lassen. Man fühlte wirklich Mitleid mit dem schönen Kinde, wenn man sah, wie sie Tag und Nacht über die Karte von Deutschland geneigt, da und dort kleine Fahnen aufsteckte und sich bemühte, einen ganzen ruhmvollen Feldzug zu entwerfen. Bazaine unterwegs gegen Berlin, Frossard im Süden Deutschlands, Mac Mahon auf dem Wege an die Ostsee. Ueber alles fragte sie mich um Rat, und ich half ihr, soviel ich vermochte. Aber es war hauptsächlich der Großvater, welcher uns in diesen imaginären Heerzügen beistand. Er hatte Deutschland unter dem ersten Kaiser so oft erobert. Er wußte alles vorher. „Jetzt werden sie hier gegangen kommen — jetzt dorthin sich wenden —“ und seine Voraussetzungen verwirklichten sich immer, was nicht verfehlte, ihn sehr stolz zu machen.

Unglücklicherweise aber mochten wir noch so viele Städte einnehmen, noch so viele Schlachten gewinnen, es ging ihm alles nicht rasch genug. Der Alte war unersättlich. Jeden Tag beim Kommen erfuhr ich von einer neuen Waffentat.

„Doktor, wir haben Mainz genommen,“ sagte eines Tages das junge Mädchen, indem es mit bitterem Lächeln näher kam, während ich durch die Tür eine freudige Stimme vernahm, welche rief:

„Sie rücken vor, sie rücken vor! In acht Tagen halten wir unseren Einzug in Berlin.“

In jenem Augenblick waren die Preußen kaum mehr als acht Tagemärsche von Paris entfernt. Wir fragten uns zuerst, ob es nicht besser sei, den Alten in die Provinz zu bringen; aber einmal draußen würde der Zustand von Frankreich ihm alles verraten haben, und ich hielt ihn noch für zu schwach, zu erschläfft von seinem Schlagflusse, als daß man ihn die Wahrheit hätte erfahren lassen können. Man entschied sich also, zu bleiben.

Am ersten Tage der Einschließung ging ich — ich erinnere mich dessen genau — sehr bewegt zu ihnen hinauf, mit jener Angst im Herzen, welche uns allen die geschlossenen Tore von Paris, die Soldaten auf den Mauern und endlich das Bewußtsein, daß uns außer unserem Stadtgebiet eine Grenze gezogen war, eingaben.

Ich fand den Greis jubelnd und stolz auf seinem Lager sitzend. „Hören Sie,“ sagte er, „man hat also die Belagerung begonnen.“

Ich schaute ihn bestürzt an.

„Wie, Herr Oberst, Sie wissen?“

Seine Enkelin wandte sich zu mir.

„Nun ja, Herr Doktor, das ist ja die große Neuigkeit. Die Belagerung von Berlin hat ihren Anfang genommen.“

Sie sagte dieses mit äußerst unbefangener und ruhiger Miene, indem sie den Faden durch die Arbeit zog. Wie sollte er an irgend etwas zweifeln? Die Kanonen der Schanzen konnte er nicht hören. Er sah nicht das unglückliche, düstere und zerstörte Paris. Das was er von seinem Fenster aus beobachten konnte, war eine Ecke des Triumphbogens, und in seinem Zimmer um sich herum altes Gerümpel aus dem ersten Kaiserreich, das nur danach angetan war, seine Illusionen zu nähren. Da sah man Porträts von Marschällen, Schlachtenbilder, den König von Rom im Bahykleide: dann große mit Siegestrophäen geschmückte Konsolen, Medaillen, Bronzen, einen Felsen von St. Helena unter einer Glaskugel, Miniaturbilder, welche Damen mit lockigen Haaren, hellen Augen, im gelben Ballkleid mit puffigen Ärmeln darstellten — und alles dies, die Konsolen, der König von Rom, die Marschälle, die gelben Damen mit dem aufrechten Wuchse, dem hohen Gürtel, diese wenig anmutigen Grazien des Jahres 1806 — armer Oberst! Diese Atmosphäre von Siegen und Eroberungen war viel mehr

als alles, was wir ihm erzählen konnten, der Grund, der ihn so naiv an die Belagerung Berlins glauben ließ.

Von jetzt an vereinfachten sich unsere kriegerischen Unternehmungen außerordentlich. Berlin einnehmen war nur Geldsache. Wenn der Alte sich zu sehr langweilte, las man ihm von Zeit zu Zeit einen Brief seines Sohnes vor, wohlverstanden, einen erdichteten Brief, denn nach Paris gelangte nichts mehr, und seit der Schlacht bei Sedan war der Adjutant Mac Mahons auf eine Festung nach Deutschland gesandt worden. Sie vermögen sich die Verzweiflung des armen Kindes vorzustellen, das, ohne Nachricht vom Vater, ihn gefangen, von allem beraubt, vielleicht krank wissend, noch gezwungen war, ihn in seinen Briefen heiter, in gedrängter Kürze sprechen zu lassen, wie ein Soldat, der täglich im eroberten Lande vorrückt, auf dem Feldzuge eben schreiben kann. Manchmal fehlte ihr die Kraft; wochenlang blieb man ohne Nachricht. Der Alte wurde unruhig, die Nächte verbrachte er schlaflos. Darauf kam rasch ein Brief aus Deutschland, den sie ihm heiter am Bette vorlas, gewaltsam die Tränen zurückdrängend. Der Oberst hörte andächtig, mit verständnisvollem Lächeln zu, billigte dieses, kritisierte jenes und erklärte uns die etwas unverständlichen Stellen. Ueberaus edel bewies er sich in den Briefen an seinen Sohn. „Vergiß niemals, daß Du Franzose bist,“ hieß es darin. „sei großmütig gegen die armen Leute. Mache ihnen den Einfall nicht nur schwer.“ Und so waren es Ermahnungen ohne Ende, ehrenhafte Vorstellungen über die Achtung vor fremdem Eigentum, über die Höflichkeit gegen Damen — kurz, ein wahrer militärischer Ehrenkodex für den Gebrauch der Eroberer. Er fügte auch einige allgemeine Betrachtungen über Politik, über die Friedensbedingungen hinzu, welche den Besiegten aufzuerlegen waren. Ich darf wohl sagen, hierin war er nicht anspruchsvoll.

„Die Kriegsschädigung und weiter nichts. Wozu ihnen die Provinzen nehmen? Kann man Deutsche zu Franzosen machen?“

Er diktierte das mit fester Stimme, und es lag so viel Redlichkeit, eine so schöne vaterländische Treue in seinen Worten, daß es unmöglich war, ihm ohne Bewegung zuzuhören.

Unterdessen schritt die Belagerung immer weiter vor, ach, nicht die von Berlin! Jetzt war die Zeit der eisigen Kälte, des Bombardements, der Epidemien, des Hungers da. Aber dank unserer Fürsorge, unseren Anstrengungen, der unermüdeten Zärtlichkeit, welche sich um ihn vereinte, war die Heiterkeit des Greises keinen Augenblick getrübt. Bis zuletzt konnte ich ihm Weißbrot und frisches Fleisch verabreichen. Dieses alles gab es selbstverständlich nur für ihn, und Sie können sich nichts Rührenderes denken als ein Frühstück des so unbewußt selbtsüchtigen Großvaters. — der Alte frisch und lächelnd auf seinem Lager sitzend, die Serviette unter dem Kinn, neben ihm seine von den Entbehrungen ein wenig bleiche Enkelin, die ihm die Hände führte, ihm zu trinken und all jene guten verbotenen Dinge zu essen gab. Darauf, vom Mahle belebt, behaglich im angenehmen durchwärmten Zimmer, während draußen der Winterwind den Schnee an die Scheiben trieb, erzählte uns der ehemalige Kürassier von seinen Feldzügen im Norden und berichtete uns wohl zum hundertsten Male jenen schrecklichen Rückzug aus Rußland, auf dem man nichts als gefrorene Biscuits und Pferdefleisch zu essen hatte.

„Verstanden. Kleine? Wir aßen Pferdefleisch!“

Ich glaube wohl, daß sie es verstand. Seit zwei Monaten aß sie nichts weiter. Indessen von Tag zu Tag, je mehr die Genesung vorschritt, wurde unsere Aufgabe um den Kranken schwerer. Die Betäubung all seiner Sinne, seiner Glieder, welche uns bis dahin so gut gedient hatte, fing an nachzulassen. Zwei- oder dreimal schon hatte ihn das schreckliche Abfeuern der Kanonen von der Porte Maillot aufspringen, ihn wie einen Jagdhund angestrengt mit dem Ohre lauschen lassen. Man war genötigt, einen letzten Sieg Bazaines dicht bei Berlin zu er-

finden und die Geschosse als Freudensalven über den Sieg zu hezeichnen. Eines Tages, als man sein Bett an das Fenster gerückt hatte — es war, glaube ich, der Donnerstag von Buzenval — erblickte er große Mengen nationaler Gardes, die sich in der Avenue de la grande Armée ansammelten.

„Was bedeuten denn diese Truppen dort?“ fragte der Oberst, und wir hörten ihn zwischen den Zähnen murmeln:

„Schlechte Haltung! schlechte Haltung!“

Es hatte weiter nichts auf sich, aber wir wußten, daß es in Zukunft große Vorsicht galt. Unglücklicher Weise aber hatte man dieselbe nicht gebraucht.

Eines Abends, als ich ankam, eilte mir das Kind ganz bestürzt entgegen.

„Morgen rücken sie ein,“ sagte sie.

Hatte das Zimmer des Großvaters offen gestanden? Tatsache ist, — in diesem Augenblicke entsinne ich mich dessen — daß er an jenem Abende eine außergewöhnliche Miene zur Schau trug. Wahrscheinlich hatte er unsere Worte vernommen. Nur wir, wir sprachen von den Preußen, und der Greis dachte an Franzosen, an ihren triumphvollen Einzug, nach dem er so lange schon schmachtete: Mac Mahon sah er im Geiste die mit Blumen bestreute Avenue herunterreiten, seinen Sohn dem Marschall zur Seite, und sich, den Alten, auf dem Balkon stehen, in großer Uniform wie bei Lützen, die durchlöchernten Fahnen grüßend und die vom Pulverstaub geschwärzten Adler!

Armer Vater Jouve! Ohne Zweifel hatte er sich eingebildet, daß man ihn verhindern wollte, der Ankunft unserer Truppen beizuwohnen, um eine zu große Erschütterung bei ihm zu vermeiden. Auch hütete er sich wohl, zu irgend jemandem davon zu sprechen; aber am folgenden Morgen, zur selben Stunde, in der die preußischen Bataillone sich über die lange Straße bewegten, die von der Porte Maillot bis zu den Tuileries führt, öffnete sich dort oben geräuschlos das Fenster, und der Oberst erschien auf dem Balkon mit seinem Helm, seinem langen Säbel und in dem alten ruhmvollen Staat der ehemaligen Kürassiere von Milhaud. Noch heute frage ich mich, welche Willensanstrengung, welche Lebenskraft ihn so auf die Füße gebracht hatte. Jedenfalls war er da und stand hinter der Rampe, erstaunt, die Avenue so öde, so tot zu finden, die Fensterläden geschlossen und Paris düster wie ein großes Lazarett: überall Fahnen aufgesteckt, aber so sonderbare, weiße mit rotem Kreuz und keiner, um unsere Soldaten zu empfangen.

Einen Augenblick konnte er glauben, sich getäuscht zu haben.

Doch nein! Von dort unten, hinter dem Triumphbogen her, hörte man verworrenen Lärm, eine schwarze Linie bewegte sich immer deutlicher näher, — nach und nach erblickte man die Spitzen der glänzenden Helme, die kleinen preußischen Tamboures fingen an zu trommeln, und unter dem Arc de l'Etoile ertönte — von dem schweren Tritt der Bataillone und dem Säbelgerassel begleitet — der preußische Siegesmarsch von Schubert.

Plötzlich vernahm man durch die düstere Abgestorbenheit des Platzes einen Schrei, einen furchtbaren Schrei: „Zu den Waffen! zu den Waffen! Die Preußen!“ Und die vier Ulanen der Vordergarde konnten dort oben auf dem Balkon einen riesigen Greis taumeln sehen, die Arme ausstrecken und niederstürzen. Dieses Mal war der Oberst Jouve wirklich gestorben.

Aus aller Welt.

— Ein Brillantendiebstahl, bei dem der Sohn einer sehr angesehenen Familie aus Berlin W. eine merkwürdige Rolle spielt, beschäftigte die I. Strafkammer des Landgerichtes II. Wegen Diebstahls und Beiseiteschaffen von Sachen, die unter amtlichen Verschuß gelegt wurden, mußte sich der Student der Medizin B. vor dem Strafrichter verantworten. Unlängst

der sich offensichtlich bemühte, die Aufmerksamkeit einer am Nebentische sitzenden jungen Dame zu erregen. Es war dies eine in Kreisen der Lebewelt sehr bekannte Dame, namens Linda L., die sowohl wegen ihrer eleganten Kleidung wie wegen ihrer sehr kostbaren Brillantohrringe sich eines gewissen Rufes erfreute. Ihre Brillantohrringe waren ein „Souvenir“, das sie von einem russischen Fürsten erhalten hatte. — Zwischen der „schönen Linda“ und ihrem Verehrer war aber bald eine Bekanntschaft angeknüpft. Am nächsten Morgen stürzte Fräulein Linda mit schreckensbleichem Gesicht in das zuständige Polizeibureau und machte Mitteilung davon, daß ihr in der Nacht von einem Herrn, der sich „Felix v. Alten-Bockum“ genannt habe, zwei wertvolle große Brillanten gestohlen worden seien. Sie gab eine genaue Beschreibung des angeblichen „v. Alten-Bockum“ und überreichte der Kriminalpolizei einen auf zartrosa Papier geschriebenen Brief, der gleichfalls mit dem Namen „Felix v. Alten-Bockum“ unterzeichnet war. Als besonderes Kennzeichen gab sie ferner an, daß der Täter einen eigenartig geformten Schlangenring getragen habe. Die Kriminalpolizei setzte alle Hebel in Bewegung, den Dieb zu ermitteln, jedoch ohne jeden Erfolg. Nach Verlauf mehrerer Monate ereignete sich eines Nachts in einem bekannten Nachtlokal folgende Szene: Fräulein Linda, die inzwischen den Verlust ihrer Brillanten fast verschmerzt hatte, stürzte plötzlich auf einen eleganten jungen Mann zu und beschuldigte ihn des Diebstahls an den Brillanten. Nach einer höchst erregten Auseinandersetzung mußte die ganze Gesellschaft den Weg zu der nächsten Polizeiwache antreten. Hier entstand eine nicht geringe Ueberraschung, als sich der des Diebstahls Beschuldigte als Student der Medizin bezeichnete und behauptete, daß sein Bruder höherer Justizbeamter in Berlin sei und sein Vetter einen hohen Posten bei der Regierung bekleide. Es ergab sich, daß diese Angaben richtig waren. Der Festgenommene leugnete mit aller Entschiedenheit, der Täter zu sein und behauptete, daß er das Opfer einer Personenverwechslung sei. Eine in seiner Wohnung vorgenommene Haussuchung erbrachte jedoch erdrückende Beweise gegen ihn. Es wurden außer dem auffälligen Schlangenring und dem rosa Briefpapier mit dem Namen „Felix v. Alten-Bockum“ auch zwei lose Brillanten vorgefunden, die die Bestohlene als ihr Eigentum reklamierte. B. selbst behauptete, daß diese Steine sein Eigentum wären, gab aber über ihre Herkunft eine recht eigentümliche Auskunft. Den einen Brillanten wollte er von einem Engländer aus Dankbarkeit dafür erhalten haben, daß er ihn aus einer Gletscherspalte in der Schweiz errettet habe, den zweiten Stein wollte er von einem Kellner in Chamoniex gekauft haben. Trotz dieser erdrückenden Beweismittel leugnete B. immer noch, der Dieb zu sein. Schließlich wurde auch noch der gerichtliche Schreibsachverständige, Rechnungsrat Drogolin herangezogen, der begutachtete, daß der an die Bestohlene gerichtete Brief unzweifelhaft von der Hand des Angeklagten herrühre. Nach einer längeren, unter Ausschluß der Öffentlichkeit geführten Verhandlung kam das Gericht zu der Ueberzeugung, daß der Angeklagte der Täter sei, zumal da er auch die bei ihm beschlagnahmten rosa Briefbogen beiseite geschafft habe. Das Urteil lautete auf sechs Monate und eine Woche Gefängnis.

— Ein schweres Straßenbahnunglück ereignete sich in dem rheinischen Orte Herzogenrath. Dort sauste gegen 7 Uhr abends, wie gemeldet wird, ein elektrischer Straßenbahnwagen infolge des Versagens der Bremse die bergige Hauptstraße hinab und entgleiste. Er fuhr mit solcher Gewalt gegen die Mauern der Kirche, daß der Oberteil des Wagens von dem Gestell abbrach. Schon während der rasenden Fahrt wurde ein Bergmann überfahren und getötet. Durch den Anprall des Wagens stürzte ein Stück der Mauer ein und verletzte acht Insassen des vollbesetzten Straßenbahnwagens schwer. Zehn Personen kamen mit leichten Verletzungen davon.

Eine impressionistische Landschaftsmalerei.

Eine kunstgeschichtliche Betrachtung anlässlich der Gemälde-Ausstellung von Fräulein Emma Voß.

Ein Stück echten Münchener Künstlerlebens mitten im kunstverlassenen Brasilien: eine freudigere Ueberraschung kann einem kunsthungrigen Menschen so leicht nicht zuteil werden. Fahre ich da zufällig in der vergangenen Woche nach S. Paulo und bekomme unmittelbar vor der Reise in aller Morgenfrühe noch einen Brief in die Hand gedrückt, der zum Besuch der eben eröffneten Gemälde-Ausstellung im „Radium“ einladet. Daß ich mir eine so seltene Gelegenheit nicht entgehen lassen dürfe, war für mich selbstverständlich. Auch klang es gar zu verlockend: „A pintora, Emma Voß, recém-chegada de Munich, onde completou seus estudos na Escola Impressionista (estilo moderno)“.

Der „moderne Stil“ ist nun freilich nicht jedermanns Ding, und, daß ich es gleich sage: ich fürchte sehr, daß hierzulande das Verständnis für impressionistische Malerei noch sehr, sehr in den Kinderschuhen stecken wird. In lusobrasilianischen Kreisen, soweit sie nicht durch Europareisen mit deutschem Wesen und moderner europäischer Kunst in Berührung gekommen sind, wird man vielleicht dieser ganzen neuen Richtung in der Malerei mit völliger „Fassungslosigkeit“ gegenüberstehen. Ja, wenn es sich um säuberlich hingezeichnete und in kleinlichster Sorgfalt ausgepinselte Bilder handelte, auf denen „auch etwas zu sehen“ wäre, eine blutige Schlacht oder ein zärtliches Rendez-vous, ein glänzendes Fest oder eine hold lächelnde Schöne, alles hübsch fein und möglichst prunkvoll und pathetisch hingemalt, das würde dem hiesigen Geschmack und Gebrauch entsprechen und wohl auch klingenden Erfolg haben. Aber ehe wir hier für impressionistische Malerei reif sind, wird noch viel Wasser den Tieté hinunter und noch viel geduldige Oelfarbe über noch geduldigere Leinwand hinfließen und noch manch charakterlos „gelecktes“ Gemälde „schön“ gefunden werden. Da ist eine Ausstellung, wie die von Fr. Voß, tatsächlich ein kühnes, aber erfreuliches Wagnis. Weiß doch jedenfalls nur der geringste Teil der Ausstellungsbesucher, was eigentlich die impressionistische Malerei will und leistet. So viel mir bekannt, ist auch kein einziger deutscher Kunsthistoriker hierzulande, der Wißbegierigen darüber einmal mit den Kenntnissen eines Fachmannes Auskunft geben könnte. Nur aus diesem Grunde wage ich es, als Laie meinen persönlichen Gedanken und Empfindungen hier Ausdruck zu verleihen in der stillen Hoffnung, daß sie an ihrem bescheidenen Teil dazu beitragen, dem einen oder anderen zu einem Verständnis und zu einem freudigen Genießen der ausgestellten Gemälde zu verhelfen.

Die historischen Notizen dieses Aufsatzes machen natürlich keinen Anspruch auf Vollständigkeit, da ich hier keine Geschichte des Impressionismus geben will; ich kann in Ermangelung jeglicher kunstgeschichtlicher Literatur nur aus dem schöpfen, was nach jahrelanger Beschäftigung mit der Geschichte der Malerei und häufigen Besuchen der bedeutendsten Kunststätten Europas mein inneres Eigentum geworden ist.

Die Wiege des Impressionismus stand in Frankreich. Man war sich, etwa im 6. Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts, namentlich in den Kreisen der Landschaftsmaler endlich darüber klar geworden, daß die Ateliermalerei mit ihren ovig gleichen, braunen Schatten und dunkeln Tönen sich weit von der Natur entfernt hatte. „Zur Natur zurück!“ Dieser alte Ruf, der je und je wie eine Erlösung durch die blasierter gewordene Kulturwelt hindurchgeht, — auf welchem Gebiet konnte er wohl einem natürlicheren Bedürfnis entgegenkommen, als auf dem der Landschaftsmalerei. Ein Landschaftsbild in der künstlichen Beleuchtung des Ateliers aus dem Gedächtnis oder aus freier künstlerischer Intuition heraus malen und dabei ein Gemälde schaffen, das wahren Kunstwert hat und zugleich

auch der Wirklichkeit draußen gerecht wird, dazu gehörte schon eine so bedeutende künstlerische Genialität, wie sie beispielsweise ein Ruisdael besaß, der seine berühmten Wasserfälle mit ihren ragenden Felsen und brausenden Wogen gemalt hat, ohne je in seinem Leben einen Wasserfall gesehen zu haben. Aber selbst einem Ruisdael wäre eine solche künstlerische Tat nicht geglückt, wenn er nicht in seinem sonstigen Schaffen immer wieder von der Natur selbst ausgegangen wäre. Ja, gerade die beiden Forderungen, die jene in Frankreich entstehende moderne Landschaftskunst auf ihr Banner schrieb, die allgemein zum Schlagwort gewordene Parole: „plein air“ und „impression“, „Freilicht- und Eindrucksmalerei“, gerade diese beiden Forderungen hat Ruisdael schon vor Jahrhunderten bewußt oder unbewußt an sich selbst gestellt und erfüllt: derselbe Ruisdael, der im Atelier aus bloßer Phantasie heraus die ihm von einem Kunstfreunde geschilderten nordischen Wasserfälle malte, konnte stundenlang auf den Dünen von Haarlem sitzen, wo der Blick weit, weit über die stimmungsvollen Wiesen- und Wasserflächen Hollands hinschweift, und dort in seinen Dünen- und Weiden-Landschaften mit ihrer feuchten Luft, ihren endlosen Fernsichten, ihren Wolkenballen und ihrem klaren Silberlicht seine tiefsten Empfindungen, seine ungestillte Sehnsucht auf die Leinwand malen: Freilicht und Eindruckskunst, — genau dasselbe, was der französische Impressionismus oder Pleinairismus wollte. Anfangs fand diese neue Richtung viel Widerspruch, ja offenen Hohn und Spott. Machten ihre Bilder doch zunächst den Eindruck des Unfertigen, Skizzenhaften. Man konnte auf den Gedanken kommen, die Maler seien alle kurzzeitig geworden, oder sie malten mit halbgeschlossenen Augen. Dazu kam die völlig neue Technik: die Palette brauchte nur noch einige wenige Farben, die mit zentimeterbreitem Pinsel voll und pastos und fast ungemischt in Punkten und Strichlagen nebeneinander gesetzt wurden. Natürlich fehlte es, wie in jeder neuen Bewegung, auch nicht an Uebertreibungen, die geeignet waren, z. B. die Pointilliermethode zum Gespött zu machen. Aber der wirklich echte Kern der Bewegung erwarb sich bald immer mehr Freunde und hat heute, man kann wohl sagen, auf der ganzen Linie gesiegt. Bald ging der Zug der deutschen Landschaftler, statt wie früher nach Italien, nach Holland und Frankreich. In Holland, wo die eigentliche Landschaftsmalerei als besonderer Kunstzweig erst entstanden ist, studierte man die alten Meister und entdeckte, wie natürlich sie gemalt hatten, welche Wirklichkeitsliebe, welche Naturbeobachtung und zugleich welch tiefes Empfinden in diese oft so schlichten Bilder eines Salomon oder Jakob v. Ruisdael, eines Hobbema, eines Jan von Goijen, Wouwerman, Teniers und wie sie alle heißen, hineingemalt war. Und in Frankreich war es vor allem die moderne Schule von Barbizon, wo man unter den mächtigen Bäumen der alten Parks im Dämmer- und Zwielficht „Stimmungen“ malte und zugleich die neue Technik studierte. Diesen Weg sind die meisten unserer neuzeitlichen Maler gegangen, um nur 2 der bedeutendsten zu nennen: Fritz v. Uhde und Max Liebermann.kehrten sie dann nach Dresden, Berlin oder München zurück, so brachten sie neue Gedanken, neues Wollen und eine frische vorwärtsstrebende Eigenart mit. Ein ganz neuer lebendiger Zug ging durch die gesamte Kunstwelt; überall bildeten sich neue Schulen und Gruppen, unter denen die Worpsweder im Norden und die Dachauer im Süden wohl die bekanntesten sind.

Ein ganz neues Stoffgebiet eröffnete sich der Malerei: die köstlichen Motive kleinbäuerlicher Dörfler oder mittelalterlicher Landstädtchen mit ihrem gemächlichen Frieden und ihrem behäbigem Wohlstand, die reine klare Luft der weiten Wiesen und Felder, vor allem der einzigartige Zauber deutschen Haidelands, — weite Blicke und feine Stimmungen, wie sie die Beleuchtung der verschiedenen Tageszeiten her-

vorrufft, aufgenommen von einer tief empfindenden Künstlerseele, die die leisesten Schwingungen der Naturseele nachzufühlen vermag und sie in kräftig entwickelter Eigenart innerlich verarbeitet, — kurz, wie der große Franzose sagt: „Ein Stück Natur, durch ein Temperament gesehen“, das ist's, was unsere heutigen Landschaftler anzieht. Das Ziel, das der Impressionismus erreichen will und erreicht, ist: ein Stimmungsbild zu schaffen, das aus unmittelbar-lebendigem Empfinden der Künstlerseele beim Anblick eines Stückes echter Natur herausgeboren, die Eindrücke wiedergibt, die den Maler im Augenblick des Schauens beseelen. Sie wollen also nicht die Landschaft gleichsam farbig photographieren, nicht die genaue Wirklichkeit einfach kleinlich kopieren, so wie man sie mit scharf ausschauendem Auge erblickt, oder wie sie noch schärfer, als unser Auge, das photographische Objektiv wiedergibt; — dann wären die neuesten Chromplatten die besten Landschaftsmaler. Nein, ihre eigenen Empfindungen beim Anblick der oder jener Landschaft wiedergeben und den gleichen Eindruck, dieselbe Impression beim Beschauer des Bildes wecken, das war's, was man erstrebte. Und da verstand man es immer mehr, das Wesentliche, das Stimmunggebende in der Landschaft, das, was beim ersten Blick auf unser Auge und Herz einwirkt, ohne störendes Beiwerk zu erfassen. Man will eine geschlossene Wirkung erzielen; daraufhin ist alles angelegt. Daher ist alles und nur das betont, was dieser einen Wirkung dient, daher fehlt alles, was diese Wirkung stören könnte oder nur nicht fördert. Daraus entstand ganz von selbst die unserer gesamten Zeit eigene Freude am Stilisieren, am klaren Aufbau der Komposition, an dekorativer Führung der Hauptlinien, an übersichtlicher Verteilung der Hauptlicht- und Schattenmassen, an möglichster Vereinfachung der Darstellungsmittel bis zum äußersten, an völliger, abgeklärter Ruhe im Ausdruck.

Diesem Ziel muß auch die Farbengebung dienen. Klare ruhige Farbenakkorde ohne viel Obertöne tragen mit dazu bei, die eine, heabsichtigte Stimmung auszudrücken. Dadurch gewinnt nun auch das Licht an sich seine Bedeutung. Nicht umsonst brachte uns das Ende des vorigen Jahrhunderts den begeisterten Rembrandtkultus. Bei diesem Größten der Großen, der unter Hollands trübem Wolkenhimmel das Geheimnis des Lichtes entdeckte, lernte man, nicht mehr „beleuchtete Gegenstände“, sondern sozusagen das Leuchten selbst, leuchtende Luft, „Licht an sich“ zu malen. Man schwelgte in Licht- und Farbenflecken, ohne ihren Eindruck durch ausgeführte Einzelheiten abzuschwächen. Ja oft ist es die Farbe allein, die die ganze Stimmung trägt. Das Motiv verliert völlig seine Bedeutung; es ist nur noch Träger der Farbe. Das ist z. B. auch der ganze Zweck des modernen Stillebens. Nicht mehr, wie früher, durch gefällige Zusammenstellung von allerhand Pflanzen, Tieren und Dingen des täglichen Lebens diesen „toten“, „stillen“ Gegenständen ein gewisses „Leben“ einhauchen (daher Stilleben, *natureza morta*), — nein, die Sujets moderner Stilleben haben an sich gar keine Bedeutung mehr. Man fragt nicht, was für Dinge man malt, sondern sucht bestimmte Farbklänge zusammenzustellen, die bloß durch ihre Farbigkeit, durch die Abstufung und das Nebeneinander der verschiedenen Töne gleichsam als Farbensinfonie wirken sollen; auch hier wieder zugleich mit dem Streben möglichster Einfachheit und Klarheit. Wie weit gerade diese Einfachheit überraschende Wirkungen zu erzielen imstande ist, kann man an modernen Steindruckern und in der Öffentlichkeit z. B. an unserer neuzeitlichen Plakatkunst bewundern. Mit 2, 3 Farben und hloßer Andeutung oft nur der Umrisse oder nur der großen Licht- oder Schattenflächen ohne jegliche Einzelheiten schafft man da künstlerische Eindrücke, die kaum eine andere Technik zu erreichen vermag.

Natürlich darf man diese Bilder nicht aus zu großer Nähe betrachten. Schon Rembrandt konnte zornig schelten: seine Gemälde seien nicht zum Beschnüffeln da, seien nicht für die Nase, sondern für das Auge gemacht.

Erst wenn man zurücktritt, oft weit zurücktritt, erschließt solch ein breit hingestrichenes Bild die ganze Fülle seines Lebens.

Endlich gehört zu solch einem impressionistischen Gemälde auch eine passende Umgebung. Eine wuchtig angelegte moderne Landschaft in ein kleines zierliches Rokozozimmer zu hängen, ist eine Barbarei, die natürlich dem Bilde jede Wirkung raubt. Ruhige Linienführung auch in der Zimmereinrichtung, vor allem auch ganz einfache Tapeten ohne jedes aufdringliche Muster, Tapeten, die ich möchte sagen, nicht eine eigene Melodie mitspielen wollen, sondern nur in ruhigen breiten Tönen die Begleitung übernehmen, wie der Baß in der Musik gleichsam die Grundlage abgeben, auf der sich nun das übrige aufbaut. — in ein solches Zimmer eine impressionistische Landschaft (wie etwa das Bauernhaus Nr. 3) in einfachem breitem Rahmen. — man staunt immer wieder über die vornehme Ruhe und wunderbar tiefe Wirkung, die ein solch künstlerisch ausgestattetes Zimmer macht. Einfachheit und Schlichtheit auch in den Möbeln, verbunden mit unbedingter Gediegenheit und Ehrlichkeit in Material und Herstellung, die sind es, die unseren modernen Zimmereinrichtungen den anziehenden, edlen Charakter geben. Das ist moderne Raumkultur, auch eine Folge der Begleiterscheinung der gesamten neueren Kunstentwicklung.

Wer diesen ganzen Gang der Kunstbewegung miterlebt oder verfolgt hat, der kann sich nur freuen, daß nach der langen Periode des Epigontums nun endlich wieder ein deutliches Aufwärts zu beobachten ist. Seine Kinderkrankheiten hat der Impressionismus bereits überstanden. Ob man vor den Werken der bedeutendsten französischen Impressionisten steht, eines Courbet, Corot, Millet, um nur blindlings einige herauszugreifen: ob man im Rijksmuseum in Amsterdam oder im Mesdagmuseum im Haag die modernen Holländer bewundert, einen Israels an der Spitze, dann Mesdag selber, die Brüder Maris, Bishop, Blommers und wie sie alle heißen; ob man in den Gemädegalerien von Edinburg und vor allem Glasgow die schottischen Meister kennen lernt, die relativ eigene Wege gegangen sind; ob man in der Tategalerie in London die merkwürdige Eigenart der Praerafaeliten studiert, oder endlich in Dresden, Berlin, Karlsruhe, Düsseldorf, München die deutschen Ausstellungen der Sezession in all ihren verschiedenen Gruppen besucht, überall gewinnt man denselben erfreulichen Eindruck: Von der anfänglichen Unreife, von der künstlichen Kindlichkeit einer gesuchten Naivität, von der Stillosigkeit oder richtiger vielleicht dem Stil-Uebermaß des sogenannten Jugendstils, von all dem Tasten und Suchen und Experimentieren der ersten Zeit ist man zu festen klaren Zielen, einer in ernstem Fleiß erarbeiteten Technik und einem ruhigen, abgeklärten Schaffen gekommen. Heute steht der Impressionismus als eine zwar weitverzweigte, aber verhältnismäßig geschlossene Kunstrichtung da, die weiß, was sie will, und erreicht, was sie will, eine würdige Fortsetzung der alten großen Meister der Landschaft, eine Bürgschaft für eine gesunde Weiterentwicklung und Aufwärtsbewegung unseres gesamten Kunstschaffens und Kunstempfindens.

(J. J.)

São Paulo.

— In der Zeitung „El Pueblo“ veröffentlicht Herr Blasco Ibanez einen Brief, der an die ländlichen Arbeiter gerichtet ist und sie zur Auswanderung nach Argentinien einlädt, wo sie nach den Worten des Schreibers herrliche Ländereien, Ackerbaugeräte und Wohnhäuser vorfinden, wo sie an den

Ernten 50 Prozent Reinverdienst haben und wo jeder von ihnen aller Wahrscheinlichkeit nach in ungefähr zehn Jahren etwa 15 Contos ersparen kann. Auf diesen Brief hin entschlossen sich sofort hunderte von Familien in Argemesi, Alberique usw. zur sofortigen Auswanderung nach Argentinien. Viele arme Landleute in den spanischen Provinzen bedauern, daß sie nicht die nötigen Mittel zur Reise haben. Herr Blasco Ibáñez kam mit demselben Dampfer, auf dem auch Herr Saenz Pena kam, durch Rio. Er hielt sich allerdings nur einige Stunden auf und fuhr dann weiter nach Buenos Aires. Jedenfalls verstehen sich die Argentinier auf Reklame und der bekannte Schriftsteller wird einen Vertrag mit ihnen geschlossen haben, bei dem er auch nicht zu kurz kommt.

— Man hört jetzt soviel von der unermüdbaren Tätigkeit der japanischen Propagandagesellschaften sprechen, die die Auswanderung ihres Landes nach Südamerika zu lenken suchen. Die landessprachlichen Zeitungen von Rio und von S. Paulo behandeln die Nachrichten davon mit einer gewissen Achtlosigkeit. Sie verdienen indessen ein eingehendes Studium und volles Interesse. Die Japaner haben ein Auge auf Südamerika geworfen. Schon gibt es zwei staatlich subventionierte Dampferlinien, die den Verkehr nach Chile und Peru unterhalten. Bald werden sie auch auf der atlantischen Seite erscheinen. Jedermann weiß, daß der japanische Arbeiter nüchtern, intelligent, fleißig und zähe ist. Man muß sich aber doch darüber klar werden, daß er ganz und gar nicht für uns paßt. Die Erfahrung, die andere Länder mit weißer Bevölkerung mit den „Japs“ gemacht haben, sollte uns zur Warnung dienen. Wir sollten nicht einen Fehler begangen, den sie sich bemühen wieder gutzumachen. In den Vereinigten Staaten, in Britisch-Kolumbia, in Australien, in Singapore und auf den Hawai-Inseln haben die Japaner die Lohnsätze und damit alle Lebensverhältnisse aus dem Gleichgewicht gebracht. Sie arbeiten für einen lächerlich geringen Lohn und bringen so den weißen Arbeiter um sein Brot. Sie leben von einer Handvoll Reis und einer Banane und machen noch Ersparnisse bei einem Lohn, der von einem weißen oder selbst schwarzen Arbeiter als Beleidigung aufgefaßt werden würde, wenn man ihn ihm anbieten wollte. So verschulden sie überall Konflikte, und die Regierungen beeilen sich, die Einwanderung einzudämmen. Die Vereinigten Staaten wären beinahe noch deswegen in einen Krieg mit Japan geraten, denn die japanische Regierung steht hinter jedem der so harmlos aussehenden kleinen gelben Kerle. Hätten damals die Vereinigten Staaten nicht die achtunggebietende Flotte auf ihre Weltreise geschickt und so die durch den siegreichen Krieg mit Rußland etwas sehr übermütig gewordenen Japs einigermaßen zur Besinnung gebracht, — wer weiß, was geschehen wäre. Vor uns freilich würden die Japaner wohl so leicht keinen Respekt bekommen. Die Japaner sind lebenswürdig, zuvorkommend, sympathisch im höchsten Grade. Die riesige Arbeitsmenge, die sie bewältigten, um ihr Reich auf seine jetzige Höhe zu bringen, diese ganze ungeheuer angestrenzte Tätigkeit der letzten Jahrzehnte ehrt nicht nur die bisher immer etwas über die Achsel angesehene mongolische Rasse, sie ehrt die ganze Menschheit. Ja, Japan ist eine Ehre und eine Zierde für die Menschheit. Die Japaner ehren und zieren also die Welt, aber, seien wir ehrlich — nur in Japan! Hier würden sie nur die Schwierigkeiten der Lage vermehren oder diese Schwierigkeiten gar erst schaffen. Man braucht ja die Einwanderung von Japanern nicht gerade zu verbieten, aber unterstützen sollte man sie auch nicht, jedenfalls eine Masseneinwanderung verhindern.

— Die British Bank of South America hat die sehr dankenswerte Einrichtung getroffen, daß sie auch kleine Kontokorrenteinlagen annimmt. Und zwar muß die erste Einlage 50\$000 betragen, während weitere Einzahlungen bereits in Höhe von nur 20\$000 angenommen werden. Die Entnahmen dürfen nicht unter 20\$000 sein. Verzinst werden die Guthaben mit 4 Pro-

zent. Der Verkehr wickelt sich in den denkbar einfachsten Formen ab. Wer weiß, wie schwierig und zeitrauend es ist, bei unserer öffentlichen Sparkasse, der Caixa Economica, Gelder einzuzahlen und abzuholen, der wird das Entgegenkommen des angesehenen Bankinstituts wohl zu würdigen wissen. Wir verweisen im übrigen auf die Anzeige.

— Brasilien ist bekanntlich das klassische Land der Stellenjägerie. Jeder zweite Mensch sucht bei uns ein Aemtlein, das ihm wenig Arbeit verursacht und etwas Geld einbringt. Es ist das ein Uebel, an dem unsere Republik und unser politisches Leben krankt und das vielen aufrichtigen Patrioten die Freude an dem ganzen Betrieb verdorben hat. Da ist es ein schwacher Trost, daß es in Portugal genau so zugeht. Die Republik ist dort erst zwei Monate alt, aber trotzdem werden die Führer von ihren Anhängern überlaufen, die alle in einer Anstellung den Lohn ihres Republikanismus einstreichen möchten. Die „Luta“ erzählt darüber folgende reizende Anekdote: „Unser Freund Dr. Paulo Falcão, Zivilgouverneur von Porto, erhielt vor einigen Tagen den Besuch Eduardos de Artavett. — Ich möchte Dich bitten . . . — Was? Auch Du willst ein Aemtlein haben? — Allerdings, aber eins, bei dem ich nur drei Tage im Jahre Geld verdiene. — So eines giebt es ja gar nicht! — O doch! Ernenne mich zum Senhor Jesus de Mattosinhos. An den drei Wallfahrtstagen verdiene ich ein Vermögen.“ Diese Anekdote, so sagt die „Luta“, ist authentisch und als Satire auf die Stellenjägerie ist sie jedenfalls ausgezeichnet.

— Im Alter von 80 Jahren verschied gestern früh um 5 Uhr Herr João Cichon. Den trauernden Hinterbliebenen unser herzlichstes Beileid.

— Der „Imprensa“ entnehmen wir folgende Betrachtungen, die uns den Nagel auf den Kopf zu treffen scheinen und die wir deshalb wenig verkürzt wiedergeben: „Ein merkwürdiger Fall von sogenannter Respektsverweigerung der durch die Konstitution garantierte Bewegungsfreiheit gegenüber hat neuerdings das Justiztribunal von S. Paulo beschäftigt, das die „Reklamanten“ abwies und sie dadurch veranlaßte, an das Oberste Bundesgericht zu appellieren. Dieses wird also in seiner nächsten Sitzung ein Urteil zu fällen haben, das eine merkwürdige, wenn nicht ganz neue Auslegung des Begriffes „persönliche Freiheit“ schaffen kann. Wir wollen in kurzen Worten erklären, worum es sich handelt. Um den Verkehr zu erleichtern, verbot die Polizei in S. Paulo das Stehenbleiben auf den Bürgersteigen. Diese Maßregel richtete sich offenbar nicht gegen bestimmte Personen, sondern wurde im Interesse der öffentlichen Ordnung ergriffen. Nun, es fand sich ein Mann, der es für nötig hielt, dagegen Protest zu erheben. Dieser Mann war Herr Dr. J. F. de Mello Nogueira, der die Unterschriften von ungefähr 144 Personen zusammenbrachte und zu deren Gunsten beim Appellationsgericht des Staates Habeas corpus verlangte, unter der Begründung, daß die polizeiliche Maßregel gegen das konstitutionelle Prinzip vollständiger persönlicher Freiheit verstoße. Das Gericht beschloß, das Gesuch um Habeas corpus sei zurückzuweisen, weil nach Ansicht des Gerichts die Bestimmung des Polizeichefs eine im öffentlichen Interesse getroffene Maßnahme sei. Was wollen nun eigentlich die 144 Unzufriedenen mit Herrn Dr. Mello Nogueira an der Spitze? Nichts mehr und nichts weniger als das Privileg, wie bisher, kleine Zirkel und große Zirkel vor den Türen der Kaffeehäuser zu bilden, oder wo es ihnen sonst paßt, ohne zu bedenken, daß dies dem Rechte zuwiderläuft, das allen Leuten zusteht — dem der freien Zirkulation auf den Straßen. Es ist also nicht die volle Bewegungsfreiheit, die sie verlangen, es ist die Aufrechterhaltung des alten Mißbrauches, die Bewegungsfreiheit anderer Leute beschränken zu dürfen! Die Staatsweisheit sagt, daß die wohlverstandene individuelle Freiheit ihre Grenze in der Freiheit anderer Leute findet. Wenn also das Recht, auf der

Straße stehen zu bleiben, das konstitutionell gewährleistete Recht der freien Bewegung schädigt, so wird es zu einer ungerechtfertigten Anmaßung gegen die Interessen der großen Mehrheit, was denn auch die sehr vernünftige Auffassung des Polizeichefs und des Appellationsgerichtes in S. Paulo ist. Als solche aber muß es unterdrückt werden. Uebrigens ist die Maßregel der Polizei durchaus keine Neuerung auf dem Gebiete des Straßenverkehrs und der persönlichen Bewegungsfreiheit. Sie figuriert in dem Verkehrskodex, mit dem Herr William Phelps Eno Newyork und alle übrigen Großstädte der Vereinigten Staaten begabte, ein Kodex, der sich so bewährte, daß er gegen Mitte dieses Jahres auch in Paris eingeführt wurde. Am 24. Juni nämlich erließ der Polizeipräfekt von Paris, Lépine, ein Reglement über den Straßenverkehr, das nichts anderes ist, als eine Anwendung des Kodex Eno. In diesem Reglement stehen Vorschriften, besonders über den Automobilverkehr, deren Einführung für die brasilianischen Großstädte von großem Nutzen sein würde — doch würde es zu weit führen, sie in den Kreis dieser Betrachtungen zu ziehen. Wir wollen nur den Paragraphen anführen, der mit wunderbarer Genauigkeit der von der Paulistaner Polizei getroffenen Maßregel entspricht. Die Bestimmungen der französischen Polizei sind sogar noch viel strenger, denn sie schreiben noch eine besondere Richtung für das Gehen auf der Straße vor. Hier der betreffende Paragraph: „Die Passanten, die die Bürgersteige benutzen, haben sich auf der rechten Seite zu halten. Sie haben das Stehenbleiben an den Straßenkreuzungen ganz zu unterlassen und sonst, wenn sie dazu gezwungen sind, die Ränder der Bürgersteige dazu zu wählen. Sie haben es auch zu vermeiden, an den Ausgängen der Theater und anderer zu öffentlichen Veranstaltungen dienender Gebäude unnützerweise stehen zu bleiben.“ Die Maßregel der Paulistaner Polizei hat also ganz und gar nicht den Charakter einer Schikane; im Gegenteil, sie ist durch die öffentliche Sicherheit und das allgemeine Interesse geboten. Wenn doch die Polizei von Rio den Kodex Eno oder das Reglement Lépine einführen wollte! Dann würden die ewigen, durch die Straßenbahn usw. verursachten Unglücksfälle bald nachlassen. Dann würden auch die „Unterhaltungszirkel“ auf den Straßen verschwinden, durch welche oft genug sogar die öffentliche Moral geschädigt und vorübergehende Damen belästigt werden.“ — Sehr richtig. Wir wüßten nicht, was wir noch hinzuzufügen hätten!

— Wir haben von den verschiedenen deutschen Schulen der Stadt Einladungen zu den heute stattfindenden Schlußprüfungen erhalten. Indem wir für die Aufmerksamkeit bestens danken, geben wir zugleich unserem Bedauern Ausdruck, durch unsere Berufspflicht an der Teilnahme verhindert zu sein.

— C. G. Schillings. Mit Blitzlicht und Büchse im Zauber des Elélescho. Kleine Ausgabe der beiden Werke „Mit Blitzlicht und Büchse“ und „Der Zauber des Elélescho“. Mit dem Faksimile eines Briefes von Theodore Roosevelt an Professor C. G. Schillings. 512 Seiten Großoktav mit 83 der besten, urkundtreu wiedergegebenen photographischen Original-Tag- und -Nachtaufnahmen des Verfassers. Preis M. 5.— in prächtigem Künstler-Ganzleinwandband M. 6.50. R. Voigtländers Verlag in Leipzig. Die berühmten ersten Werke von C. G. Schillings sind vielen unserer Leser bekannt. Namentlich das zuerst erschienene Werk „Mit Blitzlicht und Büchse“ ist wohl heute eines der verbreitetsten Reisewerke der letzten Jahre. Der Preis für diese Bücher, je M. 14.—, war, wenn auch für das Gebotene sehr gering, doch manchem zu hoch, und das Bedürfnis nach einer billigen Ausgabe ist stark hervorgetreten. Dem kommen Verfasser und Verleger entgegen, indem sie die interessantesten Kapitel beider großen Werke zu einem Bande zusammengearbeitet, diesen mit 83 der besten Bilder ausgestattet haben und zu dem überaus billigen Preis von M. 6.50 gebunden dem deutschen Volke anbieten. Das Werk verspricht seinem In-

halt und seiner Ausstattung nach ein Volksbuch, wie kaum ein anderes, zu werden. Das Buch und sein Verfasser lassen sich nicht besser schildern, als Theodore Roosevelt es in einem Briefe an Schillings getan hat, der in Faksimile dem Werke beigeheftet ist. Er schreibt u. a.: „Ich bin außerordentlich erfreut, daß demnächst eine neue populäre Ausgabe von ‚Mit Blitzlicht und Büchse‘ erscheinen wird. Das Buch ist in vieler Hinsicht das bemerkenswerteste unter allen ähnlichen Werken, es ist das hervorstechendste unter den vielen guten Büchern, die von wissenschaftlich beobachtenden Jägern geschrieben worden sind. Professor Schillings ist ein großer Nimrod und Forscher, ein erfahrener zoologischer Sammler, ein äußerst interessanter Schriftsteller und der hervorragendste Lichtbildner der wilden Tierwelt. Er schlug neue Wege ein in der schwierigen Kunst, die in voller Freiheit lebende Tierwelt im Lichtbilde festzuhalten, und was einige seiner bemerkenswertesten Bilder betrifft, so ist Ebenbürtiges bis heute noch nicht geleistet worden. Professor Schillings ist aber auch ein scharfer und vertrauenswürdiger zoologischer Beobachter, und ein ganz besonderer Vorzug seines Werkes ist es, daß es nicht nur eine Sammlung von Tierphotographien darstellt, sondern daß diese bewundernswerten Bilder als Illustrationen zu einem außerordentlich fesselnd geschriebenen Texte dienen. Sein Buch sollte in alle Sprachen übersetzt und überall gelesen werden, wo es Menschen gibt, die Liebe für die Schönheiten der Wildnis und deren Tierwelt haben und Sinn und Verständnis für das entbehrungsreiche, stählende Leben eines guten Großwildjägers.“

Allgemeine Weihnachtsfeier der Deutschen Schule S. Paulo. Gestern mittag wurde im Theater Casino die Generalprobe der Veranstaltung abgehalten und führte zu einem glänzenden Erfolge. Der Reigen der Mädchen ist von entzückender Wirkung, die Pyramiden der Knaben bilden eine hervorragende Leistung. Die Krone des Programms aber ist das Gesangsmärchen „Gänseliesel“, von der Königstochter mit dem sprechenden Pferde Falada, die auf ihrem Brautzuge verzaubert und von der treulosen Magd betrogen wird, um aber doch zuletzt über Bosheit und Hinterlist zu siegen. Der Gesang der Chöre, wie die Solopartien üben in ihrer Frische in der ausgezeichneten Bewältigung auch der schwierigsten Passagen, in dem weichen und schwermütigen, wie in den jubelnden und aufjauchenden Partien eine packende, oft überwältigende Wirkung aus. Die Akustik des Saales hat gegenüber dem Vorjahre, offenbar durch die damals noch fehlende Ausstattung der Bühne überraschend gewonnen, so daß auch die Deklamationen bis zum letzten Platze zu verstehen sein dürften: Alles vereinigt sich, um die Darbietung auf eine außergewöhnliche Höhe zu bringen. Wer dem Feste fernbleibt, der kann sicher sein, daß er sein Fehlen bedauern wird, wenn er morgen von allen Anwesenden das zu erwartende gute Urteil hört. Darum: wer nicht durch unabänderliche Umstände gehindert sein sollte, der sei heute abend im Theater Casino bei der Deutschen Weihnachtsfeier.

Deutscher Schulverein Villa Marianna. Wir weisen nochmals auf die Weihnachtsfeier hin, die morgen um halb 2 Uhr nachmittags im Schulgebäude stattfindet. Hoffentlich erscheinen die Deutschen von Villa Marianna recht zahlreich zu dem Feste ihrer Schule.

Polytheama. Die gestrige Wiederholung der Operette „Der lustige Bauer“ war ziemlich besucht. Am meisten zeichnete sich Dario Acconci aus, dem seine Rolle ausgezeichnet lag. Auch die übrigen Darsteller ernteten verdienten Beifall. Heute wird „Der Graf von Luxemburg“ wiederholt.

Colombo. Gestern war das Benefiz des großen Schauspielers Giovanni Grasso, kein Wunder, daß das Theater überfüllt war. Es kam das Drama „Malgloria“ zur Aufführung, in dem Grasso den Helden darstellte, einen Menschen, der um seinen Schwiegervater zu retten, die Schuld an einem

in der Hochzeitsnacht begangenen Mord auf sich nimmt und alle moralischen und physischen Qualen, selbst die Verachtung seiner jungen Frau, heroisch erträgt. Das Publikum klatschte enthusiastisch Beifall. Heute, die Dramen „Santa Lucia“ und „Basso Porto“.

Sant'Anna. Wie immer eine gut besuchte und interessante Vorstellung. Rio Hartmann mit seinen 20 dressierten Hunden, die die Pantomime „Die lustige Witwe“ so lustig aufführen, La bella Sirena in ihren lebenden Bildern und Beleuchtungseffekten, Debriège, Janne Kerloo, Shine and Sidney usw. fanden reichen Beifall. Heute wieder eine Vorstellung, deren Besuch lohnend sein wird, und morgen große Matinée mit Verteilung von Bonbons an die Kinder.

Bijou-Theatre. Gestern erregte ein Film das größte Interesse, das den bekanntlich von so traurigen Folgen begleiteten Marathonlauf im Antarcticapark darstellt, an dem der unglückliche Läufer Urbino Taccola teilnahm, der infolge der Ueberanstrengung starb. Heute wird die Vorführung dieses Films wiederholt, außerdem kommen noch mehrere höchst interessante Filme gezeigt, sodaß der Besuch der Vorstellung angelegentlichst empfohlen werden kann.

Munizipien.

Gavião Peixoto. Wie uns in Berichtigung einer in unserer Dienstanummer erschienenen Notiz mitgeteilt wird, hat der Direktor dieser Staatskolonie selbst um seine Entlassung gebeten, um ein industrielles Unternehmen am selben Orte zu gründen. Von einer Entlassung wegen Mißwirtschaft könne also nicht die Rede sein. Die Errichtung einer Postagentur in Gavião Peixoto sei von dem früheren Direktor selbst beantragt worden. Daß sie noch nicht in Betrieb ist, obwohl die Genehmigung bereits längst erfolgte, sei einzig Schuld der Bundesregierung.

Campinas. Vom kommenden 1. Januar ab wird die Station Pitangueiras der Paulistabahn den Namen „Passagem“ erhalten.

— Vorgestern vor 113 Jahren wurde die damalige Freguezia de Nossa Senhora da Conceição das Campinas unter dem Namen S. Carlos de Campinas zur „Villa“ erhoben. Den Namen Campinas erhielt der Ort erst 1842 zugleich mit der Verleihung des Stadtrechtes. Die Stadt Campinas hat also in den 68 Jahren ihres Bestehens als solche recht gute Fortschritte gemacht.

— Augenblicklich hält sich hier ein Vertreter der „Deutschen Fluggesellschaft“ auf, der beabsichtigt, auf dem hiesigen Rennplatz mehrere Aufflüge zu veranstalten. Der Flieger wird Herr Oelbrich sein, der in der Berliner Flugwoche den Preis „Lanz“ gewann. Die Gesellschaft besitzt 3 Eindecker und verfügt über sehr geschicktes Personal. Technische Leiter sind die Herren Dr. Schultz und Herfort.

S. Carlos do Pinal. Vorgestern wurde mit dem Bau eines neuen Theatergebäudes begonnen, das den Namen „Colombo“ führen und Raum für 800 Zuschauer bieten wird. Das Theater wird am Largo de S. Benedicto an der Ecke der Straßen Uruguayana und Victoria errichtet und soll bereits im Februar fertig werden.

— Nach dem Muster des Antarcticaparks in S. Paulo wird hier der „Progreior Parque“ errichtet. Der Park wird 25.000 Quadratmeter groß werden und eine Radrennbahn von 500 Meter Umfang, Tribünen für 2000 Personen, einen Platz für Fußballkämpfe, zwei Lawntennisplätze, einen Schießstand, einen Turnplatz etc. enthalten.

— Herr Ernst Kornfeld hier erntete eine in der Redaktion der „Cidade“ ausgestellte Riesenwassermelone, die ungefähr 30 Kilos wiegt.

Ribeirão Preto. Die Antarcticagesellschaft wird morgen Sonnabend nachmittags 5 Uhr für die bei dem Bau ihrer

hiesigen Brauerei beschäftigten Arbeiter zur Feier des Richtfestes eine Belustigung veranstalten.

Avaré. Am 3. dieses Monats abends 9 Uhr griffen 7 junge Leute eine aus einem Unteroffizier und 2 Soldaten bestehende Patrouille in Bom Successo mit Revolverschüssen an, worauf sie in ein Haus flüchteten, in dem sie sich verbarrikadierten. Am nächsten Tage wurden die Ruhestörer verhaftet, was nicht ohne Kampf abging. Einer von ihnen, Benedicto Domingos Zo, wurde dabei so schwer verwundet, daß er am 5. dieses Monats seinen Verletzungen erlag. Die anderen wurden ins hiesige Gefängnis eingeliefert, wo sie ihrer Verurteilung entgegensehen.

Dous Corregos. Seraphim Barbosa wollte seinen Sohn Sebastião wegen irgend eines Vergehens bestrafen und band ihn mit einem um den Hals gelegten Strick an einem Baum fest, und zwar auf eine so unglückliche Weise, daß das Kind in wenigen Augenblicken erwürgt wurde. Der Vater, der aus Fahrlässigkeit sein eigenes Kind umgebracht hat, wurde verhaftet.

Bundeshauptstadt.

Deutscher Hilfsverein zu Rio de Janeiro. (Neujahrsglückwunschlösung.) Die in der alten Heimat und besonders in den Hansastädten gepflegte Sitte, an Stelle der üblichen Neujahrsglückwünsche eine Spende für gemeinnützige Anstalten treten zu lassen, hat im vorigen Jahre auch in den deutschen Kreisen Rio de Janeiros solchen Anklang gefunden, daß der deutsche Hilfsverein seine Mitglieder bittet, sich wieder dieser Sitte erinnern zu wollen und weitere Kreise hiermit bekannt zu machen. Eine Liste zum Zeichnen liegt auf bei Herrn Marxsen in der deutschen Apotheke sowie bei Herrn Josef Bauer, Rua da Candelaria 38, sobr.

— Beim Standesamt in Botafogo ist das Aufgebot des 29-jährigen Portugiesen Verissimo Gomes de Miranda mit der holden Isabel Emilia Linhares angeschlagen, die nur — 72 Lenze zählt.

— Für die Panzer „S. Paulo“ und „Minas Geraes“ wurden dieselben Offiziere wieder ernannt, die vor der Meuterei zur Besatzung dieser Schiffe gehörten.

— Die Angestellten des Marinehospitals auf der Cobrasinsel schickten gestern eine aus drei Mitgliedern bestehende Abordnung nach dem Cattetepalast, um sich beim Bundespräsidenten über die Verluste zu beklagen, die ihnen die Meuterei des Seebataillons zugefügt hat. All ihre Habseligkeiten wurden entweder zerstört oder gestohlen.

— Mit allen Stimmen gegen nur zwei wurde in der Deputiertenkammer das Projekt über die Konversionskasse und die Festlegung des Kurses auf 16 d. in zweiter Lesung angenommen.

— Heute oder morgen kommt in Rio das 56. Jägerbataillon an, das bisher in Porto Alegre stand. Es soll auf dem Terrain der ehemaligen Ausstellung einquartiert werden. In der nächsten Woche wird auch das 5. Regiment aus Parana ankommen, das vielleicht nach der Cobrasinsel kommt.

— Die Abfahrt des englischen Geschwaders wurde auf Sonntag verschoben. Heute findet zu Ehren der Offiziere ein von der englischen Kolonie gegebener Ball statt.

— Herr Dr. Padua de Rezende, Chef der Kaffeepropagandakommission, berichtete dem Landwirtschaftsminister, daß durch Beamte der genannten Kommission in Rußland Erhebungen angestellt wurden, die ergaben, daß in diesem Lande im Jahre 1909 nur 204.000 Sack Kaffee verbraucht wurden. Der Kaffeehandel sei das Monopol dreier Firmen, die Maschinen zur nochmaligen Aufbereitung des Kaffees besitzen, insbesondere eine Maschine, die dazu dient, kleinbohnigen Kaffee in Perlkaffee zu verwandeln, der besonders im Norden Rußlands sehr gesucht ist. Der Kaffee ist in Rußland mit sehr hohen

Zöllen belastet und wird nur in den Konditoreien verkauft, es gibt keine Kaffeespezialgeschäfte.

— Gestern begannen die Verhandlungen des Kriegsgerichtes gegen den Obersten Pantaleão Telles und die übrigen bei der Beschließung von Manaus und der Absetzung des Staatspräsidenten A. Ribeiro Bittencourt beteiligten Offiziere.

— Der über den Hafen Rio de Janeiro gehende Teil der nächsten Kaffeeernte wird auf 3 Millionen Sack geschätzt.

— Die Wohltaten der energischen Regierung des Marschalls Hermes erstrecken sich bereits auf die bedauernswerten Unterbeamten und Arbeiter der Zentralbahn, die seit Monaten ohne Gehalt und Lohn waren und die beim Amtsantritt des neuen Bundespräsidenten in einer ergreifenden Adresse um Hilfe gebeten hatten. Die Zahlungen sind bereits soweit fortgeschritten, daß in den nächsten Tagen auch die Novemberforderungen erledigt sein werden, so daß die Zentralbahn bis auf weiteres ihren Angestellten nichts mehr schuldet. Wenn aber der Zentralbahndirektor Dr. Paulo Frontin der Presse eine offiziöse Notiz zugehen läßt, in der es heißt, daß „dank seinen Anstrengungen und seinem guten Willen“ die Zahlungen so gefördert worden seien, so muß dem ganz entschieden widersprochen werden. Dr. Frontin hat in dieser Angelegenheit sich weder angestrengt noch guten Willen bewiesen, denn die Klagen der Angestellten hallten seit fünf oder sechs Monaten in der gesamten Fluminenser und Paulistaner Presse wieder. Da Geld in Fülle vorhanden war — man erinnere sich der Spekulationen des Herrn Bulhões! — so gibt es für die Zentralbahndirektion absolut keine Entschuldigung. Dem Marschall aber muß man Dank wissen, daß er diesem ebenso empörenden wie unwürdigen und die Betriebssicherheit gefährdenden Zustande schleunigst ein Ende gemacht hat. Hoffentlich wird er immer darauf sehen, daß sich dergleichen Fälle nicht wiederholen.

Aus den Bundesstaaten.

Amazonas. Herr Leonidas de Mello, der abgesetzte Präfekt des Acreterritoriums, hält sich in Manaus auf, wo er der Presse erklärte, daß er, falls er nach dem Territorium zurückkehren sollte, der bewaffneten Macht nicht bedürfe, da er sich auf die Unterstützung der dortigen konservativen Elemente verlassen könne. Der Unterpräfekt Deoclesiano Coelho weigerte sich, das Amt des Präfekten anzutreten, sodaß die Macht vorläufig noch in den Händen des Hauptmanns Fabrizzi liegt.

Rio Grande do Sul. Eine Gruppe von Kapitalisten beabsichtigt in der Gegend von S. Jeronymo ein großes Gelände zu erwerben, um die dortigen Kohlenlager auszubeuten.

— Der Bericht des Präfekten von Porto Alegre beweist, welche rapide Fortschritte die Staatshauptstadt macht. Außer vielen in Staatsbesitz befindlichen und 38 städtischen Gebäuden zählt der Bericht 15.146 steuerpflichtige Grundstücke auf sowie eine Menge von noch unvollendeten Baulichkeiten.

— Vorgestern kurz nach Mittag brach im Handlungshause von Wilhelm Sauter & Co. in Passo da Areia Feuer aus. Trotzdem daß die Feuerwehr sofort eingriff, wurde das Haus vollständig zerstört. Der Schaden ist sehr beträchtlich.

— In Passo Fundo wurde die Lehrerin Anna Willig verhaftet, die angeklagt ist, auf der Kolonie „Saldanha Marinho“ das Geschäftshaus des Herrn Pedro Pereira in Brand gesteckt zu haben.

— In Bagé kam ein Offizier des Bundesheeres an, der die Reise von Rio nach dort per Eisenbahn gemacht hat. Er brauchte dazu nicht weniger als 14 Tage. Während der Reise hatte er die größten Entbehrungen auszuhalten, sogar Trinkwasser fehlte zuweilen. Auf der Station União da Victoria mußte er eine Woche lang auf den Zug nach Passo Fundo warten. Die provisorische Brücke über den Uruguay mußte

er unter Lebensgefahr zu Fuß auf einer schmalen Planke überschreiten. Es waren, wie er sagt, 2 Wochen eines wahren Martyriums. — Nach dieser und ähnlichen Schilderungen, die wir schon gelesen haben, scheint es vorläufig kein Vergnügen zu sein, mit der S. Paulo—Rio Grandebahn zu reisen.

Wie sich die Chinesen unterhalten.

Wir nähern uns an einem Sommerabend einem chinesischen Dorfe; des Tages Arbeit ist getan, Mensch und Vieh pflegen der wohlverdienten Ruhe. Die ländliche Szenerie bietet ein Bild ruhigen Friedens. Bewaldete Hügel und sorgfältig bewirtschaftete Felder, hier und da mit seltsamen, jedoch malerischen Gebäuden ausgestattet, bilden ein reizendes Panorama; während im Vordergrund ein rauschender Bach munteren Laufes unter einer gewölbten Brücke dahinfließt, sind weiter hinten Hütten in allen Formen und Farben in malerischer Unordnung durcheinander gewürfelt. Unter den Türen, in den Fenstern und an jedem sonst passenden Plätzchen sieht man Männer, Frauen und Kinder: einige mit Tabakspfeifen im Munde, andere mit der Reissuppe in der Hand, die würzige Abendluft der engen Eingeschlossenheit in ihren kleinen Wohnungen vorziehend. Kälber, Schweine, Hunde und Ziegen liegen und wandern dazwischen umher, und Geflügel wie allerlei Vögel picken da und dort, zutraulich gemacht durch die gütige und liebevolle Behandlung, die ihnen allgemein zuteil wird.

Der erste freie Platz, der uns auffällt, ist der Dreschplatz, der gewöhnlich Gemeingut des ganzen Dorfes ist; auf ihm werden alle Versammlungen abgehalten und alle Streitigkeiten geschlichtet. In der Regel beschäftigen sich hier Schaaren von Kindern mit ihren Spielen, während deren Eltern geschäftig schwätzend in Gruppen umhersitzen, um den munteren Scherzen der Kleinen zuzusehen.

Es ist außerhalb Chinas vielfach die falsche Meinung verbreitet, daß daselbst der Kindesmord eine Freistätte habe und deshalb die Kinder, insbesondere die Mädchen, im Abnehmen begriffen seien; der Fremde braucht jedoch nur die Schaaren Kinder beiderlei Geschlechts und jeden Alters zu sehen, die vor den Hütten umherschwärmen, und den freudigen Stolz beachten, mit dem dieselben von ihren Eltern und Großeltern betrachtet werden, um sich zu überzeugen, daß der Kindesmord tatsächlich nicht die Regel in China sei.

Kehren wir zum Dreschplatz zurück. Dort unterhält sich ein lebhafter, helläugiger kleiner Spitzbube mit einem Wollball, der so fest gedreht ist, als wäre er aus Gummi; er schleudert ihn weder einem anderen Knaben zum Fangen zu, noch benutzt er ein Schlagbrett, um ihn in die Höhe zu treiben. Das Schlagen und Fangen des Balles sind dem jugendlichen Bewohner des himmlischen Reiches unbekannte Dinge; er stößt den Ball, wenn derselbe vom Boden zurückprallt, mit flacher Hand in die Höhe und wiederholt die Stöße, so oft ihm dies möglich ist, ohne den Ball zur Erde fallen zu lassen. Wenn er es fertig bringt, sich auf der Ferse umzudrehen, während der Ball im Fluge ist und wenn er den Stoß mit abgewendetem Gesicht auszuführen vermag, so wird er von den anderen Mitspielenden bewundert. Fehlt er den Ball, so nimmt ihn der zunächst stehende Knabe auf, und so fort, bis die Reihe an alle Spielenden gekommen ist.

Hart nebenan sehen wir eine andere Gruppe von Knaben; einer von ihnen ist damit beschäftigt, ein kleines rundes Ziegelstück auf einem Beine hüpfend mit dem Fuß nach einer bestimmten Richtung zu treiben. Treten wir näher, so finden wir, daß ein Stück des Bodens in gleichmäßige Felder eingeteilt ist, die erstaunlich genau ausgemessen sind und uns an ein gleiches oder ähnliches Hüpfspiel unserer Jugend erinnern. Die Regeln dieses Spieles drängen uns im Vergleiche mit dem bei uns bekannten Hüpfspiele die Vermutung auf,

daß jenes in China vielleicht das Original und unseres bloß eine Kopie davon sei.

Einige Schritte weiter spielen zwei Knaben mit einem kleinen an beiden Enden zugespitzten Stückchen Holze, welches so auf einem Stein liegt, daß die eine Spitze frei schwebt; der eine der beiden Spielenden schlägt nun mit einem Stäbchen auf dieselbe, wodurch das Hölzchen in die Höhe fliegt. Auch dieses Spiel ist bei uns wohlbekannt.

Dort drüben wieder hantieren einige Jungen mit Kupfermünzen und einem Dachziegel; sie lehnen den Ziegel gegen einen Stein oder gegen eine sonst passende Stütze, so daß er eine geneigte Stellung bekommt, und nun wirft ein Knabe nach dem anderen mit einer Münze derart gegen seine Fläche, daß das Geldstück einige Schritte weit abspringt. Nachdem jeder der Mitspielenden seinen Wurf getan hat, kommt das Spiel zur Entscheidung: jede einzelne Münze wird dann von ihrem Eigentümer nach der ihr zunächst liegenden Münze geworfen und der, welcher glücklich genug ist, das gegnerische Stück zu treffen, steckt dieselbe ein. Dies ist ein sehr beliebtes Spiel der kleinen Chinesen, verleitet jedoch die größeren Knaben zur Uebervorteilung ihrer schwächeren Kameraden. Wer erkennt in diesem Spiel nicht sofort das auch in Deutschland gern geübte „Anmäulern“?

Schreiten wir weiter. Dort treibt sich wieder eine Schaar Kinder herum, die sich mit der Peinigung lebender Zikaden unterhalten. Die unglücklichen kleinen Geschöpfe sind an Zwirnsfäden festgebunden, an denen sie von ihren Peinigern mit der größten Unbarmherzigkeit herumgeschwungen werden, ungeachtet der Qualen, denen sie dadurch unterworfen sind. Die scheußliche Sitte, den Kindern lebende Insekten zum Spielen zu geben, und dieselben nicht selten, um ihr Entkommen zu verhindern, ihrer Flügel oder Beine zu berauben, ist leider nur zu sehr unter den Chinesen verbreitet und legt vielleicht mit den Grund zu jener Geringschätzung des menschlichen Lebens und zu jener Gesinnungsroheit, die die häßlichen Charakterzüge des chinesischen Volkes bilden.

Die Kinder, welche sich solchermaßen unterhalten, stehen zwischen sechs und zwölf Jahren und sind durchgehends Knaben. Den Mädchen ist das Spielen überhaupt gänzlich verwehrt, und niemals bekommt man in China den Anblick eines Kreises munterer rosiger Mädchen zu Gesicht, wie sie bei uns so oft lebendigen Blumen gleich die grünen Fluren schmücken, sich darauf mit Ringeltänzen, Pfänder- und Fangspiel und hunderterlei anderer Kurzweil umhertummeln; die Abgeschlossenheit, in der das weibliche Wesen in China mehr oder minder gehalten wird, ferner in den reicheren Klassen die Sitte, die zarten Füße der Mädchen von frühester Jugend auf einzuschnüren, läßt diesen Umstand erklärlich finden. Nichtsdestoweniger verbergen jedoch die Mädchen ihre Reize nicht vollkommen, wie jeder bezeugen kann, der ein chinesisches Dorf passierte und die Hauptorte erfüllt fand mit helläugigen, kichernden Jungfrauen, die neugierig den vorübergehenden Fremden betrachteten.

Die kurze Reihe der eben beschriebenen Spiele erschöpft nahezu die Unterhaltung der chinesischen Knaben, bis auf das Theater, das Drachenlaufen, Federballwerfen und dergleichen Zerstreungen mehr, die die Kinder mit den Männern gemeinsam haben und von denen nunmehr die Rede sein soll. Dieselben tragen sämtlich den schwächlichen kindischen Charakter an sich, von dem sich die meisten europäischen Jünglinge kaum einen Begriff zu machen vermögen. Eine Tatkraft und physische Anstrengung erfordernder Zeitvertreib scheint dem scherzliebenden Geiste der chinesischen Jünglinge vollständig fremd zu sein, von Laufen, Springen, Turnen, Boxen, Ringen, Klettern, Schwimmen, Schießen, Reiten, Jagen und dergleichen Dingen hat er keine Idee.

Das Steigenlassen von Papierdrachen ist ein besonders be-

liebtes Amusement der erwachsenen Männer im ganzen himmlischen Reiche, und sie entwickeln darin eine Kunstfertigkeit und Vollkommenheit, die uns, mit Bewunderung erfüllt und wohl einer besseren Sache wert wäre. Es existiert kaum eine Form, die der Papierdrache des Chinesen nicht hätte, noch gibt es einen Vogel, ein Tier oder Insekt, das der exzentrische Sinn der Drachenkünstler nicht zur Nachbildung für sein Spielzeug benützte. Eine der prächtigsten und effektvollsten Nachbildungen ist die des Tausendfuß; es ist geradezu erstaunlich, wie naturgetreu sich das Bild bewegt, wenn es hoch oben in der Luft dahinschwebt, bis fünfzehn Meter lang. Auch der Habicht wird mit großer Geschicklichkeit nachgeahmt; Farbe und Gestalt desselben werden getreulich wiedergegeben, und selbst sein scharfer, flinker Stoßflug kommt zum Ausdruck. Häufig steigen eine Anzahl solcher Habichtsdrahen, von ein und derselben Schnur geleitet, in die Höhe und umkreisen einander, genau wie es wirkliche Habichte an den windigen Tagen zu tun pflegen. Oft sieht man einen wie ein Schiff geformten Drachen, der Segel trägt und an dem sich Schaufelräder drehen.

Ein anderes beliebtes Amusement der Männer ist das Halten von Vögeln, mit denen sie die Promenaden, Teegärten und andere öffentliche Unterhaltungsorte aufsuchen, um die kleinen Geschöpfe im Gesange wetteifern zu hören. Drosseln und Lerchen werden hauptsächlich zu diesem Zwecke abgerichtet und von ihren Besitzern oft mit fabelhaften Preisen bewertet, die sie indessen, wenn sie ihnen geboten werden, nicht immer annehmen. Die Käfige sind in der Regel Meisterstücke der Kunst, und manche der Vogelliebhaber besitzen Käfig und Vogel, die zusammen 200 bis 400 Mark kosten, was für die Mehrzahl der Chinesen schon eine sehr beträchtliche Summe repräsentiert. Nicht selten werden Wachteln umhergetragen, die man miteinander kämpfen läßt, und zwar werden sie in einem gestickten am Gürtel befestigten Atlasbeutel sorgfältig geborgen, eine Art der Beförderung, die die Vögel nicht im geringsten anzugreifen scheint. Auch Heimchen werden in solchen Beuteln in großer Anzahl mitgeführt. Der Zweck, dem sie dienen, entzieht sich jedoch des unrespektablen Charakters wegen der Beschreibung.

Im Süden Chinas ist das Federballwerfen ein bei den Männern sehr beliebtes Spiel; es wird dort aber nicht mit den Händen, sondern mit den Füßen betrieben.

Schach, Dambrett und Karten, oder vielmehr Abarten dieser bei uns bekannten Spiele sind in China nicht ungebrauchlich, namentlich das Kartenspiel. Im chinesischen Schachspiel besitzen die Figuren wie in dem unsrigen verschiedenen Wert und verschiedene Macht, die streitenden Parteien sind jedoch, merkwürdig genug, durch eine Feld- oder Wasserfläche getrennt, die zu überschreiten nur gewisse Figuren die Macht haben. Dabei bleibt aber das ganze Spiel hinsichtlich der Schönheit seiner Kombinationen weit hinter unserem Schachspiele zurück, obwohl es viel verwickeltere Züge hat als dieses, deren Erläuterung jedoch über den Rahmen dieser kurzen Skizze hinausgehen würde.

Das Domino ist in China einheimisch und ist sowohl in den Teehäusern wie auch in Clublokalen und Trinkbuden des Landes allgemein gebräuchlich; es wird größtenteils nach denselben Regeln gespielt wie bei uns, die Augen der Steine schließen jedoch mit doppelt Neun ab.

Der Chinese ist für das Theater besonders stark eingenommen, wenn dasselbe auch, wie bekannt, hinter dem unsrigen weit zurücksteht. Den Frauen ist es nicht gestattet zu spielen; sie darzustellen sind Knaben berufen, und Männer vom Fache werden als so entwürdigt betrachtet, daß sie außerhalb der Schranken des Gesetzes stehen, kein Amt bekleiden dürfen und zu keinem wissenschaftlichen Examen zugelassen werden; der ärmste Bauer würde seine Tochter einem Schauspieler nicht

zur Frau geben. Die theatralischen Einrichtungen sind auch nicht danach angetan, Begeisterung oder allgemeines Interesse zu wecken; Truppen herumziehender Schauspieler durchschwärmen das Land, spielend, wo immer sich Gelegenheit bietet, entweder in Tempeln oder auf provisorisch aufgeschlagenen Bühnen. Die Stücke, die gespielt werden, sind meistens historischen Charakters, die Darstellungen übertrieben, ausgestattet durch prachtvolle Kostüme und unterstützt durch das allerschrecklichste Getöse, das man sich im Gebiete der Musik nur vorzustellen vermag.

Ogleich ein allgemeiner geselliger Verkehr in China zufolge des Mangels jenes Lebens und Geistes, die dem gesellschaftlichen Leben in unseren bevorzugten Ländern durch die Beteiligung des weiblichen Elementes verliehen werden, nicht besteht, sind doch die Männer unter sich selbst nicht ohne Geselligkeit. Den Mitgliedeern der öffentlichen Beamtenklasse würde man dergleichen gar nicht zutrauen, wenn man ihnen während der Ausübung ihrer Berufspflicht begegnet; nichtsdestoweniger besuchen sie sich nach getaner Arbeit gegenseitig in ihren Wohnungen und unterhalten sich mit Plaudern, Lesen, Dichten, Schachspielen und anderen harmlosen Dingen. Die Angehörigen der „geringeren“ Klassen versammeln sich in Tempeln, Teehäusern, Gärten und anderen öffentlichen Lokalen, wo sie dem Teetrinken, dem Klatschen, dem Drachensteigenlassen und der Schaustellung von Singvögeln obliegen.

Eine sehr beliebte Unterhaltung bildet der stets in größerer Gesellschaft stattfindende Besuch von Grotten, von auf Hügeln liegenden Tempeln oder anderen romantischen Stellen, wie man sie eben zur Hand hat, wo nach einem kleinen Mahle poetische Improvisationen vorgetragen werden, wie sie gerade zur Szenerie oder zur Gelegenheit passen. Die Wände der Felsen, die Mauern der Tempel und die Rinde der Bäume an solchen Orten wimmeln gewöhnlich von Inschriften solch begeisterter Besucher, und zur Ehre der Kritzer sei hinzugefügt, daß deren Ergüsse in der Regel aber auch Geist, Witz und Geschmack bekunden.

Dr. Wiese.

Aus aller Welt.

— In einem aufsehenerregenden Aufsatz behauptet der flottenfachmännische Mitarbeiter des „Daily Telegraph“, daß die Einführung des 34,5 Zentimeter-Geschützes auf den neuen englischen Dreadnoughts den Bau der weiteren deutschen Schlachtschiffe verzögert hat, weil die deutschen Pläne erst umgearbeitet werden müssen. Obwohl die britische Admiralität 34,5-Zentimeter-Geschütze schon 1909 bestellt hatte, wurde dies erst heuer im August bekannt. Sofort suspendierte Deutschland die Vorbereitungen zur Kiellegung der vier Schiffe des heurigen Programms. Diese Schiffe sollten nach den ursprünglichen Plänen 30,5-Zentimeter-Geschütze erhalten. Deutschland werde daher ganz neue Pläne ausarbeiten müssen, was einen Zeitverlust von vielleicht zwölf Monaten verursachen würde. Während Asquith im April die Berechnung aufstellte, daß Ende 1911 England 16 und Deutschland 11 Dreadnoughts haben werde, im April 1912 20 gegen 13 und im April 1913 25 gegen 21, stellt sich die Rechnung infolge der Deutschland auferlegten Verzögerung im April 1913 auf 25 englische Dreadnoughts gegen 13 deutsche. Die Nachricht, daß die im deutschen Flottengesetze termingemäß vorgesehenen Linienschiffsbauten, und zwar je drei neue Schiffe pro 1910 und 1911, dann je eines pro 1912 bis 1917, aus irgend einem Grunde eine Verzögerung, geschweige denn um ein volles Jahr, erleiden sollen, erscheint durchaus unglaubwürdig. Vor allem spricht dagegen, daß Deutschland, das bisher nur 28-Zentimeter-Krupp-Geschütze auf seinen Schiffen, einschließlich der Nassau-Klasse, führt, es gar nicht nötig hat, zum 34,5 Zentimeter-Geschütz überzugehen, da festgestellt wurde, daß das deutsche 30,5-Zentimeter-Tiegelguß-

stahlgeschütz dem englischen 34,5-Zentimeter-Drahtgeschütz überlegen ist. Sollte jedoch entgegen jeder Wahrscheinlichkeit mit der Kiellegung der pro 1911 fälligen drei deutschen Dreadnoughts, wie die Meldung besagt, wegen Umarbeitung der Konstruktionspläne dennoch bis 1912 zugewartet werden müssen, so stellt sich die Rechnung für 1913 nicht wie angegeben auf 25 englische und 13 deutsche, sondern auf 25 englische gegen 18 deutsche.

— Im Frühjahr dieses Jahres richtete die Firma Gomez & Ardila in Zapotoca im Staate Columbia an die Leipziger Druckereifirma Giesecke & Devrient das Anerbieten, ihr ca. 100.000 Stück Hundertpesonoten herzustellen. Die kolumbische Firma wollte dafür 13.000 Mark bezahlen, außerdem sollte die Leipziger Druckerei 10 Prozent des Reingewinns, den die Falsifikate ergeben würden, erhalten. Die Leipziger Firma ging scheinbar auf das Anerbieten ein. Es entspann sich eine rege Korrespondenz. Inzwischen hatte sich die Leipziger Firma mit der Polizei und dem kolumbischen Gesandten in Berlin in Verbindung gesetzt, und es gelang am 27. August, einen der angeblichen Teilhaber der Firma, der zur Regelung der Angelegenheit nach Leipzig gekommen war, im Kontor der Firma Giesecke & Devrient zu verhaften. Der Verhaftete war der 20 Jahre alte Kaufmann Ardila aus Zapotoca. In der Verhandlung, der der kolumbische Gesandte in Berlin beiwohnte, erzählte Ardila, daß der Plan nicht in seinem Kopf entstanden sei. Sein Onkel Carlos Gomez sei auf die Idee gekommen und habe auch die ersten Briefe geschrieben. Nach Zusicherung des dritten Teiles des Reingewinnes habe er sich schließlich bereit erklärt, persönlich nach Leipzig zu fahren, um die Angelegenheit schneller zu fördern. Ardila hatte sich zu seiner Reise einen Paß von dem französischen Konsularagenten auf den Namen Alexis ausstellen lassen und avisierter seine Ankunft der Leipziger Firma von Paris aus. Die Banknoten sollten genau nach einem Originalmuster angefertigt werden, und die Firma Giesecke & Devrient sollte bei der Ausführung der Bestellung sich der größten Diskretion befleißigen. Das Urteil lautete gegen Ardila wegen Aufforderung zur Teilnahme an einem Verbrechen auf ein Jahr Gefängnis und zwei Jahre Ehrverlust sowie Stellung unter Polizeiaufsicht.

— Aus Warschau kommt folgende Meldung: Im Palais des Grafen Branicki wurde ein Gemälde Rembrandts, das einen Graisenkopf darstellt und 18 : 25 Zentimeter groß ist, gestohlen. Das Werk ist während der Ausstellung in Holland vor zwei Jahren als Original anerkannt und sein Wert auf etwa 100.000 Mark geschätzt worden. Der Dieb ist spurlos verschwunden.

— Bei den Ausgrabungen des römischen Stadt Emona bei Laibach (Krain), die im Auftrage des Deutschen Ritterordens von Dr. Walter Schmid geleitet werden, wurden ein schwarzweißes Mosaik mit geometrischen Ornamenten und einer dreiteiligen Efeuranke im Mittelfelde, eine beschädigte weibliche Bronzestatuette mit schönem Faltenwurf und eine sehr gut erhaltene Bronzestatuette des ithyphallischen Bacchus und eine gelungene Karikatur des Weingottes gefunden.

— Aus Budweis (Böhmen) wird berichtet: In der am 6. Oktober abgehaltenen Sitzung des Gemeindeausschusses in Oberplan wurde der Ankauf des Geburtshauses Adalbert Stifters einstimmig beschlossen. Der Kauf ist auch seitens der Gemeinde bereits durchgeführt. Es ist sehr erfreulich, daß sich die Gemeinde Oberplan entschlossen hat, das Geburtshaus des Dichters Stifter anzukaufen, das dadurch dem Orte erhalten bleibt.

— In dem Schadenersatzprozeß des bei der Echterdinger Katastrophe verunglückten Mechanikers Böhler gegen den Grafen Zeppelin wurde vom Oberlandesgericht die Berufung des Klägers zurückgewiesen. Der Kläger hat die Kosten zu bestreiten.

— Das „Journal“ teilt mit, daß der Kriegsminister General Brun die Absicht hat, die Farben der französischen Uniformen zu ändern. Anstatt der lebhaft zusammengesetzten Farben soll eine weniger auffällige einheitliche Nuance gewählt werden, wie sie bei anderen Armeen schon eingeführt ist. Damit wären die Tage der roten Hosen gezählt, die bisher als Kennzeichen der französischen Soldaten galten.

— In Marienwerder am Finowkanal bei Eberswalde ist von der dortigen Gendarmerie eine Falschmünzerwerkstatt entdeckt worden. Eine Frau Ide zu Marienwerder versuchte wiederholt vergeblich bei Einkäufen ein falsches Zwanzigmarkstück in Zahlung zu geben. Das merkwürdige Verhalten der Frau sprach sich nach und nach herum, und so kam es auch zur Kenntnis der Gendarmerie. Diese nahm die Frau ins Gebet und erfuhr nun, daß sie das Falschstück von ihrer Tochter erhalten hatte, die mit einem Treidler Hermann Krämer aus Marienwerder ein Verhältnis unterhält. Die Beobachtung des jungen Mannes ergab, daß er ebenfalls ein falsches Zwanzigmarkstück besaß. Weil seine Eltern wiederholt in letzter Zeit an Leute, die bei dem Bau des Großschiffahrtsweges Berlin-Stettin beschäftigt waren, vermietet hatten, so stieg der Verdacht auf, daß der Falschmünzer in diesen Kreisen zu suchen sei. Eine polizeiliche Durchsuchung der Krämerschen Wohnung bestätigte die Vermutung. In einem Ofen fand die Kriminalpolizei Schmelz- und Gießgeräte und Formen zur Herstellung von Zwanzigmarkstücken. Ein umfangreicher Briefwechsel, der beschlagnahmt wurde, zeigte, daß Hermann Krämer mit einem früheren Kanalarbeiter in Verbindung stand, und ihm bei der Falschmünzerei und dem Absatz des falschen Geldes geholfen hatte. Der Kanalarbeiter hatte für 1500 Mark Zwanzigmarkstücke angefertigt und mit dem größten Teil Marienwerder verlassen. Er wollte erst nach dem Absatz dieser Falschstücke zurückkehren. Bis dahin sollten die Geräte in dem Ofen versteckt bleiben. Hermann Krämer wurde dem Amtsgerichte zu Eberswalde eingeliefert, die Geräte wurden beschlagnahmt.

— Aus Lissabon wird berichtet: In allen Volksschichten findet eine lebhaft erörterte Sache statt über die Idee einer großen nationalen Subskription, um die äußere Schuld zu tilgen. Verschiedene Besitzer von kleinen Grundstücken stellten ihren Besitz zur Verfügung, ebenso öffentliche Beamte ihre Monatsgehälter als Zeichen des Patriotismus und der republikanischen Gesinnung.

— Man meldet aus Berlin: In Josef Kainz' Nachlaß sind, wie der „Berliner Börsen-Courier“ von seinem Wiener Korrespondenten erfährt, drei bisher gänzlich unbekannt Briefe König Ludwigs II. an Kainz, die der Künstler strengstens verschlossen hielt, vorgefunden worden. Die herzliche, überaus geistreiche Darstellung dokumentiert die große künstlerische Gemeinschaft des Königs mit Kainz und sein flammendes Interesse für den großen Künstler. Die Briefe sind eigentlich Handbilletts, datiert von Schloß Berg vom Mai 1881 bis April 1883. Aus ihnen spricht auch die große Fürsorge für Kainz. Unterzeichnet sind sie: „Freundschaftlichst Ihr wohlgewogener Ludwig.“

Budgetw'rrnis.

Als wir vor einigen Tagen den Ernst und die Schwierigkeit der Situation beleuchteten, in die uns eine umstürzlerische Propaganda gebracht hat, da sagten wir, daß die starken Männer geschaffen seien, um dieser schwierigen Situation Herr zu werden, und daß der Präsident der Republik ein starker Mann sei. Wir wollen in diesem Augenblick nicht den Ursprung und die Gründe jener Propaganda untersuchen noch die moralische Verantwortlichkeit derer feststellen, die das Land in die Gefahr brachten, der es soeben dank der Aufopferung, Energie und Entschlossenheit des Bundespräsidenten entronnen ist.

Wir wollen vielmehr mit Befriedigung feststellen, daß die Gefahr vorüber ist: der Unruhe, dem Schrecken, der Bestürzung ist das ruhige Vertrauen in den Mann gefolgt, der in der Krise sich der Aufgabe gewachsen zeigte, mit der das Land ihn betraut hat.

Aber die Schwierigkeiten, die man der Regierung des Marschalls Hermes in den Weg zu legen suchte, waren so zahllos, daß nach Beseitigung der materiellen Gefahr die Aufmerksamkeit derer, die das Wohl und den Fortschritt des Vaterlandes im Auge haben, sich auf andere, nicht minder große Gefahren richtet. Man erinnert sich, daß unter den Fußangeln, die der gegenwärtigen Regierung gelegt werden sollten, sich auch der Plan befand, sie ohne Etatsbewilligung zu lassen. Das hätte nicht, wie der Senator Francisco Glicerio sagte, bedeutet, daß man das Land in eine Revolution stürzen wolle, sondern es wäre schon die Revolution selbst gewesen. Denn die öffentliche Gewalt, die den ihr durch die Verfassung vorgeschriebenen Wirkungskreis verletzt, befindet sich bereits im Aufruhr. Der energische Schritt der Kammermehrheit, die den Streich der Minderheit mit dem Schluß der Sitzungsperiode beantworten wollte, hat glücklicherweise die Gegner zur Vernunft gebracht und dem Lande jene schmerzliche Erfahrung erspart.

Das Budget wird also bewilligt worden. Aber was für ein Budget! In den langen Tagen der wütenden Obstruktion haben die Deputierten — offenbar in der Ueberzeugung, daß doch kein Budget angenommen werde — hunderte und hunderte von Zusatzanträgen eingebracht, die aus dem Budget eine fürchterliche Mißgeburt gemacht haben. Die Geschäftsordnung der Kammer enthält einige Bestimmungen, die, um den Haushaltsvoranschlag zu schützen, festlegen, welcher Art die Zusatzanträge sein dürfen. Unter anderem verbietet sie die Annahme von Anträgen, die den Charakter neuer Etatsartikel haben, von solchen, die dauernde Ausgaben einschließen, die Aemter schaffen oder unterdrücken und die Gehaltsvermehrungen einschließen. Aber die Disziplinlosigkeit, die in der Kammer herrscht und die aus der Geschäftsordnung ein Narrenspiel gemacht hat, blieb natürlich auch auf diesem Gebiet nicht ohne Wirkung. Eine Unzahl von Zusätzen, die jenen Bestimmungen widersprechen, wurde vorgeschlagen. Man ist sogar soweit gegangen, daß man die Reform ganzer Dienstzweige durch zusammenhanglose Zusatzanträge durchzuführen versucht hat. Die Arbeit, die in diesen letzten Tagen die Finanzkommission in langen und mühsamen Sitzungen geleistet hat, reichte nicht aus und konnte auch gar nicht ausreichen, um das Budgetgesetz von all diesen anarchischen Aufpflöpfungen zu befreien. Außer der Unordnung aber, die damit in alle Zweige der Verwaltung gebracht würde, haben die Zusätze noch das Uebel, daß sie die öffentlichen Ausgaben ganz maßlos anwachsen ließen, derart, daß bei ihrer Annahme auch eine Verdoppelung der Steuern nicht ausreichen würde, um die Einnahmen auf eine entsprechende Höhe zu bringen. Allein die Ausgaben, die durch Spezialgesetze bereits bewilligt wurden, überschreiten die Vorschläge der Regierung um etwa 40.000 Contos. Wenn dazu noch die Neubauten, die Bahnen, die Hafenanlagen, die Flußregulierungen, die technischen Schulen und die Gehaltsaufbesserungen kämen, die unter verschiedenen Titeln und Formen in Vorschlag gebracht wurden, so wäre der Staatsbankrott unvermeidlich, denn es gibt keine Möglichkeit, entsprechende Einnahmen zu schaffen.

Ist es nicht widersinnig, mit einem Schlag alle die Verbesserungen einführen zu wollen, deren das Land bedarf? Verbesserungen sind eine langwierige Sache und können nur schrittweise durchgeführt werden, so wie die Entwicklung der öffentlichen Einnahmen es gestattet. Es ist vielleicht sogar nicht übertrieben, wenn man behauptet, daß wir schon ohnehin zu hastig vorgegangen sind und unsere Zukunft mit über-

großer Kühnheit diskontiert haben. Die gegenwärtige Regierung hat von vornherein, seit dem Regierungsprogramm des Präsidenten, daran festgehalten, daß wir uns einer größeren Zurückhaltung in Unternehmungen befleißigen müssen, die zwar in Zukunft ganz bestimmt produktiv sein werden, die aber vorläufig schwer auf dem Etat lasten. Wenn wir uns aber statt dieser weisen und politisch richtigen Vorsicht dem Delirium der ungedeckten Ausgaben hingeben, so vernichten wir mit einem Schlage alles, was wir zur Wiederherstellung unseres Kredites bereits getan haben, und fallen unfehlbar dem Bankerott anheim. Die Regierung kann und wird sich zu einem derartigen Irrtum, einem derartigen Verbrechen nicht hergeben. Diejenigen, die im Kongreß sich mit der Regierung solidarisch fühlen, dürfen den Rummel ebensowenig mitmachen, sondern sie müssen unerbittlich allen aufschiebbaren Ausgaben ihre Zustimmung verweigern, auch wenn es sich um an und für sich nützliche Dinge handelt. Den wichtigsten Punkt im Programm des Bundespräsidenten bildet die Herstellung des wirklichen Gleichgewichts zwischen Einnahme und Ausgabe, die die unerläßliche Grundlage für die endgültige Lösung des Finanzproblems ist.

Es ist richtig, daß das Budgetgesetz so aufgestellt wird, daß der Regierung das Recht bleibt, viele der vorhergesehenen Ausgaben unwirksam zu lassen; aber ist es nicht sinnlos, ein Gesetz anzunehmen, das nicht ausgeführt werden soll? Außerdem ist die Frage so eng mit den wichtigsten nationalen Interessen verbunden, daß sicher in der Kammer niemand zögern wird, sich der Ansicht der Regierung anzuschließen und die übermäßigen Ausgaben zu beschneiden, die nicht nur der Regierung beschwerlich wären, sondern auch wichtige Landesinteressen gefährdeten.

Rio, 16. 12. 1910.

Alcindo Guanabara.

São Paulo.

— Dem „Jornal do Commercio“ entnehmen wir folgende Notiz: „Vor ungefähr einem Monat hielt sich in der Bundeshauptstadt und in S. Paulo der deutsche General a. D. von Kettler auf, der lange Zeit die 21. Division des 18. Armee-korps mit dem Sitz in Frankfurt a. M. kommandierte, und der eigens nach Brasilien kam, um die Kaffeekultur aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Der General, der 64 Jahre alt ist, verheiratete sich vor kurzer Zeit mit einer etwa 40-jährigen Dame, die Besitzerin großer Güterkomplexe in Deutschland ist und sich sehr für Landwirtschaft interessiert. Der General und seine Gemahlin faßten den Plan, früheren Offizieren des deutschen Heeres Gelegenheit zu geben, sich in der Landwirtschaft zu betätigen. Zu diesem Zweck gedenken sie, Kaffeepflanzungen zu kaufen und andere landwirtschaftliche Betriebe zu unternehmen, deren Leitung solchen Offizieren anvertraut werden soll. Die Reisenden bekamen von den besichtigten Pflanzungen im Innern den besten Eindruck und roisten nach Deutschland ab in der ausgesprochenen Absicht, bald wiederzukehren.“

— Als neulich, auf Grund des schlechten Eindrucks, den die Rede Eduardo Pantano in der italienischen Deputiertenkammer auf die Brasilianer machte, die Agance Havas ein Widerrufstelegramm ausgab, da zweifelten wir ganz entschieden an der Berechtigung dieses Widerrufs. Heute erweist sich unser Zweifel als begründet. Bekanntlich hatte die Agance Havas — wie sie später sagte, auf Grund der Parlamentsberichte verschiedener italienischer Blätter — ursprünglich berichtet, daß Herr Pantano neben anderen schönen Dingen auch die Aufrechterhaltung der Lex Prinetti gefordert habe. Darob bei uns zu Lande großer Lärm, denn der italienische Deputierte hatte hier mehrmals feierlich erklärt, daß er die Aufhebung jenes Auswanderungserschwernisses beantragen werde. Der Lärm führte zu einem Dementi der Havas. Herr

Pantano sollte danach im Gegenteil jenes Gesetz als überflüssig erklärt haben. Nach dem ganzen Zusammenhang der Rede und nach den Quellen des ersten Havastelegramms mußten wir jenes Dementi entschieden bezweifeln. In die Enge getrieben, hat nunmehr Herr Pantano zugegeben, daß er tatsächlich die Beibehaltung der Lex Prinetti gefordert hat. Was er zur Erklärung und Entschuldigung anführt, interessiert uns hier nicht. Wir begnügen uns mit der Feststellung, daß Herr Pantano uns hier etwas vorgeschwindelt hat, genau so wie Anatole France, wie Gamboa Navarro und all die anderen Romanen, die man in blindem Lateinerdusel bei uns wie Fürsten feierte. Ob unsere Chauvinisten jemals klug werden?

— Herr Dr. Guilherme Ellis, Rua Aurora Nr. 6 wohnhaft, erhielt vor einiger Zeit einen anonymen Brief, in dem gedroht wurde, man werde sein Haus mit Dynamit in die Luft sprengen, falls er nicht 2 Contos zahle, die in dem Hause Travessa Guarany Nr. 26 ausgezahlt werden sollten. Herr Dr. Ellis teilte die unverschämte Zumutung der Polizei mit, der es vorgestern gelang, den Schreiber des Briefes festzunehmen. Die Polizei beobachtet jedoch noch Stillschweigen über die Einzelheiten, da noch weitere Ermittlungen im Gange sind.

— Freitag abend weideten einige junge Stiere auf der Varzea do Carmo. Da sie gerade nicht sehr zahm sind, hatte sie der Besitzer Luiz Carbone mit Stricken aneinandergefesselt. In einem gegebenen Augenblick jedoch erschrakten die Tiere über irgend etwas, gerieten ins Rennen und stürzten schließlich alle, zusammengebunden wie sie waren, in den Tamanduatehy. Der Besitzer fürchtete mit Recht für das Leben seiner Lieben und sprang ihnen mit einem Rasiermesser bewaffnet nach. Er durchschnitt die Stricke — kaum fühlten die Tiere die wiedergewonnene Freiheit, als es ihnen auch schon zu wohl wurde. Besonders ein junger, schwarzer Stier leistete sich eine Reihe von Extravergnügungen, die ihm ja wohl viel Spaß gemacht haben mögen, weniger aber den Leuten, an denen er sein Mütchen kühlte. Um diese Zeit sind die Straßen des Brazviertels sehr belebt, denn die Arbeiter und Arbeiterinnen kehren nach Schluß der Fabriken nach Hause zurück. Zunächst ließ unser Stier seinen Zorn an der löblichen Polizei aus, wie das ja die Ruhestörer, von ihrem Standpunkte aus nicht mit Unrecht, mit Vorliebe tun. An der Ecke der Rua Monsenhor Andrade stellte sich ihm der diensthabende Soldat entgegen, flog aber in weitem Bogen zur Seite. Ein Stück weiter rannte er den Arbeiter Domenico Lippi gegen eine Mauer, wobei dieser am Munde verletzt wurde. Dann jagte er die Volksmenge vor sich her, bis zur Avenida Rangel Pestana. Hier wurde er derartig mit Steinen bombardiert, daß er in einer — Schusterwerkstatt Zuflucht suchte. Der Schuster, der gerade einem Kunden ein Paar Schuhe aufschwatzte, kroch entsetzt unter den Ladentisch, der Kunde kletterte an den Wandbrettern hoch, auf denen die Schuhe standen — der Stier aber, wohl gnädig gestimmt durch den gezeigten großen Respekt, begnügte sich damit, einige Pappkästen mit Schuhen umzuwerfen und stürmte wieder auf die Straße. Vor dem geschlossenen Eingangstor der Brazstation blieb er stehen. Ein Unteroffizier von der 5. Kompagnie packte ihn hier mutig bei den Hörnern, wurde aber am Unterarm verwundet. Schließlich gelang es ihm aber doch, mit Hilfe einiger kräftiger Männer das Tier zu überwältigen, das nach dem öffentlichen Depot gebracht wurde. Nachts erschien Jann der Besitzer des wilden Tieres, bezahlte den angerichteten Schaden und zog mit ihm ab.

— Mit seinem Abschiedsbesuche beehrte uns am Sonnabend Herr Bußmann von der hiesigen Deutschen Schule, der gestern S. Paulo verließ, um sein Amt als Direktor der Deutschen Schule der Stadt Rio Grande do Sul anzutreten. Herr Bußmann hat nur wenige Monate an unserer Vereinsschule gewirkt, hat aber in dieser kurzen Zeit in ganz außerordentlicher Weise

verstanden, das Vertrauen der Eltern und Kollegen und die Liebe der Schüler zu erwerben, so daß wir ihn mit großem Bedauern scheidend sehen. Wir wünschen Herrn Direktor Bußmann glückliche Fahrt und eine gleich erfolgreiche Tätigkeit in seinem neuen Wirkungskreise.

— Die Weihnachtsfeier der Deutschen Schule, die am Sonnabend im Casino-Theater stattfand, erfreute sich eines außerordentlich zahlreichen Besuches. Nicht nur der Saal war bis auf den letzten Platz gefüllt, sondern auch die Logen waren fast sämtlich ausverkauft. Wir stellen mit Genugtuung das große Interesse der deutschsprechenden Bevölkerung S. Paulos an der Vereinsschule fest, das sich in diesem Zudrang zur Weihnachtsfeier offenbart. Die Schule hatte sich alle Mühe gegeben, um ein recht reichhaltiges Programm aufzustellen, und das ist ihr in der Tat auch gelungen. Nach einleitender Orchestermusik trug der Schulchor unter Leitung des Lehrers Herrn Worath den Choral „Herr, Deine Güte reicht so weit“ in der Grellschen Bearbeitung vor. Die Exaktheit, mit der die kleine Schar dem Winke des Taktstockes folgte, ließ schon bei diesem Vortrag erkennen, wie eifrig der Dirigent in den Gesangstunden gearbeitet hatte. Noch klarer trat das zutage bei der Glanznummer des Programms, der Wiedergabe der Märchendichtung „Gänselesel“ von Adolf Klages. Dieses umfangreiche Werk, in dem Chöre mit Deklamationen und Solopartien abwechseln, erfordert zu seiner Aufführung eine Unsumme von Arbeit, die nur bei großem Eifer der Schüler und großer Hingabe der leitenden Personen zu bewältigen ist. Daß die vorgestrige Wiedergabe so wohl gelang, stellt unserer Schule und ihren Lehrern, besonders Herrn Worath, ein ehrenvolles Zeugnis aus. Die kleinen Solistinnen, Deklamantinnen und der das Mezzosopransolo singende Knabe haben ihre Sache ebenso brav gemacht wie der Chor. Namen nennen wir nicht, da wir den Unfug, Kinder als große Leute zu behandeln und ihre Pflichterfüllung als Wunderleistung in die Welt hinauszuposaunen, wie es die landessprachliche Presse zum Schaden der Erziehung leider tut, nicht mitmachen können. Auch der Turnlehrer Herr Funke hat fleißig gearbeitet, wie der Mädchenreigen und die von Knaben gestellten Pyramiden im ersten Teil bewiesen. Namentlich die Pyramiden, deren Schwierigkeit und Kühnheit mit jedem neuen Bilde zunahm, fanden rauschenden Beifall. Am Schluß beider Programmteile trat leider der Kinematograph in Tätigkeit. Wir sagen leider, nicht nur, weil wir der unser Gefühlsleben verflachenden und verrohenden, den Sinn für edle Unterhaltung tötenden, daneben der Sehkraft schädlichen Kinematographenpest im Prinzip feindlich gegenüberstehen, sondern auch, weil uns die Auswahl der vorgeführten Bilder unangemessen erschien. Sinn hat der Kinematograph als Mittel zur Wiedergabe von Naturaufnahmen, Festlichkeiten usw. Erträglich ist er auch noch, wenn er gelegentlich — nicht zu oft — zur Vorführung komischer Szenen benutzt wird. Die Nummern „Der Weihnachtsbaum“ und „Bubenstreich“ konnte man daher passieren lassen. Aber die fade Sentimentalität von „Hilfe zu Weihnachten“ und „Weihnachten der Armen“ ist ohne jeden erzieherischen Wert. Die Aufnahmen der „Weihnachtsgebräuche“ aus Frankreich haben bei einer Feier, die den Geist der deutschen Weihnacht pflegen soll, nicht das mindeste zu suchen. Einzelne Szenen, wie die „Erscheinung des heiligen Joseph“ und der angebliche elsässische Weihnachtsgottesdienst wirkten peinlich, die „Geburt Christi“ mit den anbetenden Pariser Demimondainen widerlich. Und wie kann man den Kindern die Freude an unseren schönen Märchen, die Ehrfurcht vor dem Wunderbaren durch eine derartige Persiflage auf den „Sternthaler“ vernichten? Wir wissen, daß man uns diese Kritik verübeln wird. Aber gerade weil wir unsere Schule und ihre Leistungen schätzen, weil wir wünschen, daß sie eine erstklassige deutsche Schule sein soll, müssen wir es endlich einmal offen aussprechen, daß drüben dergleichen ganz undenkbar

wäre. Und wir bitten diejenigen, die die Pflicht haben, über das Gemütsleben unserer Kinder, unserer Zukunft, zu wachen, bei der Auswahl der Films pädagogisch und ästhetisch sorgsamer vorzugehen. Principiis obsta! — Im Vorsaal war ein großer Weihnachtsbaum aufgebaut, unter dem den Kindern einbeschert wurde. Im Theatersaale selbst wurde nach Schluß der Aufführungen getanzt, wie man uns sagte, bis in die frühen Morgenstunden. Hoffentlich ist der materielle Gewinn, den die Feier für die Schulklasse ergab, recht ansehnlich!

— Leider waren wir verhindert, die Sonnabend abgehaltene Schlußprüfung in der deutschen Schule zu Villa Marianna zu besuchen, doch konnten wir uns nach den ausgestellten Schülerarbeiten noch ein deutliches Bild von den guten Fortschritten machen, die die Schule im letzten Jahre aufzuweisen hat. Auch waren die Schulhefte mit den während des Jahres angefertigten schriftlichen Arbeiten der Schüler ausgestellt, aus denen man ja mehr über den Stand der Kenntnisse ersehen kann, als man durch das Mitanhören einer mündlichen Prüfung erfährt. Die ausgestellten sehr zahlreichen Zeichnungen, deren Vorwürfe meist dem Tierleben entnommen waren — doch waren auch viele landwirtschaftliche und ornamentale Motive zu sehen, — beweisen, daß diesem Zweige des Unterrichts große Aufmerksamkeit geschenkt wird. Auch viele mit Verständnis gezeichnete geographische Karten waren ausgestellt. Von den Handarbeiten der Mädchen haben uns einige Stickereien und Häkeleien sehr gut gefallen, alles war sauber und peinlich gearbeitet, wenn auch die kleinen Hände nicht gerade immer „Kunstwerke“ hervorbringen können. Nun zu der Weihnachtsfeier. Das günstige Wetter hatte eine recht zahlreiche Teilnehmerschar herbeigezogen und die einfache, aber würdige Feier verlief zur allgemeinen Zufriedenheit. Eingeleitet wurde sie durch das alte Weihnachtslied „Stille Nacht, heilige Nacht“, dem noch andere Gesänge des Schülerchors teils heiterer, teils ernster Natur, von Deklamationen unterbrochen, folgten. Die Gesänge wurden taktfest, kräftig und sicher durchgeführt, man hörte es den frischen Stimmen der kleinen Sänger und Sängerinnen an, daß sie mit ganzer Seele bei der Sache waren. Besonders hat uns ein Jodlerlied „Auf den Alpen droben“ gefallen. In einer Pause hielt der Schriftführer des Schulvorstandes, Herr Rechtsanwalt Dr. May, eine kurze, aber warm empfundene und sichtlich zu Herzen gehende Ansprache über das deutsche Weihnachtsfest. Nach dieser Feier, die vor dem brennenden Weihnachtsbaume stattfand, bekamen die Kinder beschert, Nüsse, Pfefferkuchen, Spielsachen, was eben zum Weihnachtsfeste gehört. Die Großen konnten sich unterdessen an einem frischen Schoppen erlaben, der im schattigen Schulhofe kredenzt wurde. Im Laufe des Nachmittages fand noch eine „Parade der Schulmannschaft“ statt. Die kleinen, mit hölzernen Gewehren bewaffneten Soldaten folgten stramm dem Kommando des Herrn Wennberg, die Bewegungen und Griffe „klappten“ ausgezeichnet. Dann führten die Mädchen mit vieler Anmut einen von Herrn Keller einstudierten Singreigen auf. So verging der Nachmittag wie im Fluge, es wollte schon Abend werden, als wir das schöne Fest verließen.

— Die Firma „Maison de Blanc“, Adolpho Eisendecker & Co., Rua Sebastião Pereira 38 a, hatte die Liebenswürdigkeit, uns ihren reichhaltigen Katalog über Wäsche, Kinderkleider usw. zuzusenden. Der Katalog steht allen Interessenten gratis zur Verfügung.

— Vorgestern gegen Eintritt der Dunkelheit, kam der 10-jährige Umberto Anchrisani in der Rua dos Aymores unter ein Automobil. Der Junge sprang spielend von einer Seite der Straße zur andern, als ein Wagen auf ihn zufuhr. Um diesem auszuweichen, sprang er zur Seite, und gerade vor ein Automobil, das eben ein in jener Straße wohnendes Brautpaar zur Hochzeit abholen wollte. Der Führer des Automobils konnte weder ausweichen noch anhalten, und so erlitt das Kind

äußer anderen Verwundungen einen schweren Bruch des linken Oberschenkels. Solange unvorsichtige Eltern ihre Kinder unbeaufsichtigt auf der Straße spielen lassen, werden solche Unglücksfälle nicht aufhören.

— Herr Max Schneider, Besitzer der bekannten Polstermöbelfabrik in der Rua José Bonifacio 12, hat ein Reklameheftchen herausgegeben, das die Fahrpläne unserer sämtlichen Straßenbahnlinien enthält. Besten Dank für die Zusage.

— Die „Sorocabana Railway Company“ erhielt die Konzession zum Bau einer Linie von Itaipu nach Campinas.

— Auf eine Anfrage der „S. Paulo Railway Company“, welcher Ort der Regierung als Endpunkt der Linie von Bragança bis zur Grenze des Staates Minas Geraes am genehmsten sein würde, antwortete der Ackerbausekretär, daß die Regierung für Santa Rita do Extremo sei, unter der Bedingung, daß die Interessen der Mogyana nicht geschädigt werden.

— Die 56 jährige Spanierin Paula Rodrigues Rubio, die in der Rua Marcos de Arruda wohnt, benutzte gestern die Abwesenheit ihres Mannes, um sich mit einem Küchenmesser eine tiefe Wunde an der rechten Seite des Halses beizubringen. Sie wurde in sehr bedenklichem Zustande nach dem Krankenhaus gebracht. Ihr Mann schreibt die Tat dem Verfolgungswahn zu, an dem sie schon längere Zeit leide. Noch vorgestern habe sie gesagt, man wolle sie umbringen, und sei deshalb von Hause weggelaufen und erst nach stundenlangem Suchen wiedergefunden worden.

Munizipien.

Santos. Die Passagiere des hier erwarteten französischen Dampfers „Amiral Salandrouse de Lamornaix“, der mit ungefähr 500 Zwischendeckern nach Buenos Aires unterwegs ist, werden wahrscheinlich ebenfalls, wie die des „Amiral Ponty“, wenn auch nicht revoltieren, so doch vor dem spanischen Konsul Protest erheben wegen der großen Verspätung, die das Schiff hat.

— In Campo Grande, dem Tummelplatz der Vagabunden, Trunkenbolde und Ruhestörer kam schon wieder einmal ein großer Krawall vor. Als die Polizei davon hörte und an Ort und Stelle erschien, fand sie einen der Radauhelden, Agostinho Reinoso, aus einer großen Kopfwunde blutend, und außerdem schwer bezechet am Boden liegend vor.

Campinas. Die Herren Hilkner und Hennigs, Inhaber der bekannten Hutfabrik, haben ihren Gesellschaftsvertrag aufgelöst und unter dem Namen Hennigs & Co. eine neue Firma gegründet, der Herr Bruno Carlos Hilkner nur mehr als Kommanditär angehört. Die neue Firma wird die Hutfabrik in der bisherigen Weise weiterbetreiben.

— Der Deutsche Handwerker-Gesangverein „Eintracht“ feiert am 31. Dezember und 1. Januar sein 21. Stiftungsfest. Am Sonnabend, den 31. Dezember, 9 Uhr abends, finden unter Mitwirkung des Gesangvereins „Germania“ von Jundiahy Liedervorträge statt, denen sich ein Ball anschließt. Für den Neujahrstag ist um 2 Uhr nachmittags Gartenkonzert, Preiskegeln und Billardtournier vorgesehen. Abends folgt wiederum Tanz. Für die liebenswürdige Einladung besten Dank.

Franca. Die hiesige Elektrizitätsgesellschaft hat den Wasserfall „Esmeril“, dessen Nutzeffekt auf 2500 Pferdestärken berechnet wird, für 40 Contos gekauft.

Jahu. Auf der Station Campos Salles wurde der Mörder des Coronel Virgilio Ribeiro de Barros, José Castilho, verhaftet, als er gerade den Zug besteigen wollte. Der Mörder scheint geistig gestört zu sein. — In den letzten Tagen sind an verschiedenen Punkten des Munizips Pferdediebstähle vorgekommen. — Individuen, die nichts Besseres zu tun haben, warfen auf der Telephonlinie nach Bico de Pedras eine Anzahl von Leitungsträgern um, sodaß die Verbindung drei Tage lang un-

terbrochen blieb. Die Telegraphengesellschaft bemüht sich, die Uebeltäter zur Verantwortung zu ziehen.

Amparo. Der Streik hat durch das Nachgeben der Arbeitgeber sein Ende gefunden. Der Achtstundentag bei verkürzten Löhnen wurde angenommen.

Bundeshauptstadt.

— Zur zweiten Meuterei in Rio werden noch Einzelheiten bekannt, die ein Offizier unserer Kriegsmarine, Herr Leutnant zur See, Trompowsky, der als Augenzeuge alles mitangesehen hat, durch mündliche Mitteilungen hier bekannt gemacht hat. „Es besteht gar kein Zweifel daran“, sagte der Offizier, „daß das Seebataillon mit der Unterstützung der Panzerschiffe „S. Paulo“, „Minas Geraes“, „Deodoro“ und fast aller übrigen im Hafen befindlichen Schiffe rechnete, mit Einschluß der Aufklärungskreuzer, denn an Bord einiger von den Schiffen waren Abordnungen der Seesoldaten gewesen, und der Uebertritt der anderen erschien ihnen eine ausgemachte Sache, sobald die Bewegung einmal ausgebrochen wäre. Einer meiner Kameraden, dem es gelungen war, sich unter der Landungsbrücke zu verbergen, erzählte mir eine Episode, von der man noch nichts in den Zeitungen gelesen hat: am Kai der Insel legten Boote mit Abgeordneten der Besatzungen der beiden „Dreadnoughts“ an, die gekommen waren, um mit den Unteroffizieren zu verhandeln, die die Rädelsführer des Aufruhrs auf der Cobraininsel waren. Es ist auch wahr, daß die Besatzungen der Schiffe „Minas Geraes“ und „S. Paulo“ sich gleichzeitig mit dem Seebataillon und dem Kreuzer „Rio Grande do Sul“ erhoben, und zwar geschah das, sobald auf der Insel das von den Kommissionen verabredete Zeichen erschien. Die Offiziere der beiden Panzer, die sich schon in einer mehr als verdächtigen Umgebung fühlten, beeilten sich, Boote zu Wasser zu lassen und sich nach dem Arsenal einzuschiffen, denn die Mannschaft war mit Gewehren, Säbeln, Aexten, Revolvern etc. gut bewaffnet. Als der Kommandant und die Offiziere die „Minas Geraes“ verließen, baten sie einige Matrosen, sie möchten doch bleiben, es werde ihnen nichts geschehen, die Matrosen hätten zu den Waffen gegriffen, um sie und die Regierung gegen das Seebataillon zu verteidigen. Dann erbaten sie von den Offizieren, wie auch am folgenden Tage von der Regierung, dringend die Auslieferung der Verschlussteile der Geschütze. Nun fragen wir uns: Warum versprachen die Matrosen dem Seebataillon ihre Hilfe und erfüllten dann ihr Versprechen nicht? Etwa aus Verrätereit? Man glaubt, es geschah aus Rache. Ja, aus Rache, denn als die Schiffsbesatzungen meuterten, baten sie das Seebataillon vergeblich um Hilfe, ja, die Seesoldaten waren bereit, die Schiffe zu entern und schliffen sogar ihre Säbel, um die Kameraden anzugreifen. Die Matrosen wußten das wohl, deshalb versprachen sie ihre Hilfe und hielten dann ihr Wort nicht. Auf der Insel deutete nichts darauf hin, daß die Meuterei in jener Nacht ausbrechen würde. Noch am Nachmittag leitete ein Offizier zum Vergnügen einen Fußballwettkampf, an dem viele Seesoldaten, u. a. auch der Unteroffizier „Piaba“, einer der Rädelsführer, teilnahmen. Die Leute waren zur Mehrzahl harmlos heiter, was ein Beweis dafür ist, daß viele nur gezwungen zu den Waffen gegriffen haben. Die Musik spielte in jener Nacht bis 9 Uhr, und die zufriedene Stimmung der Leute verriet nicht die leiseste verbrecherische Absicht. Sie tanzten und lachten harmlos miteinander, und niemals hätten wir daran gedacht, daß diese Truppe binnen wenigen Stunden von den Granaten dezimiert sein würde. Die Rädelsführer waren die Unteroffiziere, und wir Offiziere fielen der Meuterei nur wegen der örtlichen Verhältnisse der Insel nicht zum Opfer, die uns die Flucht gestatteten, obwohl wir von drei Seiten Feuer erhielten.“ — Wie man weiß, nahm nur der Kreuzer „Rio Grande do Sul“ wirklich tätigen Anteil an der Erhebung, wie das zu-

ring, ist noch nicht veröffentlicht worden. Schon gegen 4 Uhr nachmittags erhielt der Kommandant Pedro Frontin von einem treugebliebenen Matrosen die Mitteilung, daß die Besatzung sich empören werde. Es hieß also klug und schnell handeln, um der Meuterei zuvorzukommen. Der Kommandant ließ nach Einbruch der Dunkelheit durch Offiziere und treugebliebene Matrosen die meisten Gewehre durch Herausnehmen wichtiger Teile unbrauchbar machen. Dann wurden heimlich die Offiziere und die treuen Mannschaften auf dem Hinterdeck zusammengezogen, wo sie gute Deckung fanden. Unterdessen hatte der Kommandant, der die Namen der beiden Hauptträdelsführer, eines Unteroffiziers und eines Bootsführers, erfahren hatte, diese beiden gefährlichen Gesellen an Land geschickt, und zwar den Unteroffizier in dem Dampfboot seines Spießgesellen, um an Land ein Schreiben an den diensthabenden Offizier im Marinearsenal zu überbringen. In dem Schreiben wurde um — schleunige Verhaftung der beiden ersucht! So wurde denn die Meuterei, die gleichzeitig mit der des Seebataillons ausbrach, verhältnismäßig leicht unterdrückt.

— Den Deputierten und Senatoren hat die Polizei in den letzten Tagen immervöllige Freipässe gewährt, und zwar geschah das auf den Rat eines bekannten Mitgliedes der parlamentarischen Minderheit hin, das mit dem Justizminister persönlich befreundet ist. Der betreffende Abgeordnete stellte dem Minister vor, daß es kein der Volksvertreter würdiger Zustand sei, wenn sie sich in ihrer freien Bewegung beschränkt sähen. Dieser Freipaß, von dem unser Gewährsmann ein Exemplar zu sehen bekam, ist einfach eine Visitenkarte des Herrn Dr. Belisario Fernandes da Silva Tavora mit seinem Titel „Chef der Polizei des Bundesdistrikts“ versehen und lautet folgendermaßen: Herr Soundso, Deputierter für den Staat hat ständig das Recht freien Verkehrs mit irgend einem Teile Brasiliens. — Folgt die kurze Unterschrift „B. Tavora“ und das Datum. — Unter den in Rio verhafteten Politikern befindet sich, wie ein Passagier des Nachtzuges erzählt, auch Herr Osorio Duque Estrada, Redakteur des „Correio da Manhã“ und Mitglied der Deputiertenkammer des Staates Rio. Der Direktor des „Seculo“, Dr. Bricio Filho, wurde vor den Polizeichef zitiert, der ihm einen Verweis erteilte, ihn aber dann laufen ließ. — Großes Pech hat der Besitzer der „Tribuna“ gehabt. Das Blatt steht fest zur Regierung, besonders ist es eines der Leibblätter Pinheiro Machados. Und doch wurde sein Besitzer, Herr Luiz Bartholomeu, gleich am Montag, kaum daß der Belagerungszustand in Kraft getreten war, eingesperrt. Einer seiner politischen „Freunde“ hatte ihn schmählich hineingelegt, indem er ihm, oder vielmehr der „Tribuna“, eine wohlzubereitete „Ente“ vorsetzte, welche die „Tribuna“ denn auch an ihre Leser weitergab. Es war eine mit allen Einzelheiten ausgestattete Notiz über eine in der Polizeikaserne zu Rio versuchte Meuterei, die noch glücklich unterdrückt und deren Veranlasser, ein Sergeant, sofort standrechtlich erschossen worden sei! Es war kein Wort davon wahr, und der unglückliche Direktor der „Tribuna“ wurde zur Strafe für seine Leichtgläubigkeit erstens mal eine Nacht eingesperrt, und dann dazu verurteilt, am folgenden Tage an der gleichen Stelle der Zeitung ein gesperrt gedrucktes, in den energischsten Ausdrücken abgefaßtes Dementi zu bringen.

— Die Bewachung der Bai von Rio, besonders bei Nacht, hat noch nicht aufgehört. Die Kriegsschiffe lassen trotz des hellen Mondscheins ihre Scheinwerfer die ganze Nacht spielen. — Es wurde eine aus Offizieren zusammengesetzte Kommission ernannt, um die von den Kugeln auf der Cobrainsel angerichteten Schäden zu besichtigen und dabei auch alles für die Ausbildung der Artillerie Wichtige genau zu beobachten.

— Zum Budget des Landwirtschaftsministeriums wurde von der Kammer ein Zusatzantrag angenommen, durch welchen demjenigen, der 10.000 cbm feiner Hölzer exportiert, eine Exportprämie von 20 Contos zugesagt wird.

— Der italienische Staatsmann Castellino ist nach Rio zurückgekehrt, wo er gestern die neueröffnete Zweigstelle des „Estado de S. Paulo“ besuchte, deren Direktor er erklärte. Brasilien habe an ihm eine Eroberung gemacht, was er mehr durch Taten als durch Worte zu beweisen gedenke.

— Wie gemeldet, sollte der Mörder des Schriftstellers Euclydes da Cunha, der Offiziersaspirant Dilermando de Assis, Sonnabend vor Gericht kommen. Alles war bereit, auch der Angeklagte saß bereits auf der Anklagebank, und doch mußte die Verhandlung wieder vertagt werden, weil der Verteidiger sich krank meldete.

— Das Oberste Bundesgericht hat, wie vorauszusehen, und wie es dem gesunden Menschenverstande entspricht, das Habeas corpus-Gesuch zu gunsten des Stehenbleibens auf den Straßen von S. Paulo abgewiesen und damit die Entscheidung des Justiztribunals bestätigt, daß das Verbot nur als eine im allgemeinen Interesse erfolgte Verordnung, nicht als eine Beschränkung der persönlichen Freiheit aufzufassen sei.

— Der Präsident der Republik besuchte vorgestern beide Häuser des Kongresses. Er erschien in Begleitung seines Privatsekretärs gegen 2 Uhr nachmittags im Senatsgebäude. Die Sitzung wurde unterbrochen und der Präsident von allen Senatoren feierlich im Ehrensaal des Senates empfangen. Er hielt sich nur kurze Zeit auf, um sich nach der Deputiertenkammer zu begeben, wo er im Kabinett des Präsidenten der Kammer von den Herren Sabino Barroso, Estacio Coimbra und Torquato Moreira empfangen wurde. In beiden Häusern des Kongresses erklärte der Präsident der Republik, er mache diesen Besuch, um der gesetzgebenden Gewalt seine Achtung zu beweisen und seiner Absicht Ausdruck zu verleihen, immer in voller Uebereinstimmung mit den beiden übrigen Faktoren der Staatsgewalt zu regieren. Die Präsidenten beider Häuser antworteten ihm mit Worten höflichen Dankes.

— Sonnabend gelangte in der Deputiertenkammer ein Zusatzantrag des Herrn Cardoso de Almeida zur Annahme, nach dem jedwede Lotterie oder Verlosung als verbotenes Spiel zu betrachten ist. Zuwiderhandelnde sollen mit 500 Milreis bis 2 Contos Geldstrafe und Gefängnis von 1 bis 6 Monaten bestraft werden, außerdem sollen die Billets vernichtet und alle zur Auslosung gelangenden Geldsummen oder Gegenstände zum besten der Nation mit Beschlag belegt werden. Ebenso wird der Verkauf und die Einfuhr ausländischer Lotteriebilletts verboten. Die von den Einzelstaaten konzessionierten Lotterien dürfen ihre Lose nur in dem betreffenden Staate absetzen. Auch die Lotterie der Bundeshauptstadt soll unter Abschluß eines neuen Kontraktes mit der Regierung noch weiter funktionieren, solange die Kontrakte der Lotterien der Einzelstaaten noch laufen, was keinesfalls eine Frist von 10 Jahren überschreiten soll.

— Die Deputiertenkammer arbeitet jetzt mit einem Eifer, den man gar nicht an ihr gewohnt ist. Sogar Sonntags hält sie Sitzungen ab. Gestern wurde endlich das Projekt über die Konversionskasse erledigt, das seit Ende April in der Kammer lag und dessen Verschleppung uns soviel Geld gekostet hat. Der Kurs wurde auf 16 d. festgelegt und die Depotgrenze der Konversionskasse von 20 auf 60 Millionen Pfund Sterling erhöht. Die bisher ausgegebenen Noten der Kasse erhalten vom Tage des Inkrafttretens des Gesetzes an ebenfalls den Wert von 16 d. für 1 Milreis. Die Differenz von 20.000 Contos hat die Bundesregierung innerhalb von 5 Jahren in die Konversionskasse einzuzahlen. Garantiefonds und Fonds zur Einlösung unkonvertierbaren Papiergeldes werden ihrer ursprünglichen Bestimmung zurückgegeben werden. Damit ist die Kursfrage auf Jahre hinaus erledigt, wahrscheinlich sogar für immer, denn wie wir aus sicherer Quelle wissen, hat die Regierung die Absicht, sobald als möglich unsere Goldwährung zu ändern, indem sie den Münzfuß von 27 d. für den Milreis auf 16 d. herabsetzt.

Ein genialer Falschspieler.

Es ist sonderbar, daß die schmutzigsten Geschäfte immer den größten Reingewinn abwerfen. Das hat sehr deutlich der, wie gemeldet, vor einigen Wochen in Paris verhaftete Falschspieler Felicien Maas erfahren, dessen Persönlichkeit der Petersburger Gesellschaft sehr gut bekannt ist. Denn hier begann seine Karriere, die mehr als abenteuerlich ist. Maas ist der ausgeprägte Typus des internationalen Hochstaplers.

Vor etwa sechzehn Jahren tauchte diese fragwürdige Persönlichkeit am Newstrand auf und ernährte sich durch Kartenspiel. Ein hübscher blonder Mann von gefälligen Manieren, mit blauen unschuldsvollen Kinderaugen, hinter denen kein Menseh Verrat oder Betrug wittern konnte, so zog er in die verschiedenen Salons der Petersburger Gesellschaft ein. Junge wie ältere Damen schwärmten ihn bald an und machten ihm ernsthaft den Hof. Damit hatte Maas sein Spiel gewonnen. Wohl flüsterten schon damals einzelne Einsichtige, daß der feine belgische Cavalier ein Schwindler und Gauner sei und sich neben dem Kartenspiel das Verführen junger Frauen und Mädchen der besten Gesellschaft zum Lebenslauf gemacht habe. Aber keiner wollte diesen Warnerstimmen Gehör schenken. Am wenigsten die Frauen, die den eleganten Fremdling aufs heißeste verehrten. Man munkelte zwar, daß er der Sohn eines Kohlenarbeiters und einer Köchin sei. Aber das hinderte nicht, daß Maas sich immer weiter vordrängte und schließlich eine junge Dame aus einer der besten Familien heiratete.

Seine Tätigkeit in den Kreisen der Petersburger Gesellschaft begann mit einem Jeuchen in geschlossenen Gesellschaften und endete mit der schmachvollen Ausweisung aus einem der exklusivsten Klubs Petersburgs, aus dem Englischen, wegen Falschspiels. Die Herrlichkeit dauerte etwa zwei bis drei Jahre. Aber diese Zeit genügte Maas, um in ein intimes Verhältnis zu mehreren Damen der Petersburger Gesellschaft und der Demimonde zu treten. Maas kann auch als erster Verehrer jener berühmten Balletta gelten, die späterhin die Geliebte des Großfürsten Alexis war und während des japanischen Krieges mit ihm zusammen aus dem Michaeltheater herausgepiffen wurde.

Maas kann aber auch als der Vater der russischen Gründerperiode um die Mitte der neunziger Jahre betrachtet werden. Er war es, der in Südrussland die erste große Kohlengrubengesellschaft, die Ilowaiski-gruben, gründete. Dieser Gründung folgte eine zweite ähnliche, die ihn mit einem Schlag zu einer wichtigen Person an der Börse machte. Das Geld zu diesen und zahllosen anderen Gründungen gab ihm das Spiel. Durch keinen geringeren als durch den inzwischen verstorbenen russischen Justizminister Nahokow und den früheren Generalgouverneur von Warschau Fürst Imeretinski wurde er in den Englischen Klub eingeführt und als Mitglied aufgenommen. Diese Mitgliedschaft benutzte Maas, um sich durch Falschspiel ein gewaltiges Vermögen zu erwerben. Anfangs wagte keiner gegen den von so hochgestellten Persönlichkeiten empfohlenen Belgier vorzugehen, aber die Dreistigkeit des Falschspielers nahm zu, und er begnügte sich bald nicht mehr damit, die nicht allzu dick gespickten Brieftaschen der jungen Klubmitgliedern zu plündern, sondern er machte sich an die Krösusse. So nahm er dem bekannten Moskauer Multimillionär Spessow in einer Nacht fast eine Million ab und runfte mehrere Bankdirektoren so gründlich, daß man auf sein Spiel aufmerksam wurde und ihm mit einem gewissen Mißtrauen begegnete. Eines Tages wurde er dann beim Falschspiel ertappt und aus dem Klub ausgestoßen.

Das so erworbene Geld steckte Maas in Gründungen und begann eine sehr bedeutende Rolle in der russischen Finanzwelt zu spielen. In seiner mit verschwenderischer Pracht eingerichteten Wohnung am Newakai konnte man Leute wie den nun verstorbenen Roetstein, die rechte Hand Wittes, und Petrokokinow sehen, die den aufgehenden Stern als eine Art

Lehrmeister betrachteten und sich bei ihm Rat holten. So manche Hunderttaseend haben jene Leute durch den seltenen Scharfblick und das kaufmännische Genie des Maas verdient. Er war es, der durch seine Ratschläge und gewagten Spekulationen einer ganzen Gruppe sehr einflußreicher Personen der Petersburger Gesellschaft zu Reichtum verhalf. Als eines Tages die schmutzige Geschichte mit dem Falschspiel ans Tageslicht kam, hat man Maas nicht wie jetzt in Paris verhaftet, sondern beschränkte sich auf seine Ausschließung aus dem Englischen Klub. Es fanden sich einflußreiche Freunde, die sich für ihn verwandten und ihm das gerichtliche Nachspiel ersparten. Sein persönlicher Zauber ging so weit, daß sogar jener Moskauer Kaufmann, dem er fast eine Million Rubel im Falschspiel abgenommen hatte, für ihn eintrat.

Dann siedelte Maas nach Paris über, weil ihm der Boden in Petersburg doch etwas zu heiß geworden war. Er gab seinen Freunden ein ünniges Abschiedsdiner und erklärte in einer Rede, daß er als gewaltiges Schiff ein anderes Fahrwasser brauche. Er verfüge über eine Million an Jahreseinkünften, habe Dutzende von Unternehmungen gegründet und seine geschäftliche Tätigkeit derart ausgedehnt, daß er sich gezwungen sehe, nach Paris überzusiedeln, um dem Pulsschlag des Kapitals näher zu sein. Damals hatte er die Absicht, eine neue Bank und ein gewaltiges Steinkohlensyndikat zu gründen, um weitere Millionen zu erwerben.

Mit diesen Plänen schied Maas aus Petersburg, wo man noch einige Jahre von ihm sprach, bis er in Vergessenheit geriet. Jetzt, wo er in Paris als Falschspieler verhaftet worden ist, nachdem man ihm eine ganze Reihe Hochstapeleien nachgewiesen hat, ist die Erinnerung an ihn hier wieder lebendig geworden, und man spricht in den Petersburger Salons wieder von dem Mann, der wie ein Meteor am Petersburger Himmel aufging, um ebenso schnell wieder zu verschwinden.

Der Held der Westbahn.

Am Nachmittag, in den Champs Elvées in Paris.

Der schöne, mattsoldene Sonnenschein der Pariser Herbsttage, der „kühle“ Sonnenschein, wie ihn Maubassant einmal nennt, macht Menschen und Kinder toll vor Lustigkeit. In den vorüberfahrenden Wagen sitzen lachende Menschen. Lachende Menschen spazieren in den Wegen: lachende Menschen rauchen auf den Stühlen ihre Zigaretten oder lesen ihre Zeitungen, obwohl die Nachrichten darin gerade nicht zum Lachen sind.

Mitten in aller der Freude sitzt auf einer Bank in der Nähe des Marienvtheaters ein Unglücklicher. Der Mann ist noch jung, ein hübscher, schlanker Mensch. Jedoch seine Züge tragen die Spuren von Schmerzen und Entehrung, ein Arm liegt in einer mit Blut befleckten Binde, und unter einer schmutzigen Eisenhahnmütze sieht man eine zweite Binde, die gleichfalls mit Blut getränkt ist. Der arme Teufel sieht so erbarmungswürdig aus, daß er bald die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden erregt. Erst halten einige Kinder ihre Reifen an, hleihen stehen und schauen neugierig auf den blassen, hlutigen Menschen. Dann sammeln sich auch die Erwachsenen um die Bank. Ein mitleidiger Polizist — die Pariser Polizisten sind alle mitleidig, wenn es nicht gerade Arbeiterversammlungen gibt! — legt dem Manne sanft die Hand auf die Schnurter und spricht ihm zu, freundlich, wie ein guter Onkel der bürgerlichen Ordnung. Der Mann mit der Eisenhahnmütze will aufstehen, aber er kann nicht: er sinkt mit einem leisen Schmerzenslaut zurück und die Leute, die bei der Bank stehen, murmeln unwillig, weil sie die Einnischung des freundlichen Schutzmannes für brutal und abscheulich halten.

„Was will die Polizei von dem Manne? Bettelt er denn?“ fragt ein behäbiger Herr mit goldener Brille und dem roten Bändchen der Ehrenlegion.

Nein, der Mann bittet nicht. Er hat sogar zwei Sous kopfschüttelnd zurückgewiesen, die ihm eine brave Dame geben wollte.

„Nun also —“ sagt der Herr mit der Ehrenlegion entrüstet und wendet sich zu dem Schutzmann. Der ist aber schon beschämt weitergegangen. Der Herr mit der Ehrenlegion ist von anderer Art. Er beugt sich zu dem Verwundeten nieder und spricht ihm tröstend zu. Dann legt er die Hand trompetenartig ans Ohr und lauscht auf die Antwort. Sie kommt flüsternd. Die Umstehenden verstehen nur die Worte:

„Westbahn . . . Streik . . . Fuchsjagd . . .“

Der stattliche Herr wendet sich an die Zuschauer.

„Meine Herrschaften, Sie verwirren diesen armen Mann. Bitte, weichen Sie nur ein paar Schritte zurück, damit er nicht Angst bekommt. Ich bin Arzt, Nervenarzt. Wie es scheint, sind die Nerven dieses Armen durch einen Schreck zerrüttet. Ich bring' es heraus, ich versteh' mich darauf. Und ich erzähle Ihnen die Geschichte, mein Wort darauf. Aber lassen Sie mich ein paar Minuten allein mit diesem Manne. Vielleicht — ja, vielleicht ist einer der Herren so gütig, eine Droschke herbeizuschaffen?“

Der beschämte Schutzmann, der sich wieder genähert hat, will sein Ungeschick gut machen und winkt einem Taxameter.

„Danke, Sergeant.“ sagt der dicke Herr kurz und noch immer ahweisend. Dann tritt alles zurück und schließt einen Kreis um den Kranken und den Nervenarzt.

Wir sehen, wie der Doktor dem Mann mit dem seidenen Tuch das Blut aus dem Gesicht wischt und ihm zuspricht. Lange bleibt seine Bemühung vergebens. Endlich aber antwortet der Mann mit der Eisenbahnmütze langsam und stockend, mit Hustenanfällen und Krampfbewegungen, und der Nervendoktor macht Gebärden stärkster Entrüstung. Die Szene ist so eindrucksvoll, daß eine junge Dame an meiner Seite das Schlucken kriegt. Sie ist eine Engländerin und die schlucken besonders dramatisch.

„Wa — as i — ist — mi — it di — e a — arme Mi — mann?“ fragt sie, natürlich auf englisch. Ich gebe ihr nach Mäßlichkeit Anskunft und sie schluckt gefühlvoll weiter.

Endlich springt der Nervendoktor auf, würdevoll, aber in heftiger Bewegung. Er schüttelt mit dem Kopf, nimmt seine Brieftasche aus dem Rock und sucht in ihr nach einer Visitenkarte. Dann kommt er auf unsere neugierige Gruppe zu.

„Meine Herrschaften!“ sagt er. „Ich kenne Ihre politischen Ansichten nicht, aber das ist furchtbar. Dieser Mann ist ein Held. Ganz einfach ein Held. Er ist der Maschinist der Westbahn, der nicht gestreikt hat, Sie haben davon sicher in den Zeitungen gelesen.“

Allgemeines Kopfnicken. Kein Mensch hat von diesem Maschinisten etwas gelesen, und soweit es mir erinnerlich ist, haben die Maschinisten der Westbahn alle gestreikt, aber man will doch wissen . . .

„Nun ja.“ fährt der Doktor fort. „Derselbe! Seine Kameraden haben ihn wegen seiner Pflichttreue erst verspottet, dann bedroht, dann geschlagen. Geschlagen, meine Herren. Das ist die Republik! Noch mehr! Sie sind in seine Wirtschaft gedrunsen, sein kleines Haus in Boulogne, am Ufer der Seine, und haben alles vernichtet. Seine Frau ist krank, seine Hühner sind tot, seine Möbel zerschlagen. Er selbst wurde mit Füßen getreten, als er erklärte, seinen Dienst weiter tun zu wollen. Er wurde mit Revolvern bedroht, meine Herrschaften. Mit einem abgebrochenen Gasrohr erhielt er einen Schlag über den Kopf. Die Hand ist wahrscheinlich gebrochen. Mit Fußtritt wurde er aus dem Hause getrieben . . .“

Das Auditorium ist bewegt und entrüstet. Neugierige und achtungsvolle Blicke betrachten den Helden der Westbahn, der zusammengesunken auf der Bank sitzt. Der gute Doktor wischt sich eine Träne vom Brillenglase und fährt fort, mit gedämpfter Stimme:

„Meine Herrschaften, dieser Mann bittet nicht. Er ist ein Ehrenmann. Die Regierung wird ihn belohnen. Es ist kein Zweifel daran, ich habe Vertrauen zu der Regierung und überdies,“ (vertraulich) „ich habe Beziehungen im Parlament. Aber bis dahin können wir, Bürger von Paris, den Unglücklichen nicht auf der Straße lassen. Wir wollen eine kleine Sammlung machen — ich selbst beteilige mich gern — hier ist meine Karte, Schutzmann . . .“

Der Schutzmann nimmt die Karte und grüßt militärisch.

„Danke, mein Freund!“ Der gute Doktor ist schon milder geworden. „Rasch, meine Herrschaften, wir müssen zeigen, daß wir Franzosen sind, und die Männer zu lohnen verstehen, die für unser Gut, unser Leben sich opfern. Hier — hier ist mein Beitrag!“

Mit einer majestätischen Geste wirft der Nervenarzt einen Louis in seinen Hut. Einen Louis! Donnerwetter, die Sache kann teuer werden!

„Wenn er nun aber nichts nehmen will?“ frag' ich mit einigem Bedenken.

„Das lassen Sie nur meine Sorge sein!“ antwortet der Menschenfreund gönnerhaft.

Er ist schon beim Sammeln. Sein Louis ist vereinzelt geblieben, aber einen Franc gibt jeder. Die Engländerin schluckt sogar ein Fünffrancsstück heraus — c'est la thune, qu'il nous faut! Schließlich kommen so dreißig bis vierzig Francs zusammen.

„Danke, meine Herrschaften, danke!“ sagt der Herr Doktor gerührt. „Sie sind Menschenfreunde. Ich bringe jetzt den Armen erst einmal nach meiner Wohnung — Sie haben doch meine Karte, Schutzmann? —, um ihn mit Speise und Trank zu erquicken und seine Wunden zu heilen; und dann fahre ich nach der Redaktion des „Temps“. Ich will den Vorfall erzählen und öffentlich über die Gaben quittieren. Das gehört sich so. Morgen im „Temps“, meine Herrschaften. Danke! Schutzmann, den Wagen!“

Das Publikum weicht auseinander, um dem Helden der Westbahn Platz zu machen, der von dem guten Arzt und einigen hilfreichen Männern zu der Droschke geführt wird. Der Schutzmann leitet die Expedition mit großer Umsicht. Er ist ganz glücklich darüber, daß er nicht mehr mißverstanden wird: ich glaube sogar, er hat im Geheimen auch zehn Sous in den Hut des Doktors geworfen.

Endlich sitzen der Mann mit der Ehrenlegion und der Mann mit der Eisenbahnmütze in dem Wagen. Der arme Verwundete liegt auf dem Rücksitz und dem Vordersitz hingestreckt, und der Doktor stützt ihn mit dem rechten Arm und zieht mit einer neuen großen Geste den zur Wohltätigkeitskasse erhobenen Hut.

„Nochmals Dank!“ ruft er. „Es lebe die Republik!“

Der Schutzmann salutiert, der Wagen fährt nach der Alexanderbrücke zu in raschem Trahe fort, und wir gehen alle unseres Weges, gerührt und innerlich gehoben durch den Gedanken, ein gutes Werk getan zu haben.

Zwei Stunden später komm' ich aus dem Senatspalast in den Luxemburggarten. An einer Bank in der Nähe der Fontaine Médicis seh' ich einen Menschaufwurf. Da liegt ein blasser, blonder mit Blut fleckter Mensch mit einer Eisenbahnmütze. Vor ihm steht ein behäbiger würdiger Herr, der eine goldene Brille und das Bändchen der Ehrenlegion trägt. Er beht vor Entrüstung.

„Meine Herrschaften!“ beginnt er zu sprechen. „Ich kenne Ihre politischen Gesinnungen nicht, aber dieser Mann ist ein Held“

P. Bl.

Vermischte Nachrichten.

Musterung. Man muß früh aufstehen, viel früher als sonst. Das hat schon etwas Besonderes. Wie wird es sein? Das

Ungewisse hat seinen Reiz; man wird herausgerissen aus dem alltäglichen Leben. Schon am Abend vorher schläft man vielleicht nicht. Militär — diese Wolke wirft ihre Schatten voraus. Man hat einen Befehl erhalten, irgendwoher; es ist unheimlich, daß man so genau von dir unterrichtet ist. Doch diesem Befehl folgt man blindlings. Der Morgengang tut wohl. Meistens liegen die Versammlungsstätten in ganz unmöglichen Gegenden und man hat das Vergnügen einer Landpartie oder in der Stadt lernt man, lernt Straßen kennen, die man nie wiedersieht. Man möchte länger verweilen, aber das Militär wacht über dich, es gibt kein Abirren. Da ist der Versammlungsort. Ein Riesenrestaurant. Ueberall stehen Gendarmen. Vor jedem Eingang zwei. Vor jeder Saaltür zwei. Und in den Gängen bewegen sie sich rudelweis. Diese Gendarmen sind wie ein altes Inventar, das man wieder hervorgeholt hat. In ihren hageren Mienen ist Amtspflicht, sonst nichts. Dürr ist ihre lango Gestalt und ein breiter, dicker Säbel schleppt lang hinter ihnen. Und sie tragen Riesenrevolver, als wären sie Briganten aus den Bergen. Aber sie sind gar nicht so bissig. Diese Uniformen werden gesprächig, sie reden ganz freundlich, fast väterlich. Und sie machen sogar Witze und dann muß man hreit lachen, wie nur ein Soldat lacht. Der große Bauch hat es aufgenommen, er verdaut es und spuckt es bei Gelegenheit, wenn es unbrauchbar geworden, wieder aus. Nun hat man Zeit und man braucht an nichts weiter zu denken. Was man zu tun hat, wird einem gesagt. Ein überraschend schönes Gefühl. Man macht es sich bequem, denn Stunden werden vergehen. Aber man ist gar nicht ungeduldig. Wie liebreich, ein solches Lokal zum Rendezvous zu bestimmen. Da gibt es einen Garten und Terrassen und Säle und Zimmer und Winkel und Flure und alles steht einem zur Verfügung. Solch Restaurant ist eine Welt für sich. Das ist wie ein Volksfest. Als Zivilist, mag man wollen oder nicht, ist man Standesgenosse, Kollege oder sonstwas. Hier aber bekommt man Berührung mit dem Volk. Da sitzen sie alle, stehen herum und machen ihre Witze, die Maurer, die Straßenbahnkutscher, die Briefträger und selbst im Zivilanzug sieht man jedem sein Metier an. Der Pole guckt wild um sich und der Kommiss lächelt süßlich und der feine Herr markiert Ueberlegenheit. Man ist Volk, Genugtuung und Intensität. Man hört seinen Namen irgendwo aufrufen. Man kennt mich also hier. Ein rotes, semmelblondes, aufgeschwemmtes Gesicht und darüber eine rote Mütze hat mich gerufen. Wie seltsam, sollte ich wirklich mit dem Namen gemeint sein? Ich trete an, und fast erröte ich. Aber schon gewinne ich meine Fassung. Denn nun bin ich ja nicht mehr ich, ein Einzelwesen. Es wird kommandiert, wir stehen stramm. Kehrt! — und die Mäntel und Röcke schwenken. Und nun geht es — der Gendarm vornweg — in den Saal. Reihen von Stühlen bereit. Man wird genötigt, erst einmal Platz zu nehmen. Es ist Halbdunkel. Ganze Reihen sitzen schon. Ein Büffet mit Seideln, Kannen, trockenen Sträußen steht in der Ecke. „Jeder entblößt den Körperteil, an dem er erkrankt ist.“ Der Gendarm verkündet es. Er macht ein ernstes Gesicht und fuchtelt warnend mit der Hand, die sich dann martialisch auf seinen Knaufdegen senkt. Es gibt nichts zu zweifeln, es gilt nicht zu zaudern. Heraus mit dem kranken Körperteil! Und schon wandelt sich das Bild und der Raum, angefüllt mit mehreren hundert Menschen, wird ein Aktsaal, sie sitzen halbnackt oder ganz unbekleidet; sie wandeln hin und her, es ist beinahe phantastisch. Wo sieht man das sonst? Man muß der Militärbehörde dankbar sein. Da sieht man gelbe, rote, weiße Körper. Man sieht Schwammhäuche und Knochengerüste. Man zweifelt manchmal, sind das Menschen? Und man begreift die Tierhypothese von der Abstammung des Menschen vollkommen und innig. Selbstverständlich, da wandeln ja alle die Tiere herum! Das da ist ein Affe, er wird gleich aufs Büffet springen und oben knabbern; da streicht auf glatten Sohlen ein Panther daher, grausam und listig. Das ist ein Nilpferd, und niemand

tut es etwas zu leid, selbst der Fliege nicht, die auf seinem Rücken sitzt, denn es ist viel zu bequem dazu und dumm stieren die guten Aeuglein. Es verbreitet sich allmählich ein Geruch von Schweiß und Körpern, und man begreift den Segen der verhüllenden Kleidung. Beängstigend wirkt die Nacktheit en masse. Plötzlich spricht man mit seinem Nachbar. Wahrhaftig, man ist ganz ungewandt. Aber bald gewöhnt man sich daran. Das Militär ist das Ideal des Zukunftsstaats. Da sitze ich neben einem nackten Bauernknecht; er hat ein rotblaugestreiftes Flanellhemd vor sich auf den Knien. Alle Vorrechte fallen. Alle sind gleich. Die Gendarmen treten leise auf. Das sieht beinahe spaßig aus. Diese massigen Uniformsäcke gehen auf Spitzen und schaukeln sich, wie schwere Frachtschiffe von Seite zu Seite. So kommen sie an die Tür und lugen hinein, wie Kinder in die Weihnachtsstube und winken nach hinten und lachen. Plötzlich reckt sich einer hoch und wendet sich mit ernstem Gesicht den Wartenden zu: der nächste Trupp. Leise, leise! Und wir bewegen uns hinein. An einem Kreidestrich entlang, durch den mächtigen Saal schräg hindurch. Ganz hinten, in der Ecke, da geht etwas vor. Dahin steuern wir. Und die Nackten torkeln am Kreidestrich entlang: man geht nämlich nackt ganz unsicher, und wer weiß, vielleicht steht eine schwere Strafe darauf, wenn man abweicht. Man kann nicht wissen. Wir gehen lange und immer noch nicht sind wir in der Nähe des Gewaltigen. Wir kommen an einer Bühne vorbei, in der Mitte des Saals: melancholisch lehnen Gebirgskulissen an der Wand. Und ein Klavier steht dahei. Nun sind wir am Ziel. Die Uniform, die uns geleitet, legt ihre hreite Hand auf unsero Schulter und fragt nach Namen und Stand. Wie heiße ich, was bin ich — das schießt durch den sorgenvollen Kopf. Man wird ganz unsicher. Ein Kreidquadrat ist am Boden vorgezeichnet. Dort tritt man hinein und damit tritt man vor den Gewaltigen. Es ist wie im Paradiese, alle Hüllen sind gefallen und man steht da als ein Sünder. Man wird taxiert. Man zweifelt an sich und der Welt. Die fremden Augen blicken. Augen, groß und rund. Man hört ein paar Buchstaben, die werden irgendwo an einem fernen Tisch wiederholt, notiert, dann schwankt man ab. Eine Kette löst die andere ab. Wir aber müssen noch lange hierheiben, um unseren Urteilspruch zu vernehmen.

Die Verdauungskraft der saftigen Früchte. Neben ihrem säuerlichen, durstlöschenden Geschmack hesitzen die meisten Fruchtsäfte noch eine bestimmte Wirkung auf Magen und Darm. Bekannt ist ihre anregende Wirkung auf die Darmtätigkeit. Was ihren Einfluß auf die Verdauung anbelangt, so gelten gekochte Früchte leichtverdaulicher als rohe, weil durch das Kochen die Zellenstoffhüllungen zersprengt werden. Bei empfindlichen Verdauungsorganen reicht man daher Aepfel, Birnen, Pflaumen, Kirschen und Heidelbeeren nur gekocht. Darüber nun, wie saftige Früchte direkt die Verdauung beeinflussen, hat der Engländer Dr. Sharp Untersuchungen angestellt. Die Fruchtsäure der saftigen Früchte verbindet sich mit dem Eisen der festen Nahrungsstoffe, und letzteres wird dadurch zur Aufnahme ins Blut vorbereitet. Auch enthalten viele saftige Früchte Fermente. Untersuchungen über die Wirkung frischer Früchte auf geronnenes Eiweiß ließen bei Erdbeeren, Kirschen, Apfelsinen, bei Birnen- und Apfelsaft verdauende Eigenschaften nachweisen. Bei Büchsenfrüchten waren diese Eigenschaften ganz, bei gehacktem oder gedörtem Obst teilweise zerstört. Am gesundesten ist demnach der Genuß von saftigen Früchten am Schluß der Hauptmahlzeit wegen ihrer die Verdauung unterstützenden Eigenschaften. Direkt zu widerraten ist es, manche Früchte, wie die Trauben, auf den leeren Magen zu genießen, weil sie zur Säuerung führen.

Anerkennung. Studiosus Pump: „Die Präzisionsuhr, die mir mein Onkel geschenkt hat, macht ihrem Namen alle Ehre; präzise am 25. ist sie auf dem Versatzamt.“

Die Verteidigung des Kaffees.

Der Finanzsekretär unseres Staates, Herr Olavo Egydio, übersandte den Mitgliedern des Staatskongresses die sorgfältig ausgearbeitete Schrift „Die Verteidigung des Kaffees“, in welcher die historische Entwicklung der Lösung des Kaffeevalorisationsproblems dargestellt ist. Die beachtenswerte Arbeit enthält eine genaue analytische Darstellung der volkswirtschaftlich-finanziellen Maßregeln, die ergriffen wurden, um die schwere Krise zu bannen, welche damals die Landwirtschaft des Staates mit dem vollständigen Untergange bedrohte. Ferner enthält sie in zwei Abteilungen ausführliche Informationen, die den Text der Uebereinkunft von Taubaté sowie aller darauf bezüglicher Gesetze enthalten, sowie die Geschichte der verschiedenen Anleihen, die betreffenden Kontrakte, eine genaue Darlegung des Anleihendienstes und der von der Regierung gemachten Konsignationen, kurz, alles, was zum Verständnis der zur Verteidigung des Kaffees in den Jahren 1907 bis 1909 geleisteten Arbeiten nötig ist. Wir können uns leider nicht darauf einlassen, der Darlegung in ihrem vollen Umfange zu folgen — das würde Bände füllen, — wir müssen uns begnügen, das Schlußwort im Auszug wiederzugeben, das in bereiteter Weise die Wichtigkeit der Veranlassung, die Folgerichtigkeit der Durchführung und das günstige Resultat einer der größten jemals von einem Staate unternommenen volkswirtschaftlichen Operationen zusammenfaßt.

„Da der Staat unter den unzähligen vorgeschlagenen und besprochenen Plänen nicht eine sichere und unmittelbare Lösung der Kaffeekrise fand, beschloß er, seine wirtschaftliche Zukunft selbst in die Hand zu nehmen und entscheidende Maßregeln gegen den sich unabsehbar hinziehenden Preisrückgang des Kaffees zu ergreifen. Die Ursache dieses Rückgangs lag an einer gewaltigen Gleichgewichtsstörung zwischen Produktion und Konsum, und da es nicht möglich war, diesen letzteren im gleichen Verhältnis zu heben, wie die erstere wuchs, schuf man ein Gesetz, das Neupflanzungen tatsächlich für die Dauer seiner Gültigkeit zur Unmöglichkeit macht. Auf diese Weise sicherte man sich gegen etwaige Ueberraschungen in der durchschnittlichen Kaffeeproduktion, die sonst leicht nach einigen Jahren hätten eintreten können. Da ferner der Verbrauch stetig zunahm, kam man zu der Ueberzeugung, daß die Herstellung des Gleichgewichts zwischen Angebot und Nachfrage und damit die Wiederkehr für den Produzenten lohnender Preise nicht allzu lange auf sich warten lassen könne. Außerdem mußte diese einschneidende Maßregel unfehlbar eine Verteilung der produktiven Kräfte des Staates auf andere Kulturen bewirken, die bisher durch den Kaffee erdrückt wurden. Man kann das mit dem großen Strome Aegyptens vergleichen, dessen Gewässer, durch den gewaltigen Staudamm aufgehalten, sich Fruchtbarkeit und Reichtum verbreitend über die Ufergelände ergießen. Selbst die Kaffeekultur an sich konnte sich unmöglich der Rückwirkung des Gesetzes auf ihr Kulturverfahren entziehen, denn, da der Weg zu einer weiteren Verbreitung nach außen versperrt war, mußte man sich wohl oder übel der Notwendigkeit einer neuen intensiveren und wissenschaftlicheren Erhaltungstätigkeit unterwerfen, um die Ertragsfähigkeit und die Lebensdauer der Pflanze sowie die Intensität der Produktion zu steigern.

Trotz der auf die Zukunft berechneten Gesetzgebung würde jedoch die Landwirtschaft dem Verfall ausgesetzt gewesen sein, da die Preise sich immer sehr niedrig hielten und ausserdem, so unerträglich schlecht sie so schon waren, von einem Augenblick zum andern noch mehr nachgeben konnten infolge einer Paulistaner Ernte von 12 oder 13 Millionen Sack, die bei der großen Menge junger Kaffeesträucher, die von Tag zu Tag größere Mengen hervorbrachten, keines unwahrscheinlich war. Es war also eine unabweisbare Notwendigkeit, den Hebel an einen anderen unmittelbar in die Augen springenden

Punkte einzusetzen. Damals tauchte denn der Gedanke auf, dem Markte den überflüssigen Kaffee zu entziehen, der als ein ewig um Unterbringung werbendes Angebot die einzige Ursache der niedrigen Preisnotierungen war. Es war jedoch notwendig, mit aller Sicherheit vorzugehen, ohne das Risiko eines Mißerfolges u. nicht ohne vor einer Ueberraschung durch Vermehrung der Produktion seitens der übrigen Kaffeebau treibenden Länder gedeckt zu sein. Man wußte, daß, wenn überhaupt, nur im spanischen Amerika eine solche Produktionsvermehrung eintreten konnte, und schickte deshalb einen Emisär nach den in Frage kommenden Ländern, der schon im Februar 1905 von Newyork aus seinen beruhigenden Bericht telegraphierte, den er später in erweiterter Form der Regierung einreichte. Man konnte also ohne Furcht handeln, und das tat die Regierung denn auch in der allgemein bekannten Weise. Alle Vorsichtsmaßregeln waren ergriffen und der gute Ausgang des Unternehmens war gewährleistet. Das Vorgehen der Paulistaner hatte durchaus nichts von dem abenteuerlichen Charakter, den manche Leute ihm zuschieben wollten. Die öfters an die Oeffentlichkeit gedrungene Ansicht, daß die Natur selbst der Herstellung des kommerziellen Gleichgewichts günstig gewesen sei, indem sie geringere Ernten hervorgebracht und also das Angebot vermindert habe, entbehrt jeder Grundlage. Das Gegenteil war der Fall, wie man leicht aus der folgenden Zusammenstellung der Ernten, die der staatlichen Intervention vorausgingen und der vier, die von ihr beeinflusst wurden, ersehen kann.

Es wurden in der ganzen Welt geerntet in den vier Jahren vor der Intervention (in 1000 Sack):

1902—03	16.665
1903—04	15.992
1904—05	14.445
1905—06	14.792

Im Durchschnitt: 15.474.

In den vier seit der staatlichen Intervention verflossenen Jahren:

1906—07	23.786
1907—08	14.862
1908—09	15.968
1909—10	19.058

Im Durchschnitt: 18.418.

Also, weit entfernt, daß eine Verringerung der Ernten stattgefunden hätte, wie man behauptet hat, geht zur Evidenz aus der Aufstellung hervor, daß die Vermehrung alle Erwartungen übertraf. Ungefähr 3 Millionen Sack (im Durchschnitt) pro Jahr kamen mehr auf den Markt und bereiteten dem staatlichen Eingreifen die größten Hindernisse. Man erwartete 1906 bis 1907 in S. Paulo eine Ernte von höchstens 12 bis 13 Millionen Sack, während in Wahrheit in Santos mehr als 15 Millionen Sack abgenommen wurden und die Weltproduktion fast 24 Millionen Sack betrug. Im folgenden Jahre gelangten immerhin noch wenig unter 9 Millionen Sack nach Santos. Das Resultat der folgenden Ernte war noch größer und wurde seinerseits wiederum von der letzten, der diesjährigen Ernte übertroffen, welche ein so bedeutendes Kontingent zu der Welt-ernte beitrug, daß diese sich auf über 19 Millionen Sack beläuft. Was die Natur also zur Lösung des Valorisationsprojektes beitrug, war, daß sie ihm mit unbeugsamer Konsequenz die größten Schwierigkeiten bereitete.

Das kritischste Jahr für das Unternehmen war 1906—07, in welchem sich die Hochflut von fast 24 Millionen Sack über die konsumierenden Länder ergoß. In diesem Jahre fielen die Preise in Havre auf 35 Francs, wenn auch nur für kurze Zeit. Einige Jahre vorher, 1902—03 und 1903—04, waren die Notierungen sogar auf 30 Francs gefallen, und zwar auch wegen der den Verbrauch weit übersteigenden Produktion. Damals war der Gesamtverbrauch der Welt ungefähr 15 Millionen Sack, der sichtbare Stock betrug zwischen 11 und 12 Mil-

honen Sack, belief sich also auf 79 Prozent des Verbrauches. In 1906—07 war der Weltkonsum bereits auf 17 Millionen Sack gestiegen, und es war ein sichtbarer Vorrat von 16.380.000 Sack, das heißt 96 Prozent des Verbrauches, nachweisbar vorhanden. Wenn also 1902—03 bei einem Vorrat von 79 Prozent des Verbrauches die Preise bis auf 30 Francs gefallen waren, so stelle man sich einmal vor, welchen Preissturz unser Hauptprodukt erlebt haben würde, wenn damals ein Vorrat von 96 Prozent vorhanden gewesen wäre, wie 1906 bis 1907. Es ist klar, daß man zum ersten Male Notierungen unter 25 Francs erlebt haben würde, was nicht nur den Ruin des Produzenten, sondern des ganzen Staates mit sich gebracht hätte, denn alle unsere großen kommerziellen und industriellen Interessen hängen mit dem Kaffee zusammen und von ihm ab. Es wäre schwierig, wenn nicht unmöglich, die Lage zu beschreiben, in welche der Staat geraten wäre, wenn die öffentliche Gewalt in tatenlosem Entsetzen vor den für unüberwindlich gehaltenen Schwierigkeiten die Hände in den Schoß gelegt und abgewartet hätte, bis die unerbittliche Natur ihre fürchterliche Musterung gehalten haben würde. Es wäre der Ruin der riesenhaften Kaffeekultur gewesen, die für sich allein schon ein lebender Beweis unserer Arbeitsfähigkeit ist, es wäre der Ruin des gesamten Handelswesens von Santos, das mit dem Schicksal des Kaffeebaues so unzertrennlich ist, es wäre der Ruin der großen Transportunternehmen gewesen, auf die wir mit Recht so stolz sind, ja, mehr als das, es hätte die Vernichtung der jetzigen Paulistaner Generation bedeutet.

Daß die damals getroffenen Maßnahmen die richtigen waren, das zeigen die Erfolge. Die Lage des Kaffees ist solid und unangreifbar und wird es auch für alle Zukunft bleiben, vorausgesetzt, daß die öffentliche Gewalt auf der Hut ist und das Wiederauftreten der Umstände zu verhindern weiß, welche die soeben glücklich überwundene Krise verschuldet haben. Es wäre überflüssig, die erreichten Resultate noch einmal zu wiederholen — es genügt, die Tatsache anzuführen, daß der Kaffee in Santos zu mehr als 7 Milreis für 10 Kilo verkauft wird. Was die Liquidation der vom Staate eingegangenen Verbindlichkeiten anbetrifft, so können wir versichern, daß in zwei bis drei Jahren alles erledigt sein wird und daß für den Staat ein keineswegs unbedeutender Gewinn übrig bleiben wird. Um dies vorausszusehen, genügt es, sich zu vergegenwärtigen, daß die Anleihe von 15 Millionen Pfund Sterling am 1. Januar 1911 auf 10 Millionen Pfund reduziert sein wird, nicht nur durch die bereits bewirkten Amortisationen, sondern auch durch die Guthaben, die wir an diesem Datum bei unseren Bankiers haben werden. Die durch Vermittlung der Bundesregierung aufgenommene Anleihe von 3 Millionen Pfund Sterling ist durch Amortisationen schon auf 2.800.000 Pfund herabgesetzt worden. So werden denn die Verpflichtungen, die der Staatsschatz zur Verteidigung des Kaffees auf sich genommen hat, am 1. Januar 1911, sagen wir, noch 13 Millionen Pfund Sterling betragen. Der den Bankiers als Garantie gegebene Valorisationskaffee, dessen Menge 6.842.374 Sack betrug, ist durch Verkäufe auf 6.300.000 Sack gesunken. Wenn wir den gegenwärtigen Preis von 66 Francs für 50 Kilo zugrunde legen, ohne den höheren Wert unseres Kaffees in Rechnung zu stellen, der beinahe ausschließlich vorzüglichster Qualität ist, so haben wir als annähernden Wert der 6.300.000 Sack gegen 20 Millionen Pfund Sterling. Einer Schuld von 13 Millionen Pfund Sterling steht also ein Besitz im Wert von 20 Millionen Pfund gegenüber, so daß uns 7 Millionen Pfund zur Bezahlung unserer laufenden Schuld und sonstiger Verpflichtungen des Staates verbleiben. Es folgt daraus also, daß, wenn die volkswirtschaftlichen Wirkungen der getroffenen Maßregeln die jetzigen Kaffeepreise durchsetzen konnten, die finanziellen Resultate für den Staat nur von Vorteil sein können.“

— Kostbare Schillerbriefe sah man bei der Autographenauction im Antiquariat von Karl Ernst Henrici in Berlin. Der älteste Brief ist aus Jena 1795 an Crusius über den Druck von Schillers Gedichtsammlung gerichtet; zwei Briefe von 1796 an Zelter in Berlin handelten über dessen schöne Vertonungen Goethescher Gedichte; aus Weimar, 1804, stammte ein Brief an Crusius: „Mein neuestes Schauspiel, der Wilhelm Tell, den ich in diesen Tagen geendigt und hier in Weimar habe aufführen lassen, hat mir alle Zeit weggenommen, daß ich nichts anders denken konnte.“ Der letzte Brief aus Weimar 1805 ist an Unger in Berlin gerichtet; Schiller spricht darin über die Unmöglichkeit, nach Berlin zu kommen. Der Erlös war 2000 Mark. — Von Körner brachten das Jugendmanuskript „Die Schlacht bei Torgau“, ein reizendes Scherzgedicht „Kunzens Jule“ und „Worte der Liebe“, sodann ein Spiel in Versen „Die Blumen“, mit der Aufschrift: „Angefangen den 11. Januar 1812, geendet am 12. Januar 1812“, den Töchtern W. v. Humboldts gewidmet und drei Briefe an den Vater über den Beginn seiner dramatischen Laufbahn in Wien 1812, sowie über Kleists Tod 800 Mark. — Große Seltenheiten bildeten ein Brief von Novalis über seinen „Heinrich von Ofterdingen“ und mit einer scharfen Kritik über Goethes „Wilhelm Meister“, ferner ein Schreiben von Angelika Kauffmann. Der Brief enthält über ihr Leben und Arbeiten die interessantesten Einzelheiten (400 Mark). — Von Charlotte v. Stein wurden vier melancholische Briefe verkauft, die vom Kranksein und Tode handeln (520 Mark). Außerordentlich reich und interessant war Wieland vertreten. 1788 schreibt er der Herzogin Amalie nach Rom: „Wie werden Eurer Durchlaucht, an den Segen des heiligen Vaters gewöhnt, sich jemals wieder zu dem rieselnden „Der Herr segne dich und behüte dich“ des Herrn Oberkonsistorialrat herunterlassen?“ Am Schluß ein begeistertes Lob Friedrichs des Großen: „Ganz Deutschland, gnädigste Herzogin, ist dermalen im Begriff, die Oeuvres posthumes Ihres großen Oheims zu verschlingen. Alles wird wichtig, weil es von dem größten der Könige und einem der außerordentlichsten Menschen kommt.“ Die sieben Briefe brachten 1100 Mark. — Von Marianne v. Willemer (Goethes Suleika im wehtöstlichen Divan) sah man interessante Briefe, die auf 400 Mark kamen.

— Das Städtchen Pégomas im Bezirk von Grasse ist seit einiger Zeit der Schauplatz geheimnisvoller Ueheltaten. Brandstiftungen, Diebstähle, Ueberfälle aus der Dunkelheit kommen häufig vor, ohne daß es jemals gelingt, die Täter zu entdecken. Einige Verdächtige wurden arretiert, doch konnte ihnen bisher keine Schuld nachgewiesen werden, und das Rätsel der „unsichtharen Räuberbande Pégomas“, wie die Boulevardpresse die mysteriösen Verbrechen getauft hat, ist vorläufig noch nicht aufgeklärt. Jetzt wird gemeldet, daß eine neue Verhaftung erfolgt ist: der Pfarrer der Ortschaft, Espert, ist unter der Anschuldigung der Teilnahme an den Verbrechen arretiert worden. Der Pfarrer erklärt die Beschuldigung für lächerlich und hat auf alle Fragen eine ausweichende Antwort gegeben. Er ist aber bisher nicht in Freiheit gesetzt worden. Unter den anderen sechs Verhafteten befindet sich auch der Totengräber von Pégomas.

— Eine furchtbare Bluttat hat sich in Oberleutensdorf bei Brüx (Böhmen) zugetragen. Die 36 Jahre alte Bergarbeiterfrau Nepowar tötete, während ihr Mann abwesend war, ihre zwei Kinder, ein sechsjähriges Mädchen und einen achtjährigen Knaben, indem sie ihnen mit einem Rasiermesser den Hals durchschnitt. Der zehnjährigen Tochter brachte die wahnsinnige Mutter gleichfalls schwere Verletzungen bei, worauf sie sich selbst die Kehle durchschnitt.



— Geheimer Hofrat Gustav Sommerfeldt, einer der ältesten Beamten des preußischen Hofes, ist in Charlottenburg im Alter von 72 Jahren gestorben. Viele Jahre lang war er als Hofstaatssekretär der Schatzkammer des Prinzen Alexander von Preußen und ein eigenartiger Zufall fügte es, daß an der Spitze der militärischen Hofhaltung dieses Prinzen der General v. Winterfeldt und an der Spitze der Zivilhofhaltung der Geheimrat Sommerfeldt standen. In Berliner Gesellschaftskreisen war Herr Sommerfeldt, der sich nach dem Tode des Prinzen Alexander ein kleines Rittergut in Pommern gekauft hatte, eine sehr populäre Persönlichkeit. Seine Einäscherung erfolgte nach seinem letzten Willen in aller Stille in Hamburg.

— Aus Brüssel wird berichtet: Die Nationalbank in Brüssel schickte 100.000 Francs in Zwanzigfrancsscheinen, in einen Sack eingenäht, an ihre Filiale in Antwerpen. Als dort der Sack geöffnet wurde, enthielt er nur Papierschnitzel. Er war unterwegs durch einen ganz ähnlichen vertauscht worden.

— In der Sitzung der Reichsduma richtete der Präsident an die Abgeordneten eine Ansprache, in der er auf den schweren Kummer hinwies, der Rußland durch das Hinscheiden des Grafen Tolstoi, des „großen Denkers, Künstlers und Genies“, des „Stolzes Rußlands und des Ruhms der Menschheit“ betroffen habe. Der Präsident schlug dem Hause vor, zum Zeichen der tiefen Trauer, die das Haus erfüllte, das Andenken des Toten durch Erheben von den Sitzen zu ehren und die Arbeiten für heute zu unterbrechen. Mit Ausnahme einiger Extremrechter erhoben sich alle Abgeordneten von ihren Plätzen. Dem Antrag des Präsidenten, die Arbeiten zu unterbrechen, wurde von dem extremrechten Abgeordneten Samyslawski widersprochen. Der Tod eines Denkers und Künstlers dürfe die Beschäftigung der Reichsduma nicht unterbrechen. Die Duma müsse dem Lande dienen, das sie bezahle. (Zustimmung rechts.) Außerdem habe Tolstoi in der letzten Zeit die Kirche, den Staat, die Familie und das Eigentum negiert und sei im Bruch mit der Kirche gestorben. Seine Ehrung durch die Duma wäre eine Herausforderung der Kirche. (Beifall rechts, Widerspruch im Zentrum.) Die Duma sei eine Staatseinrichtung. Tolstoi habe die Einrichtung des Staates, insbesondere die Duma bekämpft. — Der Antrag des Präsidenten wurde sodann mit großer Mehrheit gegen einen Teil der Extremrechten angenommen und darauf die Sitzung geschlossen.

— Der Chef der Kruppschen Werke, Herr Krupp v. Bohlen und Halbach, bisher Oberleutnant der Reserve des Leib-Gardehusarenregiments, ist zum Rittmeister befördert worden. Herr Krupp v. Bohlen und Halbach gehörte vor seiner Vermählung, als er noch Diplomat und zuletzt Legationsrat der preußischen Gesandtschaft beim Vatikan war, der Reserve des 2. badischen Dragonerregiments Nr. 21 an, da er von Geburt Badenser ist und sein Vater als Oberschloßhauptmann im badischen Hofdienst stand. Am Tage seiner Vermählung mit Fräulein Berta Krupp, der reichsten Erbin Deutschlands, verließ der Deutsche

Kaiser, der damals der Trauung auf Villa Hügel selbst bewohnte, Herrn v. Bohlen und Halbach den Namen Krupp und teilte ihm außerdem mündlich mit, daß er ihn zu den Leibgardehusaren versetze, deren Chef der Kaiser ist, und deren Offizierkorps eines der wohlhabendsten der Armee ist.

— Unbekannte Rowdies haben in Florenz ein Bubenstück verübt. Eines Morgens fand man, wie von dort berichtet wird, die prächtige Marmortreppe des Domes mit grüner Anilinfarbe angestrichen und das Weihwasser der Weihwasserkessel mit Anilinfarben und Jodtinktur vermischt. Ebenso hatte die unbekannte Gesellschaft mit Hammerschlägen einige Säulen der Fassadenbalustrade verstümmelt. Von den Tätern fehlt bisher jede Spur.

São Paulo.

— Herr Ruy Barbosa war am Sonnabend vormittag nach Campinas weitergereist, nachdem er sich mehrere Tage in S. Paulo aufgehalten hatte, wo man ihn durchaus nicht so stürmisch empfing, wie vor Jahresfrist, als er seine Kandidatenreise unternahm. (Die Begeisterung für den „großen Mann“ scheint sehr, sehr klein geworden zu sein. Im konservativen S. Paulo weiß man eben eine umstürzlerische Agitation, wie sie Herr Ruy und seine Getreuen seit Monaten betrieben, noch immer nicht nach Gebühr zu würdigen.) Zu aller Erstaunen kehrte der Senator aber mit demselben Zuge, der ihn nach Campinas geführt hatte, wieder nach S. Paulo zurück, um mit dem Nachtzug nach Rio zu reisen. Er erklärte seinen Freunden, daß er seine Anwesenheit im Senat für notwendig halte, um auf die in der letzten Zeit gegen ihn gerichteten Angriffe zu erwidern.

— Die Herren Weizflog & Irmãos hatten von der Präfektur die Festsetzung der Fluchtlinie für die an Stelle der Häuser Nr. 77, 79, 83, 85 und 87 der Rua Libero Badaro zu errichtenden Neubauten erbeten, da das Gesetz vom 27. Oktober dieses Jahres für diese Straße eine Verbreiterung auf 15 Meter vorsieht. Da nun sowohl von der Stadt- wie von der Staatsverwaltung in jener Stadtgegend große Verbesserungen geplant werden, übersandte der Präfekt am Sonnabend alle mit der Sache in Zusammenhang stehenden Papiere der Kammer zu eingehendem Studium.

— Wie wir schon kurz meldeten, wird in wenigen Tagen der italienische Flieger Ruggicone hier eintreffen, der sich bereits einen sehr bekannten Namen gemacht hat, so gewann er zum Beispiel in Turin in einem kürzlich veranstalteten Wettfliegen den Höhenpreis. Der Flieger wird am 21. dieses Monats mit dem Dampfer „Principe de Udine“ in Santos ankommen. Sobald sein Apparat montiert ist, wird er seine Flüge zwischen dem Antarcticapark und dem Rennplatz in der Moooca beginnen. Unser Publikum wird gewiß in Massen hinströmen, um dieses modernste aller Schauspiele zu genießen. Im Antarcticapark und auf dem Rennplatz hat man schon mit dem Bau von Unterkunftshallen für den Apparat Ruggerones begonnen.

— Vom 9. bis zum 15. dieses Monats ergab die Steuer von 5 Francs auf den Sack Kaffee die Summe von 707.885.000 Francs.

— Der Ackerbausekretär gab eine Denkschrift der Municipalitalkammer von Faxina, in der um die Ergreifung von Maßnahmen gebeten wird, die geeignet sind, das Eindringen der in Parana herrschenden Maul- und Klauenseuche zu verhindern, an den Landwirtschaftsminister in Rio weiter.

— Der frühere Ackerbausekretär Dr. Carlos Botelho nahm eine Einladung der Landwirtschaftlichen Gesellschaft des Staates Minas Geraes zur Abhaltung von Vorträgen in Bello Horizonte an.

— Der Staatspräsident unterzeichnete das Dekret, das einen Kredit von 50 Contos eröffnet, welcher Betrag als Beihilfe

des Staates zur Kanalisation von Atibaia verwandt werden soll.

— Herr Carlos Fenly aus Nova Odessa schlug dem Ackerbausekretär den Verkauf seines Gutes „Triumpho“ vor, das sich an das bereits vom Staate angekaufte Gut „Elisa“ anschließt, ungefähr 750 Hektar groß und gegen 85 Contos wert ist.

— Die bekannte Kaffeefirma Nortz & Co. schreibt in ihrem Zirkular vom 26. November: Der Markt war in dieser Woche lebhaften Schwankungen unterworfen, in seinem Verlauf auch diesmal nicht ohne Anklänge an die Echternacher Springprozession: Zwei Schritte rückwärts, drei Schritte vorwärts. In dem Masse, wie die Aufwärtsbewegung des Artikels fortfährt, ist damit zu rechnen, daß die Schwankungen heftiger werden, sei es nun infolge erhöhter Sensivität für alle in Betracht kommenden Faktoren, sei es, weil die höhere Preislage an sich heftigere Bewegungen bedingt. Der Rückschlag in dieser Woche war hervorgerufen durch ein augenscheinliches Gefühl der Ermüdung, das über dem Markte lag und das zur Aeußerung zu bringen, den zufällig vorliegenden Revolutionsnachrichten von Rio vorbehalten war. Manche wollten darin die Gefahr sehen zu weiterem Kursrückgang. In Wahrheit scheint der Putsch der in Rio stationierten Flotte nur wenig Eindruck gemacht zu haben. Der sehr ernste Aufstand unter Admiral Mello im Jahre 1892 verlief im großen ganzen recht gemächlich, und augenscheinlich haben die portugiesischen Ereignisse auf die Flottenmannschaft nicht ihren Eindruck verfehlt. Es gibt ja auch in Brasilien wie überall genug Politiker, für die der Besitz der Macht Geschäft ist. Im übrigen aber bildet die gegenwärtige wirtschaftliche Prosperität des Landes ein denkbar ungeeignetes Terrain für politische Umtriebe, und dies erklärt auch, daß der Flottenaufstand in der Bevölkerung kein Echo fand. Jedenfalls hat dieser Rückschlag das Gute gehabt, einmal auf den Grund des Marktes sehen zu lassen und zu zeigen, daß eigentlich recht wenig Kaffee zu verkaufen ist, daß jede Baisse nur dem allseits bestehenden Wunsche entgegenkommt, zu kaufen, und daß die Unterströmung des Marktes nach wie vor eine steigende Tendenz bedingt. Einer solchen Sachlage gegenüber helfen alle Theorien und Proteste nichts; sie läßt sich nicht in Formeln zwingen; sie muß sich eben in sich selbst erschöpfen, wenn ihr nicht immer wieder durch äußerliche Faktoren Vorschub geleistet wird. Der Umschwung über die Auffassung der Zukunft des Artikels, auch in Konsumkreisen, ist ein vollständiger. Man sieht ein, daß mit einer kleinen laufenden und mässigen künftigen Ernte die Möglichkeit zu einer Baisse sehr geschwunden ist und es sich nur noch um Ausnützen von Fluktuationen handeln kann, daß aber in großen Zügen das Bild der Zukunft in kleineren Ernten bei zunehmendem Verbrauch gipfelt. Es mag ja sein, daß die Hausse vielfach angenommene Geschäftsnormen stört; es ist aber sicher, daß bei der allseitig erfolgten Wertsteigerung des Lebensunterhaltes und der meisten Stapelartikel, dabei aber auch den höheren Löhnen, der gestiegene Bohnenkaffee keine Sonderstellung einnimmt, während umgekehrt die hohen Fleischpreise nur wieder dem Konsum von Genußmitteln wie Kaffee zu Gute kommen.

— Ein vielversprechendes Fröchtchen ist der 14 jährige Leandro Villarinhos, der in der Rua Sant' Anna Nr. 10 wohnt. Gestern amüsierte er sich damit, im Brazviertel den Leuten die Fenster einzuwerfen. Da der Polizei diese harmlose Spielerei nicht gefiel, erklärte ihn ein Polizist für verhaftet, worauf Leandros Steinwürfe sich gegen den Hüter der Ordnung richteten. Es gelang nicht ohne Mühe, den Bengel „unterzukriegen“ und nach der Polizeiwache zu bringen, wo er noch die Frechheit hatte, dem dienstlichen Polizeikommissar zu sagen, er solle nur ja nicht versuchen, ihn einzusperren, sonst werde er sich an seinen Hosenträgern aufhängen. Der Beamte ließ ihm darauf einfach die Hosenträger wegnehmen. Hoffent-

lich hat er ihm auch eine tüchtige Dosis ungebrannter Asche verabfolgen lassen, wenn davon auch nichts im Polizeibericht steht.

— Gestern vormittag arbeitete der Zimmermann Raphael Juliano an einer Brücke, die etwas jenseits der Ponte Grando ausgebessert wird. Er war mit dem Durchsägen einer Planke beschäftigt, als ein Straßenbahnwagen der Sant' Anna-Linie an einen neben dem Arbeiter liegenden Haufen von Planken stieß, wobei eines der schweren Hölzer aus dem Gleichgewicht kam und den Zimmermann zwischen den Straßenbahnwagen und die Planken einquetschte. Man zog ihn heraus und schaffte ihn im Krankenwagen nach der Polizeizentrale, wo sich herausstellte, daß der Bedauernswerte das linke Bein gebrochen hat. Er wurde nach dem Hospital gebracht.

— Gestern abend gegen 7 Uhr verübte die Schwarze Olivia in der Rua Uruguayana einen fürchterlichen Skandal und riß sich auf offener Straße die Kleider vom Leibe. Als die Polizei dazu kam und sie verhaftete, hatte sie bereits nichts mehr, was sie hätte ausziehen können.

— In der gestrigen Sitzung der Deputiertenkammer brachte der Abgeordnete Herr Veiga Filho folgenden Zusatzantrag zum Budget ein: Die Staatsregierung wird ermächtigt, Erhebungen anstellen zu lassen über die Bedingungen, unter denen die Paulista- und die Mogvanabahn auf Grund der geltenden Kontrakte für Rechnung des Staates übernommen werden können, und mit den Direktionen der beiden Gesellschaften dahingehende Verträge abzuschließen, die dann dem Kongreß zur Billigung vorzulegen sind. Herr Veiga Filho suchte dann aus dem zwischen der Regierung und den beiden Gesellschaften abgeschlossenen Kontrakten die Zweckmäßigkeit dieser Maßregel nachzuweisen. Er wies auf die Tatsache hin, daß ein sehr großer Teil der Aktien der beiden Gesellschaften von ausländischen Kapitalisten unter der Hand aufgekauft wurde, worin Redner eine schwere Bedrohung der Interessen des Staates in Bezug auf Transportangelegenheiten sieht. Außerdem seien die Kontrakte zum größten Teil fast abgelaufen, sodaß dem Redner der günstigste Augenblick für ein Eingreifen des Staates gekommen scheint. Die Ausführungen des Herrn Veiga Filho wurden vielfach durch Zwischenrufe unterbrochen. Es scheint, daß es über die äußerst wichtige Angelegenheit zu einer hitzigen Debatte kommen wird.

Polytheama. Die Gesellschaft Lahoz brachte gestern zum ersten Male in dieser Spielperiode die alte, beliebte Operette „Glocken von Corneville“. Herr Piraccini als „Gaspar“ gefiel mit Recht, auch Herr Ferroni, während sonst von der Vorstellung nicht viel zu sagen ist. Heute, Wiederholung des „Grafen von Luxemburg“.

Casino. Die gestrige Vorstellung war ziemlich gut besucht. Die Maxixetänzerin Bugrinha fand natürlich vielen Anklang, ebenso die Dambrays, die Schwestern Alfonso, Linda Morice und die andern alle. Heute große Vorstellung, an der alle Künstler teilnehmen werden.

Bijou-Theatre. Wie erklärlich, erregte der nach der Natur aufgenommene Film „Die Meuterei des Seebataillons“ das größte Aufsehen. Viel belacht wurde der urkomische Film „Der Hund als Schornsteinfeger“. Heute „Grady liegt im Sterben! Grady ist tot!“ von Pathé. Morgen „Bürgerlicher Tod“, Darstellung des berühmten Schauspielers E. Novelli.

Sant' Anna. Das zahlreiche Publikum geizte nicht mit seinem Beifall, und mit Recht, denn die Darbietungen waren durchweg recht gut. Wie immer wurden Debrüge, die Akrobaten Strine und Sidney, Mignon Hette, Josette Lison etc. viel beklatscht. Für heute ist ein sehr reichhaltiges Programm aufgestellt, das den Besuch der Vorstellung sehr lohnend erscheinen läßt.

Munizipien.

Santos. Es wurde durch Zeugenaussagen festgestellt, daß der Heizer João Felício da Costa, der an Bord des Kreuzers „Rio Grande do Sul“ verhaftet wurde, wirklich der Mörder des unglücklichen Leutnants Carneiro da Cunha ist. Er versetzte dem Offizier einen tiefen Stich in den Rücken. Der Verbrecher wurde auf den Kreuzer „Barroso“ überführt, der ihn nach Rio mitnehmen wird.

— Als gestern morgen gegen 11 Uhr ein Straßenbahnwagen von der Rua Braz Cubas kommend in die Praça da Republica einbiegen wollte, wurde er von einem Lastfuhrwerk angerannt, dessen Deichsel zwischen der vorderen Plattform und der ersten Sitzbank hindurchfuhr, wodurch Herr F. Machado dos Reis so heftig auf die Straße geschleudert wurde, daß er verschiedene Verletzungen erlitt.

— Diebe erbrachen in der Nacht von vorgestern auf gestern die Türe des Modewarengeschäftes „Loja Azul“ in der Rua General Camara, nahmen aber nur zwei Stücke Wollstoff mit. — Ein anderer Diebstahl passierte am Badestrand von Gonzaga. Dort hatte sich eine in der Rua Martim Affonso wohnhafte Frauensperson ein Zimmer in einem der vielen dort befindlichen Badeetablissemments gemietet. Während sie nun gestern morgen ihr Bad nahm, öffnete ein Dieb ihr Zimmer mittelst Nachschlüssels und stahl ihre Schmucksachen und eine Geldtasche, die 100 Milreis enthielt. Der Verdacht lenkt sich auf ein Individuum, das den Spitznamen „Mulatinho“ führt und sich um diese Zeit in der Umgebung herumgetrieben hatte.

Campinas. Heute um 7 Uhr abends wird der landwirtschaftliche Kongreß im Club Campineiro eröffnet. Es sind schon viele Landwirte aus verschiedenen Teilen des Staates angekommen. Möglicherweise werden die Sitzungen bis zum 22. dieses Monats dauern. Es scheint, daß Herr A. Post aus S. João da Boa Vista Präsident des Kongresses sein wird.

Pariquera-Assu. Am 11. d. M. wurde in der hiesigen Kolonie von den deutschen Ansiedlern eine Landwirtschaftliche Genossenschaft gegründet. Zweck derselben ist die gegenseitige Unterstützung der Genossen durch Rat und Tat, gemeinsame Beschaffung von Saatgut, landwirtschaftlichen Geräten und Maschinen, Tierzuchtmaterial, die Veranstaltung belehrender Vorträge u. s. w. Mitglied kann werden, wer das 20. Lebensjahr überschritten hat und der deutschen Sprache mächtig ist. Zum Vorsitzenden wurde Herr Dietrich, zum Kassierer Herr Möhring, zum Schriftführer Herr Neufeld gewählt. Die Genossenschaft zählt bereits 20 Mitglieder.

Espirito Santo do Pinhal. Auf dem Gute des Herrn Dr. Sertorio ereignete sich vorgestern ein Konflikt unter den Kolonisten Marcello Gil, José Guerrero, Antonio Pereira und Lindolpho Palhares. Die beiden letzteren wurden von den beiden ersteren schwer verwundet. Bald nach der Tat wurden die Schuldigen verhaftet.

S. João da Boa Vista. Auf dem Landgute Lage des Coronel Christiano Osorio de Oliveira schoß der Vorarbeiter Gabriel Soares eine Pistole los, um einige Schweine zu verscheuchen, die in den Obstgarten eingedrungen waren. Die Kugel traf den 21 jährigen Kolonisten Oscar Rosa, den Soares nicht gesehen hatte, so unglücklich, daß er auf der Stelle tot war.

S. Carlos do Pinhal. Hier wird ein staatliches Lehrerseminar (Escola Normal) errichtet werden. Die Nachricht hiervon erregte große Freude unter der Bevölkerung.

Bundeshauptstadt.

— Der Marschall Hermes erregt das Wohlgefallen der Bevölkerung durch seine demokratischen Gewohnheiten. Gestern früh z. B. begab er sich von seiner Privatwohnung in der Rua Guanabara nach dem Cattetepalast ganz allein und zu Fuß.

— Die Besitzer der während der Beschießung der Cobra-

insel beschädigten Häuser haben die Gerichte um Festsetzung einer Entschädigung ersucht. Hoffentlich kommen sie schneller zu ihrem Rechte, als die Nichtfranzosen nach dem Bombardement von Casablanca!

— Der Landwirtschaftsminister hat bestimmt, daß die neue Landwirtschaftskolonie, die im Munizip Guarapava in Parana in Bildung begriffen ist, den Namen Cruz Machado erhält.

— Alle Marineoffiziere, die sich seit länger als einem Jahre in Europa befinden, haben Befehl erhalten, nach Rio zurückzukehren.

— Für unser Geologisches Landesamt trifft demnächst aus Newyork eine größere Sammlung von Fossilien ein, die eine wichtige Bereicherung unserer naturwissenschaftlichen Sammlungen bilden wird.

— Das Untersuchungsgericht, das mit der Aufklärung der Ursachen des Bombardements von Manaus betraut ist, hielt gestern eine Sitzung ab, in der der sattsam bekannte Oberst Pantaleão Telles vernommen wurde. Ueber das Ergebnis des Verhörs verlautete noch nichts. Dem Oberst wurde die gesetzmäßige Frist zur Einreichung seiner Verteidigungsschrift gegeben. Die Angelegenheit wird also nicht im Sande verlaufen.

— Wie der bisherige Chef der Propagandakommission, Dr. Vieira Souto, dem Landwirtschaftsminister mitteilte, wurden auf der Brüsseler Weltausstellung an brasilianische Aussteller folgende Auszeichnungen verliehen: 66 Große Preise, 157 goldene, 204 silberne und 195 bronzene Medaillen, 118 ehrende Erwähnungen und 54 Ehrendiplome. — Hoffentlich wurde diesmal in Brüssel nicht wieder nach dem System des „geschmiereten“ Preisrichters gearbeitet, von dem wir dieser Tage berichteten!

— Der Präsident der französischen Republik hat, wie erinnerlich, dem Marschall Hermes das Pferd zum Geschenk angeboten, das unser jetziger Bundespräsident im September während der französischen großen Manöver ritt. Das Tier traf gestern in Rio ein.

— Das „Jornal do Commercio“ speit Feuer und Flammen, weil die Deputiertenkammer das Konversionskassengesetz annahm und der Senat es natürlich bestätigen wird. Es sagt, die allgemeinen Interessen des Landes wären den Forderungen der anmaßlichen Landwirtschaft von S. Paulo und der knechtischen Landwirtschaft von Minas geopfert worden. Um die Erledigung des Projektes zu beschleunigen, das von einer Gruppe erlesener Parlamentarier bekämpft wurde, seien alle möglichen Schliche angewandt worden, darunter der Paulistaner Antrag zugunsten des Kurses von 15 d. zum Einnahmetat. „Senken wir,“ so schließt das Blatt, „den Vorhang über diese Schmach und vertrauen wir auf die Wirkung der Zeit, die klar zeigen wird, wie berechtigt die Erwägungen waren, die wir über die Kursfrage anstellten.“ Da werden die betrübteten Lohgerber des „Jornal do Commercio“ lange warten können!

— Von der Cobraininsel sind die Landtruppen zurückgezogen worden. An ihre Stelle ist die der Regierung treugebliebene (weil beim Ausbruch der Revolte im Marinearsenal befindliche) Kompagnie des Seebataillons getreten. Den Befehl hat wieder der Kommandant des Seebataillons, Fregattenkapitän Marques da Rocha übernommen.

— Heute wird die letzte Munition von der „Minas Geraes“ ausgeschifft werden, worauf das Schiff sofort gedockt werden soll.

— Die Polizei verfügte die Schließung verdächtiger Gasthäuser und veranlaßt die in von Familien bewohnten oder verkehrsreichen Straßen wohnenden Freudenmädchen zum Umzug nach weniger belebten Gegenden.

— Herr P. J. Chavez, Vertreter der Verlagsfirma Pierre Laffitte & Co. in Paris, befindet sich in Rio, um die Basis für die Gründung einer ähnlichen brasilianischen Revue zu studieren, wie sie das genannte Haus in Paris herausgibt.

Aus den Bundesstaaten.

Parana. Unter den Zugtieren der Straßenbahngesellschaft in Curitiba ist eine bisher ganz unbekannte Krankheit ausgebrochen. Die Tiere zeigen anfangs Zeichen großer Ermüdung, dann erblinden sie, der Körper wird unempfindlich und nach kurzer Zeit tritt der Tod ein. Die Tierärzte erklären, diese Krankheit nicht zu kennen. Man ist auf den Gedanken gekommen, daß es sich um eine Vergiftung handeln könnte. Die Eingeweide einiger der verendeten Tiere sollen daher chemisch untersucht werden.

— Aus União da Victoria richtete eine daselbst allgemein geachtete, in verantwortlicher Stellung befindliche Persönlichkeit ein Telegramm nach Ponta Grossa, in dem behauptet wird, es werde in kurzer Zeit eine Kommission von Santa Catharina daselbst erscheinen, die den Auftrag habe, sich jenes Munizips zu bemächtigen. (?)

Ein geschmierter Preisrichter der Brüsseler Weltausstellung.

Die im letzten Dezennium immer mehr um sich greifenden Weltausstellungen legen dem Aussteller nicht allein Kosten, sondern auch an Mühe und Arbeit mitunter ganz gewaltige Opfer auf, die nicht im geringsten im Einklang mit den nachherigen geschäftlichen Erfolgen stehen. Es hat sich denn auch bereits eine große Ausstellungsmüdigkeit der Werte schaffenden Produzenten, nicht zuletzt der deutschen, deutlich bemerkbar gemacht, und mit Recht, denn gewisse Erfahrungen bei Diplomierungen, die den ehrlich Schaffenden geradezu anwidern, halten einen großen Teil, und dies sind keineswegs die Schlechtesten, zurück, einen derartigen Jahrmarktstrubel mitzumachen und zu beschicken.

Wie's gemacht wird, davon geben nachstehende Zeilen ein ergötzliches Beispiel. Für die absolute Richtigkeit des Erzählten übernehmen wir jede Verantwortung.

Anlässlich der Brüsseler Weltausstellung von 1888, an der sich auch die deutsche Industrie in ehrenvollster Weise beteiligte, hatte auch ein größerer rheinischer Fabrikant seine Produkte ausgestellt und sich die Affäre einige tausend Mark kosten lassen. Als einziger Aussteller seiner Branche überhaupt, und nach den lobenswerten Besprechungen der in- und ausländischen Presse, konnte der rheinische angesehene Fabrikant durchaus nicht mehr bezweifeln, daß die Goldene Medaille und ein Ehrendiplom ihm sicher sei. Zu der Bekanntgabe der Diplomierungen wurden die Herren Aussteller nun seinerzeit von der Jury und Ausstellungsleitung in das Hotel „Trois Suisses“ in Brüssel eingeladen.

Der frühere adelige deutsche Artilleriehauptmann a. D., nachheriger Bürgermeister der Stadt Cleve am Niederrhein, v. Cornely, verlas als Preisrichter und Ausstellungskommissar nun die Auszeichnungen. Bei dieser Gelegenheit erfuhr der rheinische Fabrikant zu seinem maßlosen Erstaunen, daß er nur mit der bronzenen Medaille, der geringsten Auszeichnung, bedacht war. Hierdurch geriet natürlich der so Enttäuschte in nicht geringe Erregung, und nach Aufhebung der Sitzung wurde der gewesene Herr Hauptmann und Bürgermeister von Cleve, ein Windhund schlimmster Sorte, interpelliert und die Frage aufgeworfen, aus welchen Gründen er als einziger Aussteller seiner hervorragenden Branche nicht die goldene Medaille und das Ehrendiplom bekommen habe. Die unter zynischem Lachen vom Herrn Hauptmann a. D. erteilte Antwort lautete: Wer nicht gut schmiert, der nicht gut fährt! —

Blitzschnell überflog der Fabrikant nun die Situation, er gedachte der unendlichen Mühen und Kosten behufs rechtzeitiger Fertigstellung des Ganzen. Ein furchtbarer Ekel überkam ihn ob eines solcher Gebahrens von seiten des obersten deutschen Preisrichters.

Bevor der Fabrikant sich über die abzugebende Antwort schlüssig wurde, unterbrach Herr v. Cornely die momentan eingetretene Stockung des Gesprächs und setzte beruhigend hinzu, daß das letzte Wort noch nicht gesprochen sei. Gegen eine direkte Zahlung von 300 Frs. an ihn, würde ihm, dem Fabrikanten, anstatt der bronzenen sofort die goldene Medaille und ein Ehrendiplom zuerteilt.

Der Fabrikant ging nun, um ein Aequivalent für Mühe und Kosten zu haben, auf diesen Kuhhandel ein, und man verabredete für den Nachmittag ein Rendezvous im Café Riche, dem bekannten feinen Weinrestaurant. Hinter einer Flasche altem Bordeaux strich nun Herr v. Cornely mit großem Behagen seine 300 Frs. ein. Darauf richtete Hauptmann v. Cornely seinerseits an den Fabrikanten die Frage, ob er nicht im nächsten Jahre 1889 auch in Ostende seine Erzeugnisse ausstellen wolle, da nun einmal die ganzen Sachen da seien und sich die Sache höchst einfach bewerkstelligen ließe. Der Fabrikant, der im Grunde seines Herzens mit nicht geringem Aerger des ersten Hereinfalls der Beschickung einer Ausstellung gedachte, wehrte energisch ab, indem er unverblümt Herrn v. Cornely, der gewesenen stolzen Blüte der Stadt Cleve, seine Meinung über die Ausstellungen zur Kenntnis gab. Herr v. Cornely ließ sich aber nicht verblüffen, indem er an den Fabrikanten das Ansinnen stellte, ihm nochmals 300 Frs. zu zahlen, wogegen er von ihm, als bereits für Ostende ernanntem Preisrichter und Kommissar, garantiert dort ebenfalls die Große goldene Medaille und ein Ehrendiplom erhalte. Es sei, um dies zu erreichen, gar nicht nötig, überhaupt in Ostende auszustellen, die Sachen könnten nach Beendigung der Brüsseler Weltausstellung ruhig nach Deutschland zurückgehen, dadurch würde nach Zahlung von 300 Frs. durchaus nichts an dem Zustandekommen der Diplomierung geändert. Gesagt, getan! Beide Große goldene Medaillen und Ehrendiplome „Weltausstellung Brüssel 1888“ und „Ostende 1889“ prangen nun als Siegestrophäe im Kontor und auf den Briefbogen und Geschäftskarten des rheinischen Großfabrikanten. Der zweite Teil dieser Weltausstellungs-Diplomierung entbehrt nun nicht der Komik.

Von Brüssel zurückgekehrt, mit der Großen goldenen Medaille und dem Ehrendiplom, wurde unser Fabrikant auch von Freundeskreisen beglückwünscht und bewundert. Ein Weinhändler nun, dem als höchstes Ziel auch eine derartige Dekoration vorschwebte, bemerkte mißmutig, daß ihm leider ein solches Glück wohl nie zuteil werden würde, obwohl er gerne ein Opfer bringen würde. Ohne nun seine Erfahrungen mit dem gewesenen Bürgermeister der guten Stadt Cleve, dem allgewaltigen Herrn Ausstellungskommissar und Preisrichter Herrn Artilleriehauptmann a. D. v. Cornely bekannt zu geben, wurden der Fabrikant und der befreundete Weinhändler handelseinig, daß sechs schwere prächtige Körbe der auserlesensten Weine und Liköre, in eleganter Aufmachung, zu der nächstjährigen Ostender Ausstellung (1889) dem Fabrikanten ins Haus geschickt werden sollten, um mit seinen eigenen Sachen verpackt, da er auch wieder in Ostende ausstellen wollte, in einem verschlossenen Waggon direkt zu Belgiens stolzem Seebade zu gehen. Für die Besorgung der hohen Auszeichnung sollte der Weinhändler ihm dreihundert Francs zahlen. Heute noch prangt im Kontor des keineswegs unbedeutenden Weinhändlers der Rheinprovinz die Große goldene Medaille und ein Ehrendiplom der Ausstellung von 1889 zu Ostende. Herr v. Cornely hatte Wort gehalten. Die prächtigen Weine und Liköre aber, die einen sehr beträchtlichen Wert repräsentierten, haben dem Fabrikanten und einigen „seiner Getreuen“ trefflich gemundet und diesen manch fröhlichen Abend beschert, denn es wäre bei der unvergleichlichen Jovialität des adeligen deutschen Hauptmannes, dem es nur auf den Mammon ankam, geradezu ein Verbrechen gewesen, wenn das „edle Naß“ die schwarz-weiß-roten Grenzpfähle überschritten hätte.

Wo Herr v. Cornely heute ist, darüber schweigt der Sän-ger. Seinerzeit ist er nach Amerika verduftet, nachdem sich die „Kölnische Zeitung“ sehr eingehend mit seinen to-llen Streichen befaßt hatte. Fabrikant und Weinhändler aber bewahren diesem Luftikus, der ohne Zweifel auch der gu-ten Stadt Cleve am Niederrhein schmähhches Geld gekostet hat, ein treues Andenken.

Vermischte Nachrichten.

Henry de Rothschild bei Ehrlich. Im Pariser „Temps“ berichtet Dr. Henry de Rothschild ausführlich über einen Besuch, den er kürzlich dem Entdecker des Mittels „606“ in Frankfurt am Main abgestattet hat. Der bekannte Pariser Arzt erzählt zunächst, daß er sich durch die Ausbrüche von Feindseligkeit und Skeptizismus, mit denen die Kunde von Ehrlichs Entdeckung in Frankreich aufgenommen wurde, nicht beirren ließ. Er beschloß, sofort in seiner eigenen Poliklinik Versuche mit dem neuen Mittel anzustellen. Die Ergebnisse waren über Erwarten gut. Besonders erstaunlich war die Heilung eines elfjährigen Mädchens, das seit vier Jahren durch eine bösartige Kniegeschwulst infolge ererbter Krankheit ans Bett gefesselt war. Die Amputation des Beines schien unvermeidlich. Am 1. Oktober wurde eine Injektion von „606“ vor-genommen. Dreimal 24 Stunden später konnte das Kind ohne Schmerzen frei im Zimmer herumgehen, augenblicklich kann es als beinahe völlig geheilt bezeichnet werden. Von dem Wert des Mittels „606“ war Henry de Rothschild nach solchen Er-folgen überzeugt. Aber auch über die Persönlichkeit des Er-finders hatte man in Frankreich allerlei Ungünstiges verbreit-et. Man hatte sogar behauptet, die ganze Entdeckung des an-geblichen Heilmittels sei nichts weiter als ein „Börsencoup“ zu-gunsten der Aktien gewisser industrieller Unternehmungen. Diese Ausstreuungen veranlaßten Herrn de Rothschild, die Reise nach Frankfurt a. M. anzutreten. Als begeisterter Be-wunderer Ehrlichs ist er von dort nach Paris zurückgekehrt. Die mehrstündige Unterhaltung zwischen dem deutschen Ge-lehrten und seinem französischen Besucher betraf ausschließ-lich das Mittel „606“ und die Beobachtungen, die in den rund 14.000 Berichten von Aerzten aller Länder an Ehrlich niedergelegt sind. Professor Ehrlich versicherte, daß ihm kein Fall von Erblindung infolge des neuen Mittels bekannt sei und daß für die zwölf oder dreizehn Todesfälle unter 14.000 Fäl-len von Behandlung das Mittel „606“ nicht „direkt“ verant-wortlich gemacht werden dürfe. Nach Ehrlichs Angabe kön-nen neunzig Prozent der Kranken erfolgreich und gefahrlos mit „606“ behandelt werden. Auf Rothschilds offene Frage, was von den Gerüchten über die geschäftliche Ausbeutung der Entdeckung Ehrlichs zu halten sei, erwiderte der Gelehrte: „Ich hätte leicht ein Vermögen erwerben und jährlich be-deutende Summen verdienen können, wie zum Beispiel der Er-finder des Veronals. Aber ich habe nie an dergleichen ge-dacht, obgleich ich es berechtigt finde, daß die Arbeit eines ganzen Lebens durch materielle Vorteile belohnt wird. Mein Leben verläuft im Laboratorium. Ich kenne keinen Luxus und habe keine Bedürfnisse. Dank der Hochherzigkeit von Freun-den der Wissenschaft konnte ich 300.000 Mark aufwenden, um das Mittel „606“ zu suchen. Auch einen Teil meines No-belpreises habe ich dafür ausgegeben Der Verkaufs-preis des Mittels wird sehr gering sein. Den mir zufallenden Teil des Gewinnes werde ich zur Gründung und zum Unter-halt eines Institutes für biologische Chemie in Frankfurt a. M. benutzen. Krankenhäuser und arme Patienten werden das Mit-tel zum Selbstkostenpreis erhalten.“ — „Beim Abschied,“ — so schließt der Bericht H. de Rothschilds — „reichte Ehrlich mir freundlich die Hand, die ich bewegt drückte. Dann ver-ließ ich den großen Gelehrten. Die Stunden, die ich bei ihm verlebte, werden mir unvergesslich bleiben.“

Das Radium und das Gesetz von der Erhal-tung der Energie. Das Radium ist vor allem deshalb ein so rätselhafter Körper, weil es beständig bedeutende Energie-mengen in die Welt hinaussendet, ohne daß es möglich wäre, eine auch nur minimale Gewichtsabnahme festzustellen. Be-ständig werden von diesem Stoffe kleinste Teile hinausge-schleudert, so daß von ihm oder den Verbindungen, in denen es enthalten ist, gewissermaßen ein Bombardement winzigster Kügelchen ausgeht, die als Träger der Energie gerade so an-zusehen sind, wie die Splitter einer Granate als Träger der in den Explosivstoffen aufgespeichert gewesenen chemischen Energie. Das Gesetz von der Unzerstörbarkeit von Stoff und Kraft, das die Grundlage unseres gesamten modernen natur-wissenschaftlichen Denkens bildet, sagt bekanntlich, daß nir-gendwo in der Natur etwas an Materie und Energie verloren geht, sondern daß überall, wo solches Verschwinden schein-bar eintritt, immer nur eine Umwandlung eines Stoffes in einem andern, einer Energieform in eine andere sich vollzieht. Wenn wir also bis jetzt eine meßbare Abnahme des Gewichts einer Radiummasse mit unsern feinsten Wagen nicht feststellen kön-nen, so können wir das auf die Unzulänglichkeit unserer heuti-gen Wäageapparate schieben, und es ist ja nicht ausgeschlossen, ja sogar wahrscheinlich, daß die Zukunft uns noch weit ge-nauere und empfindlichere Meßverfahren lehren wird. Aber selbst wenn es gelingen sollte, die Abnahme, die ein Radium-präparat im Laufe gewisser Zeiträume erfährt, genau zahlen-mäßig ebenso festzustellen, wie man das theoretisch versucht hat, so wäre damit zwar sehr viel, aber doch nicht alles ge-wonnen, denn es will unserm so arg beschränkten menschlichen Fassungsvermögen nur schwer begreiflich erscheinen, daß überhaupt eine so geringe Menge, wie sie wenige Milligramm eines Radiumpräparats darstellen, eine solche kolossale Summe von Energie abzugeben vermag und daß diese Abgabe, so viel wir heute wissen, unbegrenzte Zeiten hindurch erfolgen kann. Nun hat man zwar versucht, die Radiumelemente zu einer beschleunigten Abgabe ihrer Energie anzuregen, aber weder Temperaturen von 1500 Celsius-Graden noch Druckkräfte von 2000 Atmosphären hatten darauf eine Einwirkung. Nur das ist wohl mit Sicherheit festgestellt, daß allmählich im Laufe der Zeiten eine langsame Umwandlung in Bezug auf die Art der Energieform stattfindet; so unterscheidet man nach dem ver-schiedenen Verhalten der Radiumstrahlen im magnetischen Felde α -, β - und γ -Strahlen, von denen letztere von magnetischen Kräften gar nicht beeinflußt werden. Das erste Zerfallpro-dukt ist die sogenannte Emanation, die wahrscheinlich aus gasförmigen, radioaktiven Elementen besteht, das letzte wird durch das Helium dargestellt, dessen Entstehen aus der Ema-nation zuerst Ramsay mit Sicherheit nachgewiesen hat. Aber nicht nur feste Teilchen und Gase werden vom Radium abge-gelassen, sondern auch Wärmewirkungen gehen von ihm aus. Curie und Laborde stellen zuerst fest, daß Radiumpräparate stets wärmer sind als ihre Umgebung, und als diese beiden französischen Forscher sich der Aufgabe unterzogen, die Größe dieser Wärmeabgabe festzustellen, fanden sie, daß 1 g. me-tallischen Radiums stündlich eine Wärmemenge abgibt, die 118 g. Wasser von 0 auf 1 Grad zu erwärmen vermag, d. h. 118 Kalorien. Wo die exakte Forschung auf Grund der Unzulänglichkeit unserer heutigen Beobachtungs- und Unter-suchungsmethoden uns im Stiche läßt, tritt die Theorie in ihr Recht. Auf Grund der genannten und zahlreicher anderer Erscheinungen des rätselhaftesten der Stoffe, aus der Tatsache ferner, daß radioaktive Stoffe fast überall in der Natur ver-breitet sind, daß z. B. die Menge in den Urgesteinen 1-550 bis 1-40 Milligramm im Kubikmeter beträgt und somit von jedem Quadratmeter unseres Erdbodens eine riesige Menge Energie im Laufe der Zeit ausgehen, stellte Rutherford seine Theorie auf. Ob diese Theorie auf die Dauer haltbar sein wird, muß die Zukunft lehren; jedenfalls eröffnet sie eine weite Perspek-

tive: sie versucht nachzuweisen, daß auch in der anorganischen leblosen Natur das stattfindet, was die letzteren Jahrzehnte naturwissenschaftlicher Forschung für die belebte Natur mit Sicherheit festgestellt haben: eine ständige Entwicklung alles Irdischen.

Trinkfeste Frauen. Ein ungalantes rheinisches, oder mehr kölnisches Sprichwort besagt: „Wat der Mann ver-dehnt, versöfft dat Wief“, auf Hochdeutsch: Was der Mann verdient, ver—trinkt die Frau. Dieses Sprichwort, das auf den im 16. Jahrhundert lebenden Satiriker Johann Fischart aus Mainz zurückzuführen ist, der an den Frauen überhaupt so mancherlei auszusetzen hatte, erweist sich im Lichte der Statistik zwar für die Gegenwart als arge Uebertreibung, hat aber in vergangenen Jahrhunderten auch in den privilegierten Ständen viel Berechtigung gehabt. Zum Beweise dafür möge an jene Stelle der Chronik von Schwäbisch-Hall erinnert sein, wo berichtet wird, daß nach Johanni 1532 drei Damen adligen Geblüts nach Untermuckenheim gekommen seien und dort 32 Maß, ungefähr 60 Liter, erlesensten Weines getrunken und auch richtig bezahlt hätten, worauf sie vor Anbruch der Nacht, als ob nichts besonderes geschehen, wieder nach Hall zurückgewandert seien. Herzog Ernst von Sachsen-Gotha befahl in einer aus dem Jahre 1648 stammenden Hoftrinkordnung, daß „vors gräfliche und adelige Frauenzimmer vier Maß Wein und abendes zum Schlaftrunk zwei Maß“ ausgesetzt seien. Auch von der Ahnfrau des früheren österreichischen Landesverteidigungsministers Welsler von Welsersheimb, der schönen Augsburgerin Philippine Welsler, die Kaiser Ferdinand I. 1557 in heimlicher Ehe heiratete, wird übereinstimmend berichtet, daß sie in vorgeschrittenen Jahren an argem Weindurst gelitten habe und auf Schloß Ambras und in Innsbruck einen Willekumb von drei Maß Wein ohne böse Folgen sehr häufig geleert habe. Daß es auch in neuester Zeit an hochgeborenen Damen mit erstaunlichem Durst nicht gemangelt hat, beweist unter anderem das Beispiel der Tochter eines in Deutschland und Oesterreich ansässigen Geschlechts, die vor 25 Jahren in Graz die Anstalt eines sich mit Mädchenerziehung beschäftigenden Frauenordens leitete und unter vier Liter Wein im Tage nicht auszukommen pflegte. Die aus vergangenen Jahrhunderten überlieferten Zahlenangaben erregen um so mehr Erstaunen, als eine Maß in den meisten deutschen Landesteilen etwa 1,8 bis 2 Litern entsprach.

Die Zukunft des Münchener Prinzregententheaters. Die „Münchener Neuesten Nachrichten“ beschäftigen sich in einer längeren Betrachtung mit der Zukunft des Prinzregententheaters und gelangen zu Resultaten, die voraussichtlich lebhefte Diskussion hervorrufen werden. Die Schicksalsfrage des Theaters ist aktuell geworden, da in diesem Jahr der Pachtvertrag zwischen der Gesellschaft mit beschränkter Haftung, die das Theater erbaute und der es gehört, und der königlichen Zivilliste, die jährlich für das Theater 61.000 Mark Pacht zu zahlen hatte, abläuft. Der Vertrag sicherte der Zivilliste das Recht zu, die Pacht zu gleichen Bedingungen bis 1915 zu verlängern und das Theater während der Vertragsdauer zum Selbstkostenpreis der G. m. b. H. käuflich zu erwerben. Die Zivilliste hat von dem Kaufsvorrechte keinen Gebrauch gemacht, wohl aber hat sie die Pacht bis 1915 verlängert. Sie konnte das um so eher tun, als schon seit Jahren die Stadtgemeinde die ganze Pachtsumme als „Zuschuß“ bezahlt, die Zivilliste also keine Pachtkosten hat.

Die Frage ist nun: wird die Zivilliste das Kaufsvorrecht ausnutzen und das Theater erwerben? Oder wird die Stadt, die ja die tatsächliche Zahlerin der Pacht ist, das Theater kaufen? Oder wird das Theater im Besitze der G. m. b. H. bleiben, die bis jetzt noch keine Dividende zahlen konnte, also durchaus keine Ursache hat, mit dem bestehenden Modus zufrieden zu sein? Alle drei Parteien werden rechnen und abermals rechnen, ehe sie sich schlüssig machen. Ich aber will

die Faktoren kritisch prüfen, die jenseits von Soll und Haben stehen, um zu erforschen, unter welchem Besitzer das Prinzregententheater der Kunst am besten wird dienen können. Um es gleich zu sagen, ich würde es bedauern, wenn das Theater in den Besitz der Zivilliste überginge. In den Jahren, da die Zivilliste Pächterin ist, hat das Theater dreiviertel des Jahres unbenützt, ein Guckkasten ohne Bilder, dagestanden. Mit dem Brauch, Sonntags Klassikervorstellungen zu erschwängbarem Preis zu geben, wurde bald gebrochen, so daß das Prinzregententheater nur noch während der teuren Wagnerfestspiele im Gebrauch ist: Die Arbeiterklassen, das bescheidenere Bürgertum, die Mehrzahl der Studenten waren ausgeschlossen vom Besuch, denn zwanzig Mark Eintrittsgeld reisen ein tiefes Loch ins Monatsbudget. Seit Jahren wird in München an dem Projekt einer Volksoper herumlaboriert — das Kindlein wird nicht geboren; und draußen in Bogenhausen, steht neun Monate lang ein Theater leer, als eine Klappstuhl- und Maschinenscheune! Wer die Preise unseres Hoftheaters, das ganz zu Unrecht auch den Titel Nationaltheater führt, betrachtet, muß sich sagen, daß das Volk von einem der Zivilliste gehörigen Theater so gut wie nichts zu erwarten hat. Die paar Galleriebilletts des Hoftheaters kann man sich nur unter Geringerschätzung seiner gesunden Knochen erkämpfen. Es ist zu befürchten, daß die Zivilliste als Besitzerin nicht opferungsfreudiger sein würde, als sie es als Pächterin war. Ob die G. m. b. H., deren Hauptkapitalisten Terraingesellschaften und ein Bankinstitut sind, sich zu größeren Opfern für die Kunst bereit findene wird und darf, ist noch fraglicher. Somit bliebe nur der Wunsch, die Stadt möge das Theater erstehen. Ja, sie möge es — aber sie möge dann auch mit dem Gedanken, das Prinzenregententheater einzig als Gala-Wagnerfestspielhaus zu reservieren, kurzerhand brechen. Die 61.000 Mark Pacht, „zuschuß“ wurden doch aus den Taschen von Steuerzahlern spendiert, die noch nie Gelegenheit hatten, das Theater von innen zu sehen. Wir haben vor kurzem einmal wirkliche Volksfestspiele erlebt: die Sophoklesaufführungen Reinhardts in der großen Musikfesthalle. Stehen Wagner, Beethoven, Mozart, Verdi, Lortzing dem Volksempfinden ferner als Sophokles? Kann die Stadt schlechter rechnen als Reinhardt?

Ich verhehle mir nicht die vorhandenen Schwierigkeiten, zum Beispiel: die Ensemblefrage. Ob das Hoftheaterensemble für ein der Stadt gehörendes ständiges Theater noch zu haben sein würde, ist höchst fraglich. Unter Umständen könnten gar die ganzen Wagnerfestspiele gefährdet sein. Ich für meine Person freilich gäbe sie für ein gutes auch dem Volke zugängliches Operntheater leichten Herzens hin. Und so muß ich meinen Zukunftswunsch dahin zusammenfassen: will die Stadtgemeinde das Prinzregententheater aus seiner Spezialitätsstellung herausreißen, so möge sie das Theater so schnell als möglich erwerben. Besteht aber die Absicht, das Prinzregententheater nach wie vor als ein Reservatheater für die internationale Plutokratie bestehen zu lassen, so dünkt mich das Geld der Steuerzahler denn doch zu schade für einen materiell unrentablen Besitz, dessen künstlerische Früchte nur einem kleinen Teil der Bevölkerung zugute kommen.

Kinder mund. Mutter: „Na, hast Du unser liebes Fräulein Neumann auch recht hübsch unterhalten, indessen ich weg war, Ella?“

Ella: „Mama, ich habe ihr alle Klatschereien erzählt, die gestern von ihr gesprochen wurden, und das schien sie sehr zu interessieren.“

Frech. Hausfrau: Was seh' ich — Sie haben Ihren Schatz in der Küche! Ich habe Ihnen das doch von vornherein verboten!“

Köchin: „Das wohl, Madam': er kommt aber immer von hinten herein!“

Berliner Brief.

Berlin, den 25. November 1910.

Der Zarenbesuch in Potsdam und seine unmittelbar folgende Erwidern in Wolfsgarten haben den offensichtlichen Wert, eine wesentliche Entspannung in der europäischen Politik herbeizuführen. Die Wendung bereitete sich vor, seitdem König Eduard VII. von der Weltbühne abgetreten ist und der unruhige Geist Iswolskis aus Petersburg abgeschoben wurde.

Man darf in der hohen Politik nicht mit Dank oder Undank rechnen, und auch die vielbesprochene Ausnahme der „Nibelungentreue“, die Deutschland gelegentlich der Neuordnung der Balkan-Dinge dem „brillanten Adjudanten“ von Algeciras gehalten hat, gehört schließlich nur zu jenen Ausnahmen, welche die eigentliche Regel bestätigen. Immerhin — so sehr der Politiker sich im allgemeinen das Empfinden von Dank oder Undank abgewöhnen muß, gibt es doch Fälle, in denen ein gar zu krasses Hervortreten des Undanks über die Grenze der Gefühlsabstumpfung hinweggeht. Ein solcher Fall war das Verhalten Rußlands gegenüber Deutschland nach dem russisch-japanischen Kriege.

Bis zur Selbstentäußerung hatte die deutsche Regierung während jenes Krieges die Sache Rußlands geführt. Die halbamtliche deutsche Presse stellte bis zum letzten Augenblick einen russisch-japanischen Krieg als undenkbar hin. Als es während des Krieges im Innern Rußlands drunter und drüber ging, wurde für die gutgesinnte deutsche Presse die Losung ausgegeben, es sei illoyal, von einer russischen Revolution zu reden. Durch weitestgehende Zusagen Deutschlands war es Rußland während des Krieges ermöglicht, seine Westgrenze militärisch zu entblößen; und den innerpolitischen Gegnern des russischen Regimes begegnete Deutschland mit Zwangsmaßregeln, die sehr hart an die Grenze der Gesetzmäßigkeit gingen. Für all das war der russische Dank, daß Zar Nikolaus dem Haupte der deutschfeindlichen Einkreisungspolitik die Freundschaftshand reichte. Es wurde nicht nur gegen den alten deutsch-österreichisch-italienischen Dreibund der neue englisch-französisch-russische Dreibund gegründet — es ging vielmehr das heiße Streben des neuen Dreibundes auf Spaltung des alten: England hielt Italien durch die Sorge um seine maritime Mittelmeerstellung in Schach; Frankreich veranlaßte Italien zu den bekannten Extratouren, und Rußland lockte Italien zu gemeinsamer Balkanpolitik gegen Oesterreich!

Die Festigkeit der beiden mitteleuropäischen Kaiserreiche verhinderte nicht nur den vollen Zusammenschluß des zu ihrer Einzwängung bestimmten Kreises, sondern führte auch ein Nachlassen der allgemeinen hochgradigen Spannung über Europa herbei. Die künstlich überbrückten Gegensätze zwischen England und Rußland beginnen sich wieder bemerkbar zu machen; Rußlands Verständigung mit Englands Verbündeten in Ostasien läßt die natürliche Selbständigkeit der russischen Politik gegen England wieder hervortreten und das Verhalten Rußlands und Englands in Persien erweiterte darüber hinaus die alten asiatischen Reibungsflächen zwischen beiden Ländern aufs neue.

Nun war die Frage, ob die Wiederherstellung wärmerer Beziehungen zwischen Berlin und Petersburg, wie sie sich bei einer gewissen Abkühlung der Beziehungen zwischen London und Petersburg eigentlich von selbst ergab, nicht etwa zu einer Erkaltung zwischen Wien und Berlin führen könnte. Man erinnerte an die alten Zeiten des deutsch-russischen Rückversicherungsvertrages und glaubte damit in Wien Mißstimmung hervorrufen zu können. Nun liegt aber zutage, daß Deutschlands Streben dahin geht, die deutsch-russische Entspannung im Sinne einer allgemeinen europäischen Entspannung, insbesondere aber auch zur Besserung der Beziehungen zwischen Wien und Petersburg, zu nutzen, die auch in Wien nur willkommen sein kann, zumal man ja in Wien Anlaß genug hatte,

das russisch-italienische Techtel-Mechteln nicht ohne Sorge zu betrachten.

Die durch Deutschlands Hilfe in der von übereifriger Geschäftspolitik Frankreichs bereiteten Not wirksam geförderte Dreibundfreundschaft der Türkei gesellt sich hinzu, um aggressive Gelüste einer nervösen Politik einiger europäischen Staaten oder Staatenvereinigungen zum Abflauen zu bringen. So scheinen wir denn heute in eine gemütlichere Temperatur der europäischen Gesamtpolitik zu kommen, als sie seit den Tagen Delcassés, des siebenten Eduard und des Herrn Iswolski je geherrscht hat.

Den Leitern der deutschen Politik muß diese Erleichterung gerade im gegenwärtigen Augenblicke hochwillkommen sein; denn das Anhalten der hochgradigen europäischen Spannung hätte sie zwingen müssen, mit dem Ausbau der deutschen Rüstung in einem Tempo vorzugehen, das ihr aus innerpolitischen Gründen durchaus unwillkommen gewesen wäre. Das ganze Streben des fünften Reichskanzlers geht darauf aus, sich finanziell nach der Decke zu strecken und zur Rechtfertigung seines Arbeitens mit dem „schwarz-blauen Block“ (Konservativen und Zentrum) den Beweis zu erbringen, daß das Reich mit dem von dieser Parteigruppierung bewilligten Gelde zur Not auszukommen vermöge. Dieses Streben führte dahin, insbesondere die fällige Heeresvorlage in denkbar engsten Grenzen zu halten; insgesamt erfordert das Heer im neuen Etat kaum acht Millionen Mehraufwendungen gegenüber dem Vorjahre — eine Summe, die weit zurückbleibt hinter allen Forderungen, die jemals bei einer gesetzlichen Neufestsetzung der deutschen Heeresstärke dagewesen sind!

Für das kommende Rechnungsjahr werden im wesentlichen neu gefordert: 107 Maschinengewehrkompanien, 1 Fußartillerieregiment, 1 Kraftfahrbataillon und 2 Luftschifferbataillone. Der neue Mannschaftsbedarf ist jedoch noch wesentlich geringer, als nach diesen Forderungen zu erwarten wäre; denn die notwendigen Mannschaften werden zum großen Teil durch Etatsherabsetzungen bei den bestehenden Truppenteilen und durch Anrechnung schon bestehender Formationen gewonnen.

An dieser äußersten Selbstbeschränkung der Heeresverwaltung — die der Reichskanzler im Verein mit dem Schatzsekretär geboten hatte, damit die verbündeten Regierungen mit den neuen Ausgaben im Rahmen der bewilligten Einnahmen bleiben können — wäre von den außerhalb des Blocks stehenden Parteien eine unangenehme Kritik zu erwarten gewesen, wenn die Regierung nicht noch vor dem Zusammentreten des Reichstages mit der Entspannung in der europäischen Politik hätte aufwarten können. Potsdam und Wolfsgarten ermöglichen es der deutschen Heeresverwaltung, über die Gewissensbeklemmungen hinwegzukommen, die sie anfänglich gegenüber dem unerbittlichen Drängen des Reichssäckelmeisters empfand. Dem neuen Dreibund sind die gefährlichsten Spitzen gebrochen: und der alte Dreibund hat die erfreuliche Aussicht, für die nächste Zeit im Frieden neben ihm seinen Weg vorwärts gehen zu können.

Unsere Freunde im Westen suchen allerdings nach dieser Entspannung schleunigst anderwärts eine neue Spannung heraufzubeschwören, die Deutschland lästig werden könnte, nämlich in Holland.

Seitdem das Ministerium Heemskerk seinen Entwurf eingebracht hat, welcher 46 Millionen Gulden (80 Millionen Mark) für die Befestigung der holländischen Westküste fordert, erhebt die internationale deutschfeindliche Presse darob ein Geschrei, als ob Holland nicht berechtigt wäre, bei sich zu Hause diejenigen militärischen Maßnahmen zu treffen, die im Interesse seiner Sicherheit liegen. Die Londoner Jingo-Presse, der Pariser „Temps“, die „Indépendance Belge“ und leider auch ein Teil der deutschfeindlichen holländischen Presse ergehen sich dabei in den gewohnten Verdächtigungen Deutschlands, dem sie vorwerfen, die niederländische Küstenbefesti-

gung nicht nur wohlwollend angeraten, sondern direkt „befohlen“ zu haben. Daß dabei wieder der berühmte Kaiserbrief an die Königin Wilhelmine, obwohl er vom Haag und von Berlin aus schon hundertmal dementiert worden ist, von neuem erwähnt wird, versteht sich von selbst. Die internationale deutschfeindliche Presse kann es eben nicht verstehen, daß Holland ganz von selbst die Lücken ausfüllt, welche seine Landesverteidigung aufweist. Sie hat eine schöne Auffassung von dem Patriotismus des Ministeriums Heemskerck, dem sie zumutet, daß es sich zum willenlosen Werkzeug einer fremden Macht hergibt. Das Haager „Vaterland“, welches dergestalt mit der deutschfeindlichen Presse Belgiens, Frankreichs und Englands in dasselbe Horn stößt, erniedrigt damit die eigene Regierung, die es als den gehorsamen Diener Deutschlands hinstellt.

Daß in dem Reigen der patentierten Deutschenhasser sich die „Indépendance Belge“ am meisten hervortut, kann niemanden überraschen. Ihr Chefredakteur Roland de Marés, der als gleichzeitiger Brüsseler Vertreter des Pariser „Temps“ brav im französischen Fahrwasser segeln muß, veröffentlicht einen Artikel nach dem anderen, worin er auf die Gefahr hinweist, welche infolge der geplanten holländischen Küstenverteidigung — Antwerpen droht. Für ihn sowie für seine Gesinnungsgenossen ist es nämlich ein Axiom, daß Deutschland sich Antwerpens bemächtigen will, und daß es nur eine Macht in der Welt gibt, die diesen Handstreich verhindern kann, nämlich England, dessen Kriegsflotte bisher die Scheldemündung hinauf bis nach Antwerpen vordringen konnte. Wenn aber die Holländer das an der Scheldemündung gelegene Vlissingen befestigen, so wird die englische Kriegsflotte dem hartbedrängten Antwerpen natürlich nicht so leicht zu Hilfe eilen können, und die große belgische Handelsmetropole wird so nach widerstandslos in die Hände der bösen Deutschen fallen. Die niederländische Küstenbefestigung bedroht also nicht nur England, sondern auch Belgien und dient daher lediglich deutschen Zwecken. Also lautet der Wahrspruch des Herrn Roland de Marés und seiner Nachbeter.

Die Wahrheit liegt aber ganz anderswo. Die Holländer bauen ihre neuen Küstenforts durchaus nicht gegen England, sondern gegen den Feind, wer es auch immer sein möge, und haben sich dabei nur um die Sicherheit des eigenen Landes zu kümmern, nicht auch darum, ob dadurch die Stellung von Antwerpen gefährdet wird. Es ist Sache der belgischen Regierung, dafür zu sorgen, daß ein Teil ihres Gebietes nicht schutzlos einem fremden Angriffe ausgesetzt sei. Der Chefredakteur des „Indépendance Belge“ hat eine schlechte Meinung vom holländischen Parlament, wenn er glaubt, daß jene Verdächtigungen Deutschlands dort irgend welchen Eindruck machen werden. In Holland weiß man aus der Geschichte, daß das Land schon einmal von Frankreich annektiert worden ist. Auch mit England hat Holland schon Seekriege geführt. Aber seit den drei Jahrhunderten ihrer nationalen Existenz haben sich die Holländer niemals zu beklagen gehabt, daß Deutschland ihrer Unabhängigkeit irgendwie nahe getreten sei.

Teut.

Aus aller Welt.

— Die Monegassen machen dem Fürsten Albert, trotzdem er dem Absolutismus endgültig entsagt hat, noch immer das Leben sauer. Sie machen ihm und sich jetzt Frankreich zum Feinde. Jetzt verlangt nach Pariser Meldungen der größere Teil der Bewohnerschaft von Monaco die Entfernung aller vom Fürsten zur Verwaltung des Fürstentums berufenen Franzosen. Die Menge veranstaltete eine Kundgebung gegen den Generalkommandanten Admiral Hautefeuille unter den Rufen: „Nieder mit den Franzosen! Tod den Franzosen!“ Unter diesen Umständen ist, wie das „Journal“ schreibt, die französische Re-

gierung bei aller Achtung vor der Unabhängigkeit des Fürstentums fest entschlossen, zu verhindern, daß an den den Begierden der Gegner Frankreichs ganz besonders ausgesetzten Rivieraorten ein Herd franzosenfeindlicher Treibereien geschaffen werde. Es sind alle Maßnahmen getroffen, um erforderlichenfalls ein entschiedenes und rasches Vorgehen zu ermöglichen.

— Die große, von Professor Johannes Götz in Berlin geschaffene Statue des Achilles ist nunmehr endgültig in Korfu auf der Terrasse des Achilleion aufgestellt worden. Der Kaiser hat sich von Professor Götz über Transport und Aufstellung der Statue aufs eingehendste Vortrag halten lassen. Er beabsichtigt, im nächsten Frühjahr nach Korfu zu kommen, um die Figur an ihrem jetzigen Aufstellungsort zu sehen.

— Der bekannte böhmische Maler Professor Benes-Knüpfer suchte und fand einen überaus tragischen Tod. Knüpfer, der einen Teil des Jahres in Prag, den anderen Teil in Rom zu verbringen pflegte, befand sich an Bord des von Fiume nach Ancona fahrenden Dampfers „William“, der wegen des Sturmes nicht weniger als zwei Tage zur Ueberfahrt brauchte. Bei der Ankunft in Ancona vermißte man den Maler und stellte fest, daß er sich in das Meer gestürzt hatte. In seiner Kabine fand man einen Brief, in dem Knüpfer die Absicht des Selbstmordes äußerte, Gründe aber nicht angab. Knüpfer hinterließ zweihundert Kronen zur Verteilung an die Mannschaft des Dampfers. Benes-Knüpfer, der seit 25 Jahren in Rom lebte und im Turm des Palazzo Venezia, der österreichisch-ungarischen Botschaft ein prächtiges Atelier hatte, war besonders als Marinemaler bekannt. Seine Nixenbilder haben ihm einen europäischen Ruf verschafft.

— Verheerende Folgen haben die gewaltigen Regengüsse gehabt, die in den letzten Wochen in der Provinz Ouang-Ngai in Anam niedergegangen sind. Wie aus Saigon gemeldet wird, sind weite Strecken Landes verwüstet und mehr als tausend Menschen ums Leben gekommen. Außerdem sind vierhundert Barken untergegangen.

— Der greise Monsignor Demontel, der Dekan des päpstlichen Gerichtshofes (sacra ruota), ist infolge einer Lungenentzündung gestorben. Der Tod Demontels ist ein unersetzlicher Verlust für die deutsche Politik. Demontel, der seit über fünfunddreißig Jahren im Vatikan eine hochbedeutende Rolle spielte, nahm in diesem historischen Zeitraum an der Erledigung aller großen Fragen, die zwischen Rom und Berlin spielten, teil. Ein geborener Tiroler, war der durchaus patriotisch-deutsch empfindende Monsignore ein persönlicher enger Freund Schlözers sowie Galimbertis, und die Beendigung des Kulturkampfes, soweit der Vatikan in Frage kam, war weniger das Werk der genannten beiden Staatsmänner, als des hinter den Kulissen wirkenden Demontel, der sich der besonderen Ungnade des Zentrums erfreute. Bis in die allerletzte Zeit war Demontel der erste römische Vertrauensmann Kaiser Franz Josephs sowie namentlich Kaiser Wilhelms II., der, so oft er nach Rom kam, Demontel ganz besonders auszeichnete und ihn um sich haben wollte. Das letztmal schenkte er Demontel eine prächtige japanische Vase, die der Monsignore im Salon stehen hatte und mit Stolz seinen Besuchern zeigte. Von der neuen Politik des Vatikans war der diplomatisch kluge Monsignore sehr wenig erbaut. Obschon er nicht eben ein persönlicher Freund Rampollas war (gegen dessen Papstwahl Demontel hinter den Kulissen das österreichische „Veto“ mitorganisieren half), erklärte er doch, daß er sich nur von einem Pontifikat Rampollas eine Besserung der Verhältnisse verspreche. Demontel war ein durchaus moderner Mann, der die „bête noire“ des heutigen Vatikans, den sogenannten „Modernismus“, mit sehr toleranten Augen betrachtete und bei aller Frömmigkeit für den Liberalismus und für liberale Weltanschauungen ein aufgeklärtes Verständnis besaß. Schon unter Leo XIII. hätte Demontel, der als Dekan der „sacra ruota“

Kardinalsrang hatte, den Purpur erhalten sollen. In seiner über- großen Bescheidenheit lehnte er aber diese Ehre ab, die ihn dazu verurteilt hätte, in einer Equipage durch die Straßen Roms zu fahren, statt, wie er täglich zu tun pflegte, sie zu Fuß zu durchwandern. Mit Monsignor Demontel, der eine vati- kanische Erfahrung besaß, wie wohl keine zweite heute le- bende Persönlichkeit, der ja geradezu das politische und diplo- matische „Compendium“ der letzten drei oder vier Jahrzehnte bildete, hat Deutschland, wie gesagt, seinen besten, aufge- klärtsten und treuesten Freund im Vatikan verloren. Demontel war ein persönlicher Freund des Kardinals Kopp, der, wenn er nach Rom kam, bei ihm zu wohnen pflegte.

— Als Mitglieder der deutschen Militärinstruktionsmission gehen einer Meldung zufolge vom Feldartillerieregiment in Sprottau Hauptmann Rinke, ein Sergeant und drei Kanoniere auf drei Jahre nach Bolivien. Die Ausreise erfolgte in den letzten Tagen.

— Internationale Einbrecher haben, wie gemeldet wird, ver- sucht, die Synagoge in Karlsbad (Böhmen) zu berauben. Da es ihnen nicht gelang, Zutritt zu der Kasse zu erhalten, erbrach- en sie die Schreibpulte in der Kanzlei, wo ihnen einige kleine Geldbeträge in die Hände fielen. Anscheinend handelt es sich um Russen, die nach der Tat nach Deutschland ge- flüchtet sind.

— Wie aus Nantes gemeldet wird, ist ein Boot, in dem 17 Arbeiter und Arbeiterinnen über die Loire setzen wollten, mit- ten im Flusse an eine Leuchtboje angeprallt und zerschellt. Sieben Arbeiter sind ertrunken.

São Paulo.

— Von befreundeter Seite werden wir darauf aufmerksam gemacht, daß sich die Deutsche Schule bezüglich der Kinema- tographenbilder in einer Art Zwangslage befand. Die Schule besitzt keinen eigenen Projektionsapparat und keine eigenen Films und mußte infolgedessen zufrieden sein, daß ihr die Direktion des Casino-Theaters in entgegenkommender Weise Apparat und Bilder zur Verfügung stellte. Zu einer Probe- vorführung hätte sich die Theaterdirektion, die nur die Titel der Bilder angab, nicht bereit gefunden. Vielleicht gibt der Vorfall wohlhabenden Gönnern unserer Schulsache An- laß, der Schule einen Projektionsapparat und belehrende Films (die in reicher Auswahl in Europa zum Verkauf gestellt werden) zu schenken, damit sie nicht nur in Zukunft von dem Wohl- wollen der Theaterdirektoren unabhängig ist, sondern gleich- zeitig auch ein wertvolles Hilfsmittel zur Belebung des geo- graphischen, naturwissenschaftlichen und technischen Unter- richts gewinnt. Gegenüber einer uns zu Gehör gekommenen gegenteiligen Auffassung möchten wir bei dieser Gelegenheit übrigens feststellen, daß wir nicht nur keine Gegner der Deut- schen Schule sind, sondern daß sie, wie bisher so auch ferner, an uns stets treue und aufrichtige Freunde haben wird, auch wenn wir zufällig einmal in irgend einer Frage anderer Mei- nung sind.

— Fürchten uns die Engländer? Diese Frage beantwortet Korvetten-Kapitän Gercke in interessanter, sehr ausführlicher Weise in dem soeben erschienenen und in jeder besseren Buch- handlung vorrätigen Illustrierten Deutschen Flotten-Kalender für 1911, 11. Jahrgang, begründet von Kontreadmiral Plüde- mann, redigiert von L. Persius, Kaiserl. Kapitän zur See. Elegant gebunden Preis Mk. 1.—. Verlag von Wilhelm Köhler, Minden in Westfalen. Was in diesem über 300 Seiten star- ken, hübsch und dauerhaft gebundenen, nun zum elften Mal erschienenen, überall auf das Vorteilhafteste bekannten Flot- ten-Kalender für den billigen Preis von Mk. 1.— alles geboten wird, ist geradezu überraschend. Die zahlreichen, mehrfarbi- gen Kunstbeilagen und die ca. 200 interessanten Abbildun- gen sind mustergiltig. Außerst fesselnd und die vielen, zum

Teil humoristischen, zum Teil aber tief ergreifenden reich illu- strierten Erzählungen aus dem Seeleben, lehrreich und aktuel- die populär gehaltenen Beiträge der vielen aktiven und inaktiven Seeoffiziere, die dem Illustrierten Deutschen Flotten-Kalender mit Rat und Tat dauernd zur Seite stehen. Bei der geradezu ungläublichen Fülle des Inhalts ist es nicht zu verwundern, daß die Auflage von Jahr zu Jahr steigt und jetzt die enorme Höhe von 130.000 Exemplaren erreicht hat. Daß der Flotten-Ka- lender ein großes Interesse findet, dürfte schon daraus hervor- gehen, daß S. M. der Kaiser sich alljährlich ein Exemplar überreichen läßt. Die durch die Herausgabe gediegener pa- triotischer Bücher weit über Deutschlands Grenzen hinaus be- kannte Verlagsfirma Wilhelm Köhler, Minden in Westfalen, liefert den Flotten-Kalender direkt per Post, sofern die Buch- handlungen im Orte des Bestellers den Flotten-Kalender wider Erwarten nicht vorrätig haben sollten.

— Eine Anerkennung der Tätigkeit unserer Paulistaner Eisen- bahnlinsen bringt die Abendausgabe des „Jornal do Commer- cio“. Das Rioblatt hebt lobend hervor, daß die Mogyana auf der Strecke von Campinas nach Ribeirão Preto Pullmann-Wa- gen laufen lassen wird, wie es die Paulista auf ihrer Haupt- linie bereits tut. Die Zentralbahn habe zwar auch schon längst neue, modernen Anforderungen entsprechende Wagen wenig- stens für die S. Paulo-Strecke bestellt, aber merkwürdiger Weise seien diese Wagen noch immer nicht angekommen. So werde die Bundesbahn auch hierin von den Paulistaner Privat- bahnen überlügelt, die ihr ohnehin schon in Bezug auf den Zustand des Bahnkörpers überlegen seien. Dort sei der Schie- nenweg überall mit Steinschotterung versehen, so daß kein Staub entstehe. Die Reisenden der Zentralbahn aber seien oft, wenn sie aus Reiseziel gelangten, völlig unkenntlich gewor- den, da sie infolge der Staubentwicklung die Hautfarbe ge- ändert hätten. Zur Verbesserung des Zustandes der Wagen trage eine derartig staubige Strecke natürlich auch nicht bei. — Sehr richtig! Aber so schnell wird es bei der Zentralbahn nicht anders werden.

— Das neue Schuljahr der Deutschen Schule beginnt am Montag, den 9. Januar 1911. Bis zu diesem Tage nimmt Herr Direktor Schulz Anmeldungen von Schülern und Schülerinnen an allen Wochentagen von 9—11 Uhr vormittags im Schul- gebäude, Rua Florencio de Abreu 31, entgegen. Der letzte Jahresbericht des Vereins Deutsche Schule steht den Eltern auf Wunsch zur Verfügung. Gesuchsformulare für Schuld- ermäßigungen und Schulgeldbefreiungen können beim Schul- diener abgeholt werden.

— Herr Dr. Alfredo Maia, Direktor der „Light and Power“, konferierte gestern mit dem Direktor der Verkehrsabteilung über die Beleuchtung der Stadtteile Penha und Lapa.

— Die Obstkuren sind an der Tagesordnung. Den Dicken ra- ten die Aerzte den Genuß von Früchten an, um mager zu wer- den, und den Mageren, um Fett anzusetzen. — Nun finden wir in dem Bericht der mexikanischen landwirtschaftlichen Gesell- schaft Angaben über die guten Eigenschaften einer Frucht, die bei uns in Brasilien überall verbreitet und im ganzen Lande sehr geschätzt ist — wir meinen die Manga. Diese Frucht be- sitzt sehr bedeutende medizinische Eigenschaften: vollständig reif stellt sie ein vorzügliches Blutreinigungsmittel dar, ein sehr nützliches Mittel gegen Krätze, Skorbut, Syphilis, auch gegen Keuchhusten. Auf nüchternen Magen gegessen, soll sie die Schwindsucht heilen. Eine starke Abkochung der Samen, als Teo genommen, ist ein gutes Wurmmittel. Der Milchsaft des Baumes, in Wasser aufgelöst und getrunken, heilt den Durchfall. Die abgekochten Blätter nehmen Verletzungen, de- nen man sie auflegt, die Entzündung und die Hitze, auch bringen sie die von geronnenem Blut herrührenden blauen Flecke zum Verschwinden. Mehr kann man nicht wünschen!

— Die Dampfmaschine verschwindet immer mehr. Wird der Dampf, der solange Alleinherrscher war, noch ganz entthront

werden? Die Kolbenmaschine mußte der Dampfturbine weichen — jetzt scheint es fast, als ob der Explosionsmotor der Dampfmaschine überhaupt den Garaus machen wollte. Die Hamburg-Amerika-Linie läßt einen Frachtdampfer von 9000 Tonnen bauen, der keine Dampfmaschine mehr, sondern einen Petroleummotor erhalten soll, wohlverstanden, es soll nicht Petroleum zum Heizen der Dampfkessel verwendet werden, wie das seit langer Zeit schon vielfach geschieht, besonders in den Kriegsmarinen, nein, es soll ein wirklicher Explosionsmotor eingebaut werden, wie sie z. B. die Automobile haben. Ein solcher Motor nimmt 75 Prozent weniger Platz ein als eine Dampfmaschine, die Ladefähigkeit des Schiffes wird also bedeutend erhöht. Außerdem wird sehr viel an Personal gespart, es sind zur Bedienung des Motors nur 3 Maschinisten und 3 Heizer nötig. Der Dienst bei den Maschinen wird viel leichter werden — man denke nur an das Los der unglücklichen Kohlenzieher. Auch gibt es eine Ersparnis von 75 Prozent, wenn man Petroleum statt Kohlen als Brennmaterial verwendet. Die besten Dampfmaschinen geben nur einen Nutzeffekt von 16 Prozent der in den Kohlen steckenden Energie — der Petroleummotor nützt 30 Prozent der im Brennmaterial aufgespeicherten Energie aus. Der neue Dampfer soll Ende 1911 seine Fahrten nach Newyork und Philadelphia aufnehmen.

— Durch Dekret von gestern wurden im Munizip der Hauptstadt weitere zehn Abendschulen für Erwachsene männlichen Geschlechts gegründet.

— Der Deutsche Männergesangverein „Lyra“ veranstaltet am Silvesterabend in seinem Vereins Hause einen Ball, verbunden mit Gesang, Weihnachtsbaum, Bescherung für die Kinder und Tombola zugunsten der Vereinskasse. Die Mitglieder werden gebeten, die Tombola durch Geschenke zu unterstützen.

— Wir bestätigen dankend den Empfang des Dezemberheftes der Monatsschrift „Chacaras e Quintaes“, die der Conde Amadeu A. Barbiellini herausgibt. Mit diesem Heft wird der erste Jahrgang der Zeitschrift vollständig, die bei allen Gartenfreunden und Kleintierzüchtern Brasiliens so großen Anklang gefunden hat. Auch diesmal wird ein reichhaltiger und belehrender Lesestoff geboten, aus dem wir hervorheben: Die Foxterrier-Zucht — Das Milchproblem in S. Paulo — Die Traberpferde in Brasilien — Das Orchideensammeln — Gartenanlagen — Automatische Legenester — Die für Brasilien geeignetsten Hühnerrassen — Vorteile der Kaninenzucht — Die brasilianischen Honigbienen — Viehzucht im Minas-Dreieck. Das Abonnement für den neuen Jahrgang beginnt jetzt.

— Der Weltruf eines Fabrikates gründet sich auf die allgemeine Anerkennung von Güte und Preiswürdigkeit. Diesen Eigenschaften ihrer Harmoniums verdankt die Firma Aloys Maier, königl. Hoflieferant in Fulda (gegr. 1846), ihre heutige Ausdehnung. Die günstigste Aufnahme, welche das Harmonium als Hausinstrument heute allenthalben gefunden hat, ist wohl zu einem sehr großen Teil den vorzüglichen Lieferungen des bekannten, seit mehr als einem halben Jahrhundert auf diesem Gebiet wirkenden Harmonium-Hauses zuzuschreiben. Die Harmoniums dieser Firma sind über den ganzen Erdball verbreitet und tausende von Anerkennungs schreiben bekunden, daß Ton und Solidität hervorragend, die Preise mäßig sind und der Zahlungsmodus von einer Kulanz, die wirklich ihresgleichen sucht. Zweifellos werden die allgemein geschätzten Maierischen Harmoniums in Privathäusern noch weit schneller und zahlreicher Eingang finden, nachdem es gelungen ist, einen überaus sinnreich konstruierten, dabei aber einfachen und billigen (Mark 30) Apparat herzustellen, der es jedermann ermöglicht, ohne Vor- und Notenkenntnisse vierstimmige Lieder, Choräle, Opernmelodien etc. sofort ohne Uebung perfekt spielen zu können. Ein neuer Prachtkatalog mit 31 Abbildungen steht allen, die für das seelen- und gemütvollste aller

Haus-Instrumente Interesse haben, unentgeltlich und franko zur Verfügung.

Munizipien.

Santos. Gestern waren die beiden Arbeiter Affonso Alves und J. Schmidt in der Rua do Rosario damit beschäftigt, das alte Straßenpflaster aufzureißen. Als Schmidt in einem gegebenen Augenblick seine Spitzhacke hob, um einen Pflasterstein zu entfernen, traf er seinen Genossen so unglücklich an den Kopf, daß dieser eine klaffende Wunde erhielt. Der Verwundete wurde nach dem Krankenhause geschafft.

— Heute soll der portugiesische Kreuzer „Adamastor“ in Santos eintreffen. Die in Santos wohnhaften portugiesischen Republikaner beabsichtigen, den Seeleuten und Offizieren einen festlichen Empfang zu bereiten. Morgen wird wahrscheinlich ein Extrazug mit den Offizieren des Schiffes und der Festkommission nach S. Paulo abgehen.

Piracicaba. Bei der Station Recreio ereignete sich dieser Tage eine entsetzliche Bluttat. Auf dem Gute des Herrn Luiz Antonio de Souza Barros kehrten nachmittags gegen 4 Uhr die Brüder Lino und Gustavo Leite von der Arbeit zurück, als sie in Streit gerieten, in dessen Verlauf Lino seinen Bruder mit einem Messer angriff. João Baptista Ferraz, der vermitteln wollte, bekam von Lino einen Messerstich in die Brust, worüber er so in Wut geriet, daß er zu einer Buschichel (foice) griff und solange auf Lino einschlug, bis dieser leblos am Boden lag. Der Leichnam wies zahlreiche Wunden auf, der Kopf war fast vollständig vom Rumpfe getrennt. João Ferraz ist in seiner Wohnung in Behandlung, seine Verwundung ist nicht gefährlich.

— Gestern geriet ein gewisser Luiz Dias Ferraz, der als ordentlicher und arbeitsamer Mensch bekannt ist, mit seinem Schwiegervater José Peregrino in Streit. Es kam zu Handgreiflichkeiten und Luiz versetzte seinem Schwiegervater mit einem Ruder mehrere wuchtige Hiebe auf den Kopf und die Arme, die ihn ziemlich schwer verletzten.

Rio Claro. Vorgestern wurde eine Farbige namens Maria-ninha bei dem Lagerschuppen der Paulistabahn von der Rangierlokomotive No. 56 erfaßt und schlimm zugerichtet. Gestern erlag sie im Krankenhause den erlittenen Verletzungen.

Batataes. Die Hitze war in der letzten Zeit außerordentlich heftig und es herrscht großer Wassermangel. Die Pflanzungen von Mais, Bohnen etc. haben so sehr gelitten, daß die Ernte so gut wie verloren ist. — Aehnliche Nachrichten kommen von verschiedenen Punkten des Inneren, so z. B. aus Pirassununga, wo auch die Kaffeeernte schwer von der Trockenheit bedroht ist.

S. Carlos do Pinhal. Die „Companhia Paulista de Electricidade“ kaufte einen Teil des Landgutes des Herrn Jacyntho Mendes sowie die Güter Barra und Cajuru an, mit der Absicht, sich auf diese Weise in den Besitz eines großen Wasserfalles des Flusses Quilombo zu setzen. Der Wasserfall befindet sich an der Grenze zwischen den Munizipien S. Carlos und Descalvado. Die Gesellschaft wird dort ein neues, großes Elektrizitätswerk bauen, von dem aus die Stadt und die ganze Zone mit Kraft und Licht versehen werden kann.

Amparo. Der Präfekt verbot in dem Munizip die Ausübung der Jagd und Fischerei zwischen dem 10. September und 10. April, um dem Wild eine Schonzeit zu gewähren. Zuwiderhandelnde werden das erste Mal mit 80 Milreis Geldstrafe belegt, im Wiederholungsfalle mit 60 Milreis Geldstrafe und 5 Tagen Gefängnis bestraft. Außerdem wird das Fischen mit Dynamitpatronen, mit zu engen Netzen, giftigen Substanzen u. s. w. verboten und ebenfalls mit Strafen bedroht. — Das ist ja eine sehr lobenswerte und notwendige Maßregel, wenn sie sich aber nur auch wirklich durchführen läßt.

Itapira. In der letzten Zeit sind viele Personen von tollen Hunden gebissen worden. Sechs Gebissene sind bereits nach S. Paulo gereist, um sich im Pasteur-Institut behandeln zu lassen. Die Präfektur ordnete die Vergiftung sämtlicher herrenloser Hunde mit Strychninpillen an.

Bundeshauptstadt.

— Alle Welt weiß, daß der Marschall Hermes in seinem Regierungsprogramm in energischen Ausdrücken die Notwendigkeit einer Justizreform betonte, denn unser Gerichtsapparat ist untauglich — darüber ist niemand im Zweifel. Sicher wird man in den vor uns liegenden vier Jahren an dieses wichtige Problem herantreten und es lösen. Wie notwendig das ist, das kann man wieder einmal aus dem jüngsten Ereignis ersehen. Sollte da der Offiziersaspirant Dilermando de Assis abgeurteilt werden, der Mörder Euclides da Cunhas. Lange Monate sind seit dem Verbrechen verstrichen. Wir brauchen hier die äußeren Umstände dieser Familientragödie nicht zu wiederholen, sind sie doch noch in frischer Erinnerung. Der Mörder sollte abgeurteilt werden — aber es kam wieder einmal nicht dazu, wie man schon vorher garantierte. Nun ist der Prozeß wieder verschoben, vielleicht bis April —. Hier dauert es immer eine Ewigkeit, bis der Prozeß gegen einen großen Verbrecher zur Verhandlung kommt — und dann geht er strafflos aus. Dagegen in den Spalten einer Zeitung zu protestieren, heißt aber nur, dasselbe alte Lied immer wieder herunterleiern, auf das schon niemand mehr hört. Der neue Präsident hatte wirklich noch keine Zeit, der Frage mit fester Entschlossenheit näher zu treten. Er wird es ohne Zweifel bald tun, und es wird nicht sein kleinstes Verdienst sein, wenn er die Gerechtigkeitspflege aus der Versumpfung und Verwahrlosung erlöst, in die sie schon seit so langer Zeit geraten ist und die zu einem Zustand sozialer Anarchie zu werden droht.

— Trotz des löblichen Vorschlages der Budgetkommission, keine neuen Steuern zu schaffen und die bestehenden nicht zu erhöhen, beschloß die Kammer vorgestern doch mit drei Stimmen Mehrheit, die Konsumsteuer auf Salz auf 10 Reis pro Liter zu erniedrigen, die auf alkoholische Getränke jedoch um 20 Reis pro Liter zu erhöhen. Die Verringerung der Salzsteuer wird eine Mindereinnahme von 1300 Contos verursachen, und was wird die Steuererhöhung auf alkoholische Getränke einbringen? Es wurde keinerlei Vorberechnung über diese Steuer angestellt. Man weiß nicht, welche von den der Konsumsteuer unterliegenden alkoholischen Getränken eine Mehrbelastung von 20 Reis pro Liter — das sind ungefähr 40 Prozent der jetzigen Steuer — überhaupt vertragen können. Es kann auch nur bei dieser Ueberstürzung der Abstimmungen über das Budget vorkommen, daß der Steuerzahler von einem Antrag zur Erhöhung einer Steuer und zugleich von der Annahme dieses Antrages hört. Was die Salzsteuer einbrachte, wußte man, was die Steuererhöhung auf alkoholische Getränke einbringen wird, kann kein Mensch sagen. Eine Debatte hat es nicht gegeben, irgendwelche Erhebungen haben nicht stattgefunden, man hat eben wieder einmal das Kind mit dem Bade ausgeschüttet. Nun, vielleicht macht die Kammer ihre Uebereilung bei der dritten Lesung wieder gut.

— Herr Ruy Barbosa hat seine Rede bereits vom Stapel gelassen. Sie enthielt nichts, was nicht ebensogut hätte ungesagt bleiben können. Er erzählte nochmals, was er uns schon oft genug durch die Presse verkündigt hatte, nämlich, daß nicht er die Bundesregierung um Garantien für seine persönliche Sicherheit gebeten habe, sondern sein Schwiegersonn ohne seinen Auftrag. Diese Sache ist von so geringem Belang, daß sich deswegen die Reise von Campinas nach Rio wirklich nicht lohnte, zumal nach den Dementis. Dann griff Herr Ruy die

regierungsfreundliche Presse an und gebrauchte dabei in einer Phrase die Worte „Hammer“ und „Tribüne“ in einem Zusammenhang, der dem Senator Azevedo alles Recht gab, den Satz auf seine beiden Organe, das politische Witzblatt „Malho“ und die Zeitung „Tribuna“ zu beziehen. Herr Azevedo blieb die Antwort nicht schuldig, worauf Herr Ruy mit der unschuldigsten Miene von der Welt erklärte, er habe die beiden Blätter gar nicht gemeint, was schon daraus hervorgehe, daß im Manuskript seiner Rede die betreffenden Worte mit kleinen Anfangsbuchstaben geschrieben seien!! Nach welcher Heldenleistung der „große Mann“ wieder nach Campinas zurückkehrte. . . .

— Der Marschall Hermes wird bei dem feierlichen Requiem erscheinen, das der Marineklub in der Candelaria-Kirche für die während der Meuterei gefallenen Offiziere abhalten läßt. Der Bundespräsident ist schon mehrfach bei solchen Feiern zugegen gewesen. Wir haben nicht gehört, daß er für nötig befunden hätte, dabei zu betonen, daß er als einfacher Privatmann komme, wie es Herr Nilo Peçanha anlässlich des Requiems für den Botschafter Joaquim Nabuco mit mehr Eclat als Takt getan hat.

— Wie wir seinerzeit meldeten, haben die Yankees eine wissenschaftliche Expedition zur Erforschung des Amazonas und seiner Nebenflüsse ausgerüstet. Die Bundesregierung hat den Bundesbehörden in Para und Amazonas Auftrag gegeben, der Expedition die Erfüllung ihrer Aufgabe in jeder Weise zu erleichtern.

— Das „Diario Official“ soll umgestaltet werden. Herr Armenio Jouvin, der Direktor der Nationaldruckerei, will es für den Preis von 100 Reis zum Straßenverkauf bringen. Die Redaktion soll Nachts zur Verfügung des Publikums stehen, um Wünsche entgegenzunehmen. Auf diese Wünsche sind wir ebenso neugierig, wie auf den Erfolg des Straßenverkaufes.

— Für den durch den Tod des Negerdeputierten Monteiro Lopes erledigten Sitz in der Kammer beabsichtigt Herr Bricio Filho, der Sohn des Herausgebers des oppositionellen Sensationsblattes „Seculo“ zu kandidieren. Er wird natürlich nicht der einzige Bewerber bleiben.

— Der Staatskandal von Rio de Janeiro muß demnächst zur Entscheidung kommen. Am 31. d. M. läuft die Präsidentschaftsperiode des Herrn Alfredo Backer ab, der an diesem Tage die Regierung an Herrn Edwiges de Queiroz zu übergeben gedenkt. Der Letztgenannte wird heute oder morgen seine Aemter als Deputierter und als Vorsitzender der backeristischen fluminenser gesetzgebenden Versammlung niederlegen. Man darf gespannt sein, wie die Bundesregierung sich nunmehr zu dem Duell Peçanha-Backer bzw. Botelho-Queiroz stellen wird.

— Zwischen dem 16. und 18. d. M. trafen im hiesigen Hafen 838 Einwanderer ein.

— Auf Anordnung des Kriegsministers werden die Jägerbataillone des 9. Militärbezirks sämtlich mit Maschinengewehren ausgerüstet werden.

Millardär.

Humoreske von Lothar Brenkendorf.

„Nein, mein Herr, das kann ich durchaus nicht einsehen. Es ist mir ganz und gar unerfindlich, wie es für einen guten und warmherzigen Menschen zur unerträglichen Last werden sollte, wenn ihn die Welt als den Besitzer gewaltiger Reichtümer kennt. Sie sagen, daß ein Krösus nirgends Ruhe vor lästigen Bittstellern findet, daß er auf Schritt und Tritt an das Elend seiner Mitmenschen erinnert wird und überdies die menschliche Natur zumeist nur von ihrer häßlichsten, niedrigsten Seite kennen lernt. Aber gerade diese tausendfältige Gelegenheit, Gutes zu tun, ist es, um die ich die Vanderbild, Gould und Carnegie so von Herzen be-

heide. Läßt sich denn irgend eine Freude des Lebens mit dem köstlichen und erhebenden Bewußtsein vergleichen, die Leiden eines Unglücklichen gelindert zu haben? Und mit solchem Bewußtsein können jene Auserwählten Tag für Tag zur Ruhe gehen, wenn sie nur wollen. Was bedeuten daneben alle jene kleinen Unbequemlichkeiten, die Sie eben in so starker Uebertreibung als den Fluch des Reichtums bezeichnet haben!“

Der alte Herr mit dem scharf geschnittenen, bartlosen Gesicht hatte sich in eine richtige Erregung hineingesprochen, und es war ihm augenscheinlich heiliger Ernst mit dem, was er sagte. Der aus hellen und lustigen Augen in die Welt blickende junge Mann, der schon seit etlichen Stunden sein Coupégenosse war, mochte es darum aus natürlichem Taktgefühl für angezeigt halten, das strittige Thema nicht weiter zu verfolgen. Er fand einen Uebergang, der ihm ermöglichte, von den Reizen und Annehmlichkeiten des Badeortes zu sprechen, dem sie beide zustrebten, und er erfuhr bei der Gelegenheit von seinem bejahrten Reisegefährten, daß dieser zum erstenmal dorthin käme. Seiner Versicherung nach waren es nicht die Zerstreungen und Genüsse des Badelebens, die er suchte, sondern nur ungestörte Ruhe und Sammlung für die Vollendung seiner Arbeit, die er als Krönung seines Lebenswerkes betrachtete.

„Sie sind Schriftsteller?“ fragte der andere, und der alte Herr lächelte mit einem Anflug liebenswürdiger Verlegenheit.

„Ein wenig, mein Herr! Aber ich bin nicht so anmaßend, zu glauben, daß der Ruf meiner bescheidenen Leistungen in weitere Kreise gedrungen sei.“

Er hatte seine Brieftasche gezogen und reichte dem Reisegefährten eine Visitenkarte, auf der zu lesen stand:

„Ralph Oskar Kuno Feller, Privatgelehrter und Schriftsteller“. Der Jüngere stellte sich als Dr. Rennert vor und empfahl dem Neuling ein Hotel, in dem er alles finden würde, was er suchte. Aber als er noch einen letzten Blick auf die Besuchskarte warf, bevor er sie einsteckte, ging ein eigentümlich sarkastisches Lächeln über sein Gesicht. —

Als Herr Feller in dem empfohlenen Hotel ein ruhiges, kleines Zimmer zu bescheidenem Preis verlangte, wurde ihm von dem Oberkellner, der ihn ziemlich herablassend behandelte, ein recht dürftiges Stübchen im dritten Stockwerk angewiesen, und er wollte eben anfangen, sich heimisch darin einzurichten, als an die Tür geklopft wurde, und als er zu seinem Erstaunen einen sichtlich sehr aufgeregten Herrn in Frack und weißer Binde vor sich sah. Der Mann machte ihm zwei tiefe Verbeugungen und sagte im Ton unterwürfigster Höflichkeit: „Ich bitte tausendmal um Verzeihung, Herr Feller, wenn ich zu stören wage. Aber es ist ein bedauerliches Versehen passiert. Mein Oberkellner hat Ihnen ein falsches Zimmer angewiesen, und wenn Sie mir gütigst gestatten wollen, Sie in das rechte zu führen —“

Dem alten Herrn war das Stübchen gerade recht gewesen, aber einer Aufforderung, die mit so viel Artigkeit an ihn gerichtet wurde, mochte er natürlich nicht widersprechen, und so folgte er dem Wirt in den ersten Stock hinunter, wo sich vor seinem verwunderten Blick die Flügeltüren eines prachtvollen Salons aufthaten. Kopfschüttelnd blieb er auf der Schwelle stehen.

„Hier muß ein Irrtum ohwalten,“ sagte er. „Dieser Raum ist viel zu vornehm für meine Bedürfnisse und jedenfalls auch viel zu teuer.“

Aber der höfliche Wirt versicherte ihm, daß hier von einem Irrtum nicht die Rede sei, und daß er es ganz an das Belieben des Herrn Feller stellen würde, bei seiner Abreise den Preis selbst zu bestimmen. „In meinem Haus wird jeder Gast so aufgenommen, wie es ihm gebührt,“ fügte der liebenswürdige Herr mit abermaliger Verbeugung — es war sicherlich schon die zwanzigste — hinzu. „Und wenn ich auch den sehr begreiflichen Wunsch des Herrn Feller, hier in zurückgezogener Verborgenheit zu leben, strengstens respektieren werde, so muß es

mir doch unbenommen bleiben, diejenigen Rücksichten zu üben, auf die ein Herr von Ihrer Bedeutung Anspruch erheben darf.“

Der alte Privatgelehrte fiel aus einem Erstaunen in das andere. So wußte man hier also doch von seinen dichterischen Werken, von seinem zweibändigen Epos: „Der Hohenstaufen Ausgang“ und seinen lyrischen Poesien „Aus meinem Schatzkästlein!“ Und R. O. K. Feller, den man in seiner Vaterstadt bisher kaum beachtet hatte, galt hier für einen bedeutenden Mann. Er konnte sich nicht versagen, dem schöngestigen Hotelwirt bei der Verabschiedung dankbar die Hand zu drücken, wobei der Mann schier wie ein Taschenmesser zusammenknickte und sich mit allem, was sein Haus zu bieten vermöge, zur Verfügung stellte.

Eine halbe Stunde später empfing der Privatgelehrte den Besuch eines ihm völlig unbekanntem Herrn, der in dringender Angelegenheit hatte um Gehör bitten lassen, und er erfuhr im Verlauf der Unterhaltung, daß diese dringende Angelegenheit eine schreckliche Geldbedrängnis des sehr vornehm aussehenden Besuchers war. R. O. K. Feller begriff nicht, wie der Herr dazu gekommen war, sich gerade an ihn zu wenden; aber als auch er etwas von seinen „unsterblichen Verdiensten um die Menschheit“ verlauten ließ, wurde der bescheidene Dichter inne, abermals einen Verehrer seiner Werke vor sich zu haben, und die Freude, die er darüber empfand, schien ihm mit einem Hundertmarkschein von seiner Reisebarschaft nicht zu teuer bezahlt.

„Es ist mein „Schatzkästlein“, das Sie zu mir geführt hat — nicht wahr?“ wagte er lächelnd zu fragen. „Ich hatte wirklich nicht gedacht, daß es auch hier bekannt sei.“

„O, Herr — Herr Feller, Ihr Schatzkästlein kennt man in der ganzen Welt. Und wenn ich mir erlauben darf, Ihnen meine Dankbarkeit durch einen guten Rat an den Tag zu legen, so ist es der, jeden weiteren Besucher abweisen zu lassen. Sie werden hier sonst nicht eine Stunde lang Ruhe finden.“

Er ging; aber er hatte noch kaum die Tür hinter sich gezogen, als der Kellner eintrat, eine versilberte Tablette in der Hand, auf der mindestens ein Dutzend Besuchskarten lagen.

„Alle diese Herrschaften wünschen Herrn Feller ihre Aufwartung zu machen. Und der Chef ist sehr unglücklich darüber, da Sie vielleicht glauben könnten, daß er ihre Anwesenheit verraten habe. Wenn Herr Ro — Herr Feller es wünschen, werde er diese Leute und alle weiteren mit der Erklärung fortschicken, daß Sie durchaus ungestört zu bleiben wünschen.“

Das war R. O. K. Feller zufrieden, denn er begann zu spüren, daß sich infolge der freudigen Aufregung ein Anfall seines alten neuralgischen Leidens einzustellen drohe. Aber er ließ alle diese liebenswürdigen Bewunderer seiner so sehr bescheidenen Verdienste dringend bitten, die Abweisung zu entschuldigen, die ihm durch seinen Gesundheitszustand aufgezwungen werde. Nach einer kleinen Weile hatte er dann auch wirklich so heftige Schmerzen, daß er den beabsichtigten ersten Spaziergang aufgeben und den Kellner ersuchen mußte, ihm das Abendessen auf dem Zimmer zu servieren.

„Wir haben es nicht anders erwartet, Herr Feller,“ bemerkte der befrackte Ganyemed lächelnd, „aber es wird eine unangenehme Enttäuschung für sehr viele Badegäste werden; denn unten im Speisesaal sind schon seit dem frühen Nachmittag sämtliche Plätze belegt.“

„Mein Gott,“ dachte der alte Herr, „wie ist es nur möglich, daß man in der Welt zu solcher Berühmtheit gelangt, ohne in seinen stillen vier Wänden das Geringste davon zu bemerken!“

Aber es wurde ihm gleichzeitig ein wenig bange ob dieser unerwarteten Berühmtheit, und er konnte nicht ohne Furcht der Aufregungen gedenken, die ihm vielleicht der kommende Tag bringen würde. Noch aber war nicht einmal der heutige Tag vorüber. Daran gemahnten ihn die rauschenden Klänge eines

Musikstücks, das plötzlich von einer ganzen Kapelle dicht unter seinem Fenster angestimmt wurde. Kein Zweifel, man brachte ihm ein Ständchen! Und wenn es ihn auch etwas befremdete, daß die Serenade mit der amerikanischen Nationalhymne begann, so wußte er doch die hohe Ehre, die ihm zum ersten Mal in seinem Leben zuteil wurde, nach ihrem ganzen Werte zu würdigen. Und obwohl ihn der Kopf zum Zerspringen schmerzte, trat er in schuldiger Erkenntlichkeit auf den zugigen Balkon hinaus, um sich mit vielen Verbeugungen zu bedanken. Eine hunderköpfige Menge von Badegästen und Ortsinsassen hatte sich unten angesammelt, und brausende Hochrufe schallten zu ihm empor — Rufe, die er nicht ganz verstand, aus denen er aber doch immer wieder mit voller Deutlichkeit seinen Namen heraushörte. Wohl ein Dutzend Mal oder darüber mußte er sich der begeistertsten Menge zeigen, und als endlich der Lärm unter seinen Fenstern verstummte, konnte er sich vor Erschöpfung kaum noch auf den Füßen halten. Trotzdem ließen ihn Aufregung und körperliche Schmerzen keine Nachtruhe finden. Und als er sich am Morgen mühsam erhob, war er sehr geneigt, seine Berühmtheit zu allen Teufeln zu wünschen. Diese Geneigtheit wuchs, da ihm der Kellner mit dem Morgenkaffee einen Stoß von ungefähr vierzig Briefen aller Formate brachte, von denen beinahe jeder zweite auf dem Umschlag den Vermerk „Sehr dringend!“, „Eilt sehr!“ oder „Bitte, sofort selbst zu lesen!“ trug. Seine leidenden Augen schmerzten den armen R. O. R. Feller viel zu sehr, als daß er vorerst auch nur eine einzige dieser Zuschriften hätte lesen können oder mögen. Es überlief ihn kalt, wenn er daran dachte, daß er sie anstandshalber doch wohl alle vierzig würde beantworten müssen, und er hatte kaum je mit so wenig Appetit gefrühstückt, als an diesem Morgen.

Um ein wenig frische Luft zu schöpfen, trat er ans Fenster, aber er prallte entsetzt zurück, als er sah, was sich in aller Stille da unten vorbereitete. In weitem Halbkreis hatten sich einige Dutzend in festliches Schwarz gekleideter Männer vor dem Hotel gruppiert und ein mit langem Taktstock bewehrter Herr vor der Front ließ dem Beobachter keinen Zweifel, daß es sich um das beabsichtigte Morgenständchen eines oder einiger Gesangsvereine handeln solle. Da packte den unglücklichen R. O. K. Feller die helle Verzweiflung. Er raffte seinen Hut auf und stürzte aus dem Zimmer, die Treppe hinunter und durch einen halb instinktiv entdeckten Hinterausgang des Hotels ins Freie hinaus. Offenbar von niemandem bemerkt gelangte er glücklich auf allerlei Seitenwegen bis in die waldartigen Parkanlagen, die beinahe den ganzen Kurort umgaben. Und zu seiner grenzenlosen Freude war jetzt, um die Brunnenstunde, hier weit und breit kein menschliches Wesen zu erblicken. Er suchte nach einer Bank. Denn seine Knie zitterten, und im Kopf schwirrte es ihm wie von lauter Trompeten und Baßgeigen. Das ersehnte Ruheplätzchen war denn auch bald gefunden, und ein ganz verstecktes obendrein, wo er von etwaigen Spaziergängern nicht ohne weiteres wahrgenommen werden konnte. Den Beweis dafür sollte er sehr bald erhalten; denn er hatte sich noch kaum niedergelassen, als zwei Herren daherkamen, die sich vermutlich weniger laut und ungeniert unterhalten hätten, wenn sie seiner ansichtig geworden wären. Die Stimme des Einen hatte der Privatgelehrte sofort als die des Besuchers von gestern erkannt, und nun hörte er den vermeintlichen Bewunderer seiner Werke sagen: „Natürlich kann man dem Menschen auf den ersten Blick ansehen, wes Geistes Kind er ist. Ein Gauner und Halsabschneider ersten Ranges. Und ein schäbiger Filz obendrein. Was ich ihm da von meiner schrecklichen Bedrängnis vorfabelte, hätte einen Stein erbarmen müssen, und dieser Milliardär hatte die Frechheit, mich mit hundert Mark abzuspensien, die er sich augenscheinlich auch noch schwer genug vom Herzen riß. Wenn ich mir nicht rechtzeitig überlegt hätte, daß sie immer noch für ein Champagner-Souper mit der klei-

nen Mizzi vom Kurtheater ausreichen, hätte ich ihm sie wahrhaftig vor die Füße geworfen. Und dieser schmutzige Geizkragen ist nun der berühmte Rockefeller!“ —

Eine Viertelstunde später — der Gesangsverein war inzwischen glücklich abgezogen — stand der Dichter des „Schatzkästlein“ im Hotelbureau vor dem dicken Herrn mit der weißen Krawatte und fragte in höchster Erregung, für wen man ihn denn eigentlich hier halte. Der Andere knickte wieder zusammen und erwiderte mit verschmitztem Lächeln:

„Es ist wirklich nicht meine Schuld, Mr. Rockefeller, wenn Ihr Inkognito so schnell gelüftet worden ist. Aber gleich nach Ihrer Ankunft war ein Herr bei mir, der mich über Ihre wertige Persönlichkeit aufklärte. Eigentlich hätte ich ja auch schon bei einem Blick in das Fremdenbuch erkennen müssen, wie die Eintragung R. O. K. Feller zu lesen sei. Ich habe meines Wissens zu niemandem als zu meinen Angestellten darüber gesprochen, aber Mr. Rockefeller können sich kaum darüber wundern, daß —“

„Zum Henker mit Ihrem Rockefeller!“ schnaubte der Dichter. „Ich habe mit ihm nichts gemein als die beiden letzten Silben seines Namens, und ein Spaßvogel hat Sie dupiert. Schreiben Sie mir auf der Stelle meine Rechnung, denn mit dem nächsten erreichbaren Zuge reise ich ab.“

Als er seinen prachtvollen Salon betrat, fiel sein Blick auf einen zweiten Stoß von Briefen, die inzwischen für ihn abgegeben worden waren. Aber er rührte keinen davon an, sondern packte in fieberhafter Hast seine Habseligkeiten zusammen. Und er atmete erst auf, als ihm glücklich gelungen war, unbeachtet in ein Coupé dritter Klasse zu schlüpfen. Denn seine kurze Gastrolle als Milliardär war vollkommen ausreichend gewesen, ihn von allem Neid auf die Carnegie, Gould und Vanderbilt zu kurieren.

Vermischte Nachrichten.

Monet. Claude Monet beging unlängst in seinem Landhause in Giverny den siebzigsten Geburtstag. Wie er dort lebt und arbeitet, das konnte erfahren, wer im Mai des vorigen Jahres seine letzte Ausstellung in Paris bei Durand-Ruel sah. Alle Bilder, es mögen wohl hundert und mehr gewesen sein, zeigten dasselbe Motiv: einen Teich in seinem Garten, dessen Wasserfläche von den breiten schwimmenden Blättern blühender Nymphaen beinahe ganz bedeckt wird. Aber keins dieser Bilder war dem anderen gleich, auf jedem lag über demselben Stück Natur eine andere Lichtstimmung, und wenigstens alle Möglichkeiten, wie an Sommerabenden die Dämmerung auf sie niedersinkt, dunstig grau oder mit kühlem Blau, oder noch warm vom letzten Lichte (das sind rohe Rubriken für viele feine Einzelfälle), — alle diese Möglichkeiten schienen erschöpft zu sein. Es ist dies und jenes einzelne Bild der Serie nach Berlin gekommen. So losgelöst war es kaum ein gutes Bild. Die ganze Serie wirkte aber sehr stark: welch eine Ruhe, welch eine Klarheit, welch eine Kraft der Konsequenz muß der Greis besitzen, um wirklich das Motiv immer neu, immer durchzusehen. Licht ändert ja nicht nur die Farben, sondern auch die Umrisse. So mußte er in jedem Falle alle früheren Erinnerungen auslöschen. Das führt gleich auf den Kern von Monets Wesen. Der ist: die Kraft des unbefangenen Sehens. Aus ihr ist sein Gegensatz zu jeder Konvention und ist dann seine ganze Kunst erwachsen. Nur den Ton hinsetzen, den man sieht, diesen Ton aufs feinste treffen, das wäre sein Programm in knappster Form. Wenn man bei Durand-Ruel durch die Stockwerke seines Magazins fährt und durch die Räume seiner Wohnung in der Rue de Rome wandert, so macht man in wenigen Stunden die Reise durch Monets ganzes Lebenswerk. Man sieht ihn an Corots schönen Ton anknüpfen, aber dann immer mehr der Wirklichkeit nachgehen, die Fläche in

duftige Ferne auflösen. Jeder Weg ins Freie wird zu einer Entdeckungsreise, der unscheinbarste Fleck ein großes neues Reich nie gesehener Schönheiten, das er erobert. Wie die Naturforscher der Zeit fand er die größten Wunder im Alltäglichen. Er hob für seine Bilder die Notwendigkeit auf, das Auge für das Gemälde anders einzustellen als für die Wirklichkeit.

Das ist seine Größe: er hat uns unendlich reicher und feiner sehen gelehrt. Alle, auch die, die niemals eines seiner Bilder erblickt haben, haben durch hundert Kanäle etwas von seinem Einfluß erfahren. Alle Malerei nach ihm hat etwas von seiner Art, wie etwa alles Deutsch nach Goethe etwas von dessen Wesen hat. So gehen geistige Werte in den Allgemeinbesitz über.

Ich stelle diesen Einfluß von Monets Schaffen höher als seine Werke. Oder ich will sagen: er bedeutet den unbedingteren Wert. Was er wollte, hat nämlich am Ende vielleicht antikünstlerisch gewirkt, bildauflösend. Nur die Bilder seiner ersten Periode tragen die Gewähr dauernden Wertes in sich. Die späteren haben mehr den Reiz subtiler Wirklichkeitsbeobachtung als den des geschlossenen Kunstwerkes; sie haben ihre Mission in der Zeit erfüllt.

Wie dem auch sei: alle Menschen, die in dem feinen Funktionieren des Auges eine reiche Quelle der Weltfreude sehen, haben Grund, heute dankbar an den alten Mann in Giverny zu denken.

Der Höflichkeitsverein. Seit kurzem ist Berlin um einen Verein bereichert worden. Er nennt sich „Bund für Höflichkeit“. Sein Motto ist: „Was du nicht willst, daß man dir tu, das füg auch keinem anderen zu.“ Sein Zweck: unliebenswürdige Zeitgenossen, als da sind grobe Schaffner, Kutscher, Steuer-, Eisenbahn- und sonstige Beamte zur Höflichkeit zu erziehen. Als Mitglied ist jeder höfliche Mensch willkommen. Aber auch solche, die es werden wollen, und die nur infolge mangelhafter Kinderstube oder aus anderen Gründen es bisher unterlassen haben, ihren Mitmenschen im Verkehr des täglichen Lebens das wünschenswerte Maß an Artigkeit entgegenzubringen. Als Erkennungszeichen dient eine kleine Medaille, die wenig kostet und hübsch aussieht und an der Stelle zu tragen ist, wo sich sonst die Orden befinden. Sie enthält die Worte: „Pro Gentilezza“ — denn der Bund ist dem bereits in Rom gegründeten nachgebildet — und soll für das Mitglied ein dauerndes Memento sein: „Mensch sei höflich!“ Das Abzeichen ist als eine Art Talisman gedacht, dessen Anblick jede Unhöflichkeit im Keime erstickt und den reizbaren Großstadtmenschen in ein friedfertiges und seiner Umgebung wohlgefälliges Lebewesen verwandelt. Wenn das Ziel erreicht wird, das der aus Rom herbeigeeilten Vereinsgründerin vorschwebt, dann wird in Zukunft kein Feldweibel mehr seinen Rekruten einen „krummen Hund“ schimpfen; kein Landgerichtsdirektor wird den harmlosen Verteidiger durch Verhängung von Ordnungsstrafen vor den Kopf stoßen; kein Disput wird Ehegatten, kein böses Wort die lieben Verwandten entfremden. Die gesellschaftlichen und internationalen Beziehungen werden sich auf der Grundlage einer durch nichts zu erschütternden Höflichkeit aufbauen. Politik und Politesse sind ein und dasselbe. Und das Problem des dauernden Friedens wird seiner endgültigen Lösung nicht mehr fern sein. — Nun ist es ja richtig: Höflichkeit ist keine allgemein verbreitete Tugend, und Liebenswürdigkeit ist nicht eines der hervorstechendsten Merkmale im Charakter nordischer Völker. Wer jemals in den Garderoben der Theater oder Konzertlokale Gelegenheit hatte, gekeilt in drangvoll fürchterlicher Enge sich von den Ellbogen seiner Nächsten bearbeiten zu lassen, der wird gewiß von „Europas übertünchter Höflichkeit“ nicht viel besser denken als Seumes Kanadier. Rücksichtslosigkeiten, die alles andere sind als „golden“, beherrschen den Verkehr. Darum möchte man der Dame, die den Kampf gegen die Rück-

sichtslosigkeit auf ihr Panier geschrieben und in Berlin im Lyzeumklub vor einem geladenen Publikum von fünfzig bis sechzig Personen ihr gewiß sehr ideales Programm entwickelt hat, von Herzen alles Gute wünschen. Aber — so wird man fragen dürfen, ohne in das Laster der Unhöflichkeit zu verfallen: glaubt man wirklich, die rohe und lieblose Welt von Vereins wegen verbessern und mit Hilfe einer Medaille die Ellbogenpolitik und das Recht des Stärkeren auf ein erträgliches Maß zurückführen zu können?

Du bist zu schön, um treu zu sein.

I.

Einst wußt ich nicht, — wem ich es danken soll,
Daß mich der Weg zu dir geführt,
War's Gotteswille, der so liebevoll
Im Zauber mir das Herz gerührt?
Wie süß war'n doch die Abendstunden
Die ich verlebte oft bei dir,
Doch leider ist die Zeit entschwunden
Wo du so lieb warst stets zu mir.

Refrain:

Und sollt ich dich auch nie mehr seh'n
So bleibt mir doch dein süßes Bild,
Es wird mir stets zu Herzen geh'n
Seh' ich dein Auge, das so mild;
Wie liebt ich dich so glühend heiß
Die Träne soll mein Zeuge sein
Du hast ein Herz, so kalt wie Eis,
Du bist zu schön, um treu zu sein.

II.

In deiner Näh' war ich dem Kinde gleich
Dein Antlitz hat mich so berauscht
Bei deiner Stimme wurd' das Herz mir weich
Wenn du mit mir so lieb geplauscht.
Wie oft hast du mir Treu' geschworen
Doch Liebe war dir unbekannt,
Du bist mit kaltem Herz geboren.
Mein Gott, wie hab' ich dich verkannt.

Refrain:

Es war von dir ein loses Spiel
Doch zürnen, nein, das kann ich nicht,
Ich denk' an dich und weine viel,
Bis mir das Herz in Kummer bricht.
Nicht dein Gemüt trägt da die Schuld,
Denn du selbst bist ein Edelstein,
Und nur die allzu große Huld,
Du bist zu schön, um treu zu sein.

Mißverstanden. Donald, der Dorfbarbier, ist seit einiger Zeit, wie man in den „Daily News“ liest, von dem schmalen Weg der Temperenz abgewichen und zugleich (nach dem Satz von der Duplizität der Ereignisse) sehr unregelmäßig im Kirchenbesuch geworden. Eines Tages kommt nun der Geistliche zu ihm, um sich rasieren zu lassen, und Donald schneidet ihn dabei. „Siehst Du,“ sagt der fromme Herr, „das kommt nur von dem Trinken!“ „Jawohl,“ giebt Donald trocken zurück, „das macht die Haut so weich und empfindlich.“

Zuversichtlich. A.: „Ob die alte Schachtel eigentlich Geld hat?“

B.: „Ich würde es riskieren, sie acht Tage vor ihrem Tode zu heiraten!“

Grob. Alice: „Mein Mann war schon kurzsichtig, als wir uns verlobten.“

Agnes: „Ja, das muß er auch wohl gewesen sein.“

Diskret. Lehrer: „Nun, Fritz, aus was wird Wurst gemacht?“

Schlächterssohn: „Herr Lehrer, das darf ich nicht verraten.“

Feuilleton.

Die Hand der Nemesis.

Roman von Gustav Rehfeld.

(Fortsetzung.)

Hatte Klara Maiwald die Szene, die zwischen dem Baron und seinem Sohne stattgefunden, erraten, oder hatte sie durch geschicktes Fragen dem Greise den Inhalt des Gesprächs zu entlocken verstanden, — genug, am nächsten Morgen wartete sie den Moment ab, in welchem Viktor sich in den Park begab, um ihm plötzlich entgegenzutreten. Als der junge Mann sie in der unverhohlenen Absicht, ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen, auf sich zutreten sah, konnte er eine Gebärde des Zornes und des Hasses nicht unterdrücken. Sie schien es nicht zu bemerken.

„Her Baron,“ sagte sie kühl, „finden Sie nicht, daß wir nötig haben, uns gegenseitig auszusprechen?“

„Nein!“ rief Viktor erbittert. „Ich habe nichts mit Ihnen zu schaffen! Wir haben nicht nötig, uns auszusprechen!“

„Doch!“ fuhr sie ruhig fort. „Sie setzen einen beleidigenden Argwohn in meinen Charakter! Ich begreife nicht, wie Sie dazu kommen! Da mir aber an Ihrer Meinung liegt, will ich ihn zu entkräften suchen! Was habe ich denn eigentlich verbrochen? Habe ich Ihrem Vater nicht seine Gesundheit wiedergegeben? Darf ich dafür nicht viel eher Erkenntlichkeit, wenigstens einen Dank von Ihnen beanspruchen?“

„Möchten Sie mir nicht sagen,“ erwiderte Viktor spöttisch, „wie es kommt, daß Sie, die frühere Dienerin, jetzt die Rolle der Hausherrin spielen?“

„Ich habe mich dagegen, so gut ich konnte, verwahrt,“ entgegnete die junge Frau mit trefflich gespielter Resignation, „allein, was half es? Ich mußte den Bitten — was sage ich? — den Befehlen Ihres Herrn Vaters nachgeben! Und sie wissen sehr gut: Die geringste Widerwärtigkeit kann dem Herrn Baron sehr verhängnisvoll werden, — jede Unannehmlichkeit muß man ihm fernhalten. Hätte ich mich geweigert, so provozierte ich damit einen Zornsausbruch, der die schlimmsten Konsequenzen zeitigen konnte!“

„Dieser Vorwand ist äußerst glücklich gefunden, — meine Bewunderung dafür kann ich Ihnen nicht versagen!“ spottete Viktor.

„Sie wollen mir nicht glauben, Herr Baron!“ sagte Klara Maiwald schmerzlich. „Es hat also keinen Zweck, diese Unterredung fortzusetzen. Zuvor jedoch noch eine Frage: Ihr Herr Vater liebt Sie sehr und gibt offenbar viel auf Ihre Meinung! Weshalb raten Sie ihm nicht, mich fortzuschicken? Ich bin sicher, daß er Ihnen folgt!“

„Haha,“ lachte Viktor schneidend auf, „Sie kennen Ihren Einfluß auf meinen Papa sehr genau und wissen, daß er sich niemals von Ihnen trennen wird!“

„Fordern Sie ihn doch auf, zwischen Ihnen und mir zu wählen!“

„Seien Sie unbesorgt, diese Alternative habe ich ihm bereits gestellt, — wie er sich entscheiden wird, unterliegt für mich keinem Zweifel, — er wählt Sie! In der Tat, meine gute Dame, Sie sind eine Intrigantin ersten Ranges, — Sie können triumphieren!“

„So gibt es ein einfaches Mittel,“ fuhr die junge Frau achselzuckend fort, „Ihnen zu beweisen, daß Sie sich in bezug auf mich täuschen!“

„Und das wäre?“

„Ich mag nicht die — wie nebenbei bemerkt, unschuldige — Ursache eines Zwiespalts zwischen Ihrem Herrn Vater und Ihnen sein, — ich werde das Schloß für immer verlassen!“

„Das würden Sie tun?“ rief Viktor überrascht aus.

„Sicherlich! Zuvor gestatten Sie mir aber, Ihnen einen Rat zu geben!“

„Sprechen Sie!“

„Ich nehme an dem Ergehen Ihres Vaters ein aufrichtiges und tiefes Interesse, erklärlich durch die Zuneigung, mit welcher er mich beehrt, und deren ich gewiß unwürdig, auf welche ich aber nichtsdestoweniger stolz bin. Ich sehe mich also genötigt, Sie — —“

„Nun, warum zögern Sie?“

„— Sie darauf aufmerksam zu machen, daß der Herr Baron meine Abreise sehr tief — empfinden wird!“

„Ich fürchte es, — indes —“

„Gestatten Sie, daß ich vollende! Sie werden sehen, daß sich unsere Gedanken begegnen. Wenn ich abgereist bin, müssen Sie unbedingt bei Ihrem Herrn Vater bleiben, Sie dürfen ihn nicht verlassen, Sie müssen ihn trösten, bis er sich beruhigt hat! Ihre Zuneigung wird ihn zweifellos die Abwesende vergessen machen, Ihre sorgende Pflege wird seine Gesundheit erhalten!“

„Meinen Sie es wirklich ernst mit diesem Vorschlag?“ sagte Viktor, noch immer ungläubig.

„Sehr ernst, Herr Baron! Ich bin bereit, morgen, heute abend, sogleich abzureisen, — ganz wie es Ihnen beliebt!“

Viktor betrachtete sie argwöhnisch. Sollte er sich in bezug auf sie wirklich getäuscht haben?

Die junge Frau hatte ihren Vorschlag in vollendetem Gleichmut gemacht, ohne Bitterkeit, ohne Erregung ohne Traurigkeit. Man hätte denken können, ihr Entschluß sei seit langer Zeit gefaßt gewesen. Ihr Gesicht bewahrte seine Blässe, nur ihre mächtigen Feueraugen ruhten mit rätselhaftem, zwingendem Ausdruck auf Viktor.

„Würden Sie abreisen, ohne meinen Papa wiederzusehen?“ fragte dieser.

„Ihn nicht wiedersehen, hieße seinen Argwohn erregen!“ erwiderte sie achselzuckend. „Ich müßte mich dann sofort aufmachen!“

„Hm! Sie werden ihn aber wenigstens nicht von Ihrer Abreise benachrichtigen?“

„Nein, ich verspreche es Ihnen! Ich wollte schon einmal das Schloß verlassen, als ich sah, daß meine Anwesenheit unnütz war und Ihr Herr Vater meiner nicht mehr bedurfte, aber er litt es nicht. Wenn ich ihn also benachrichtigte, würde er wiederum opponieren!“

„Schön! So reisen Sie morgen früh ab, ehe mein Vater aufgestanden ist!“

„Wie Sie befehlen, Herr Baron!“

Sie neigte gleichmütig das Haupt und kehrte ruhigen Schrittes in das Schloß zurück. —

Viktor suchte seinen Vater auf und begann ein alltägliches Gespräch, ohne mit einer Silbe der Szene des gestrigen Tages zu gedenken, bis der Greis, nachdem er ihn einige Zeit von der Seite beobachtet hatte, ihm lächelnd auf die Schulter klopfte und sagte:

„Na, Junge, die Nacht scheint ja deinen Sinn geändert zu haben! Es freut mich, daß du nicht mehr so schlechter Laune bist!“

Beim Mittagessen erschien Klara Maiwald anfangs nicht, sie ließ sich unter dem Vorschützen eines leichten Unwohlseins entschuldigen. Als der alte Baron darüber Unruhe bezeugte, konnte Viktor, der jeden Argwohn vermeiden wollte, nicht umhin, sie nochmals um ihre Anwesenheit ersuchen zu lassen, worauf sie kam.

Der Tag verging. Der Greis war fortgesetzt heiter und guter Laune. Klara Maiwald hatte demnach ihr Wort gehalten und nichts gesagt, was seinen Argwohn hätte erregen können. Was sie selbst anbelangte, so war es unmöglich, in ihren Zügen zu lesen. Sie blieb ein Rätsel; das Geheimnis, womit sie sich umgab, machte sie doppelt furchtbar wie alle Abgründe, deren Tiefe die Dunkelheit verschleiert.

Als der Baron zur Ruhe gegangen war, näherte Klara Mai-

wald sich dem jungen Manne und sagto in ihrer stereotypen, undurchdringlichen Gelassenheit:

„Adieu denn, Herr Baron! Meine Vorbereitungen sind beendet, — wenn Ihr Herr Vater morgen aufsteht, bin ich fern vom Schloß!“

„Wohin gedenken Sie sich zu wenden?“

„Nach Berlin!“

„Was werden Sie dort beginnen?“

„Ich weiß es noch nicht! Nochmals adieu! Hoffentlich geschieht kein Unglück, wenn ich fort bin!“

Damit ging sie. Viktor lächelte verächtlich.

„Natürlich,“ dachte er, „bedauert sie, daß sie das opulente Leben aufgeben soll, welches sie hier geführt hat und will mich im letzten Augenblick noch erschrecken!“

Am nächsten Morgen erhob er sich frühzeitig, als alles noch in tiefster Ruhe lag. Er kleidete sich schnell an, darauf begab er sich auf seinen Balkon und blickte auf die Terrasse hinab. Nicht lange, so erschien Klara Maiwald, ein kleines Päckchen in der Hand tragend, in einem dunklen Promadenkostüm. In ihrem gewöhnlichen, ruhig-vornehmen Schritt stieg sie die Stufen hinab und verlor sich dann in dem Park, die Richtung verfolgend, welche nach der nächsten Bahnstation Gurkow führte.

Ein Seufzer der Erleichterung rang sich über Viktors Lippen.

„Gott sei Dank!“ murmelte er. „So werde ich also meinen Vater wieder für mich haben!“ —

Als er von einem längeren Spazierritt zurückkehrte, traf er den Greis promenierend auf der Terrasse. Er rauchte eine Zigarre und sah sehr wohl aus.

„Allem Anschein nach weiß er noch nichts!“ dachte Viktor, ihn sorgfältig prüfend.

Er schloß sich ihm an und begann eine unbefangene Plauderei. Er stellte sich, als ob er es nicht bemerkte, daß der alte Herr des öfteren nach dem Fenster Klara Maiwalds hinaufschielte. Nach und nach wurde dieser unruhig, bis er endlich in die Worte ausbrach:

„Wo bleibt sie nur? So lange hat es noch nie gedauert! Sollte sie krank sein?“

„Wer denn?“ fragte Viktor unschuldig.

„Ach, — die Klara!“ warf der Baron unwirsch hin, rief einen Lakaien herbei und erteilte ihm den Auftrag, Frau Maiwald um ihr Erscheinen zu bitten.

Nach kurzer Zeit kehrte der Mann mit der Nachricht zurück, die ‚gnädige Frau‘ sei nicht da.

„Woher wissen Sie das?“ fuhr sein Herr ihn an. Der Lakai antwortete:

„Die Marie hat es gesagt!“

Das war eins der Stubenmädchen, welches der jungen Frau zugleich als Zofe diente.

„Unsinn, — wo soll sie denn sein?“ versetzte der Greis unruhig. „Ich muß wahrhaftig selbst nachsehen!“

Spornstreichs eilte er in das Schloß und begab sich nach den Zimmern Klara Maiwalds. Erst klopfte er leise, dann stärker.

Keine Antwort.

Nun drückte er auf die Klinke. Die Tür war nicht verschlossen und gab nach. So trat er denn ein.

„Frau Klara — Klara!“ rief er laut. „Wo sind Sie? Was machen Sie?“

Wieder keine Antwort. Jetzt kam das Stubenmädchen herzu.

„Gnädiger Herr, — die gnädige Frau ist nicht da!“ berichtete es. „Das Bett ist ungemacht, — sie selbst aber ist verschwunden!“

„Verschwunden?“ wiederholte der Greis angstvoll. „Wo kann sie denn aber nur sein?“

Das Mädchen zuckte die Achseln.

„Vielleicht ist sie spazieren gegangen!“ meinte sie.

Der Baron ging langsam nach der Terrasse zurück und

sandte einige Lakaien in den Park hinein, die Vermißte zu suchen. Ihre Bemühungen waren natürlich nicht von Erfolg gekrönt. Unverrichteter Sache kehrten sie heim.

Der alte Herr hörte ihren Bericht schweigend an und ließ sie gehen. Dann trat er mit gerunzelter Stirn und finster blitzenden Augen auf seinen Sohn zu, der phlegmatisch in einem Gartenstuhl lehnte und seine Zigarre rauchte.

„Viktor,“ redete er ihn mit heiserer Stimme an, „was sagst du zu dieser Geschichte?“

„Was für eine Geschichte meinst du, Papa?“

„Unsinn, — verstelle dich nicht! Du weißt sehr gut, was ich meine!“

„Aber, Papa, ich weiß wirklich nicht —“

„Nun denn: — daß Frau Klara verschwunden ist!“

„Hm!“

„Viktor, ich glaube, du stehst dem nicht fern! Gestern sprachst du lange mit ihr, und abends warst du recht guter Laune. Anfangs glaubte ich, du seiest vernünftig geworden, du habest dein Unrecht gesehen, — jetzt ahne ich etwas anderes! Viktor, — antworte mir, — sage die Wahrheit, — du weißt, wo sie ist!“

„Frau Maiwald sprach gestern von ihrer Abreise, Papa!“

„Sie wollte abreisen?“

„Ja, Papa!“

„Ohne mich davon zu benachrichtigen, — ohne mir adieu zu sagen? Das ist unmöglich, oder — du hast sie dazu veranlaßt!“

„Nein, Papa,“ versetzte der junge Mann ernst, „sie kam von selbst darauf und ich hatte natürlich keine Veranlassung, sie daran zu hindern!“

„Wo ist sie?“

„Ich weiß es nicht!“

„Doch, — du mußt es wissen!“

„Nein, ich weiß es nicht, wenigstens weiter nichts, als daß sie die Absicht äußerte, sich nach Berlin zu begeben!“

„Berlin ist groß, — wo soll ich sie da wiederfinden?“ sagte der Greis im klagenden Tone.

Viktor zuckte die Achseln und schwieg einige Zeit, dann sprach er in begütigender Weise:

„Weshalb willst du sie wiederfinden, Papa? Sie ist fort und es ist gut so! Hier hatte sie nichts mehr zu schaffen!“

Der Baron erwiderte nichts. Langsam stieg er die Terrassentreppe hinab und wandte sich dem Park zu. Anfangs war sein Gang sicher und elastisch, bis er plötzlich, wie von unsichtbarer Hand gefällt, zu Boden stürzte. Viktor stieß einen Schrekkensruf aus und eilte ihm zu Hilfe. Mit Unterstützung einiger Gartenarbeiter brachte er den Leblosen in sein Zimmer hinauf und ließ sofort Doktor Willert holen, der auch nach wenig über eine Viertelstunde kam. Rasch hatte der junge Mann ihn über das Vorgefallene aufgeklärt. Der alte Arzt betrachtete den bewusstlos und schwer röchelnd auf seinem Bette liegenden Greis kopfschüttelnd und sagte:

„Das fürchtete ich! Also Frau Maiwald ist abgereist?“

„Ja!“

„Und Ihr Herr Vater hat diesen Anfall bekommen, als Sie ihm ihre Abreise anzeigten?“

„Kurze Zeit nachher!“

„Hm!“

Nach einer Pause fuhr er fort:

„Herr Baron, zwei Wege stehen Ihnen offen!“

„Und sie wären? Sprechen Sie schnell!“

„Sie lassen die Dinge entweder ihren gewöhnlichen Verlauf gehen und stellen es der Natur anheim, Ihren Herrn Vater zu heilen, — in diesem Falle ist sein nahes Ende mehr als wahrscheinlich! Oder — Sie laufen hinter Frau Maiwald her, suchen sie, führen sie zurück, ohne eine Minute zu verlieren, — dann ist Ihr Herr Vater in kürzester Frist wiederhergestellt, — mehr als wahrscheinlich!“

Der junge Mann war starr.

„Ist das Ihr Ernst, Herr Doktor?“

„Mein unumstößlicher Ernst!“

Viktor seufzte tief auf.

„So bleibt mir nur ein Weg!“ versetzte er düster. „Das Leben meines Vaters muß mir am höchsten stehen!“

„Gehen Sie ernstlich mit sich zu Rate!“ mahnte Doktor Willert. „Als Ihr Herr Vater mich vor kurzem verabschiedete, war mein Abschiedsgruß an diese Frau: ‚Verbindlichsten Dank, Frau Baronin!‘ Und glauben Sie mir: — dem Erringen dieses Titels gilt ihr Streben! Sie übt eine geheimnisvolle Macht auf den Kranken aus, — was sie will, will er, — ohne sie stirbt er, mit ihr lebt er, — und er wird mit ihr leben, er wird mit ihr teilen, was er besitzt, alles, bis auf seinen Namen!“

„Schrecklich, schrecklich!“ murmelte Viktor ratlos. „Wie nun, wenn man ihr eine angemessene Summe böte, — vielleicht verzichtete sie dann auf ihre Pläne!“

„Da kennen Sie dieses Weib schlecht! Weshalb soll sie sich mit einer Abfindungssumme begnügen, wenn sie alles haben kann?“

„Was tun — was tun?“ flüsterte der junge Mann unerschlüssig.

„Sie müssen eilen, sich zu entschließen!“ mahnte der Arzt. „Das Leben Ihres Vaters hängt davon ab!“

„Gut!“ rief Viktor ingrimmig. „Ich werde dieses Weib zurückholen! Sagen Sie es meinem Vater, sobald er zu sich kommt, sobald er im Stande ist, Sie zu verstehen! Ich reite nach Gurkow und benutze den nächsten Zug nach Berlin! Es muß mir gelingen, sie zu finden!“

Willert lächelte ironisch.

„Nach Berlin? So weit zu gehen, werden Sie kaum nötig haben!“ sagte er.

„Weshalb nicht?“

„Weil Frau Maiwald unsere Gegend kaum verlassen haben dürfte!“

„Vielleicht täuschen Sie sich doch!“

„Haha, wenn ich mich täusche, dann bin ich bereit, sie für das uneigennützigste Geschöpf unter der Sonne zu erklären! Aber ich täusche mich nicht. — sie ist nicht weit, ihr Interesse fesselt sie hier! Und nun machen Sie schnell, Herr Baron. — Ihr Herr Vater befindet sich in einem derartigen Schwächezustande, daß eine Verzögerung von einer Viertelstunde unter Umständen seinen Tod herbeiführen kann!“

Viktor sagte nichts mehr, er lief aus dem Zimmer, gab Befehl, ein Pferd zu satteln, und sprengte mit verhängtem Zügel davon. Anfangs war er unerschlüssig, wohin er sich wenden sollte, dann entschied er sich für den Weg nach Gurkow, der nächsten Station. Jedenfalls hatte sie diesen eingeschlagen, zumal sie die Absicht geäußert, nach Berlin zu reisen. Die Haltestelle mußte sie längst erreicht haben, war sie doch seit vielen Stunden fort. — aber vielleicht weilte sie ja noch dort! Doch nein! Mochte der alte Arzt reden, was er wollte: — ihre Sprache war zu ernst gewesen, ihre Absicht, das Schloß zu verlassen, zu unverkennbar fest! Es war unmöglich, daß er sie noch traf!

Der Weg führte durch weite, wogende Felder, dann in den Wald hinein. Bald umgaben ihn uralte, mächtige Buchen und Eichen, zuweilen unterbrochen von hochstämmigen Tannen mit üppigem Untergebüsch. Nach einer halben Stunde drang laut-schallendes Bransen und dröhnendes Hämmern an sein Ohr. Zur Rechten erschien eine tiefe Senkung, in welcher ein Fließchen lebhaft dahinplätscherte. An einem breiten Wehr lag ein Eisenhammer, darin reges Treiben herrschte. Vor demselben waren Bänke errichtet zur Ruhe für die von der Tageslast ermüdeten Arbeiter, und auf einer derselben erkannte sein scharfes Auge eine regungslos dasitzende, dunkelgekleidete weibliche Gestalt. Jäh riß er sein Tier zurück, daß es sich wild

Dünger

Kalisalze, Chilisalpeter und Phosphatdünger
mit garantiertem Gehalt, sicherer
Wirkung.

FERNANDO HACKRADT

Repräsentant des KALISYNDIKAT, STASSFURT,
Allemanha.

N. 99, RUA DA ALFANDEGA, N. 99

Rio de Janeiro.

Telegramm-Adresse: H A C K R A T O S

Caixa do Correio 566.

aufbäumte. War das sie, die zurückzuholen er ausgeritten war? Unmöglich, er mußte sich irren, sie konnte es nicht sein! Schärfer spähte er hinüber.

Da — jetzt hob die Dasitzende langsam das Haupt und sah ihn gerade an. Und mit einem Satz war er vom Pferde und eilte auf sie zu.

Nicht nötig hatte Viktor es, ganz nahe an die Gestalt auf der Bank unter den Fichten heranzukommen, um zu erkennen, daß sie es in der Tat war, — sie, die er suchte: Klara Maiwald.

„Sie scheinen die voreilig gefaßte Idee der Abreise aufgeben zu haben! Es gefällt Ihnen doch wohl in Ehrenberg zu gut?“ kam es, sobald er vor ihr stand, mit Schärfe aus seinem Munde.

Die junge Frau richtete ihre rätselhaften Augen voll auf ihn.

„Ich könnte lügen.“ erwiderte sie, „und sagen, ich sei von einem plötzlichen Unwohlsein ergriffen worden und ich fühle mich daher zu schwach, meinen Weg fortzusetzen. Aber wozu das? Ich ziehe es vor, die Wahrheit zu reden und Ihnen zu gestehen, daß ich wußte, daß Sie kommen würden, — ja, daß ich Sie erwartete!“

„Ah, — das ist stark!“ entfuhr es ihm.

Sie lächelte wie sphinxartig.

„Inwiefern, Herr Baron? Prüfen Sie Ihr Herz: — sind Sie nicht glücklich, mich bereits hier zu treffen? Haben Sie mich nicht in der Tat gesucht? Kommen Sie nicht, um mich zurückzuholen?“

„Und wenn es so wäre?“ preßte er hervor und mit der größten Sicherheit erwiderte sie:

„Ich kenne die Natur Ihres Herrn Vaters, — ich weiß, in welchem Grade er sich an mich gewöhnt hat und daß meine Abreise ihn elend machte, — ich weiß, daß er kurz, nachdem er erfuhr, daß ich das Schloß verließ, schwer erkrankte und daß Doktor Willert, den Sie alsbald konsultierten, Ihnen erklärt hat, nur meine schleunige Rückkehr vermöge ihm die Gesundheit wiederzugeben!“

In halber Erstarrung hörte Viktor sie von Tatsachen sprechen, die er als ihr unbekannt wähen mußte.

„Woher wissen Sie das alles?“ fragte er unsicher.

„Darin liegt nichts Uebernatürliches, glauben Sie es mir!“ antwortete sie ihm mit leichtem Spott. „Man braucht eben nur — Frau zu sein!“

„Hm! Ich gebe es zu,“ stammelte er, „Papa ist gefährlich erkrankt!“

„Sagte ich Ihnen nicht, als ich ging: Hoffentlich geschieht kein Unglück? — Ich wußte, daß es so kommen würde!“

„Leider hatten Sie recht!“ grollte Viktor.

„Und was wünschen Sie nun von mir?“ fragte sie, wie völlig unberührt.

„Ich komme, um, wie sie ganz richtig sagten, Sie zurückzuholen!“ gab Viktor finster zur Antwort.

„So! Und wenn ich Ihren Herrn Vater gerettet habe, dann werden Sie mich von neuem zu vertreiben suchen?“ sprach sie mit leiser, aber scharfer Betonung einer jeden Silbe.

Viktor schwieg. Die junge Frau betrachtete ihn mit einem undefinierbaren Blick, dann erhob sie sich, ergriff ihr Päckchen und sprach kalt:

„Reiten Sie zurück, — ich folge Ihnen so schnell ich kann!“ —

Als der junge Mann nach tollem Ritt das Krankenzimmer betrat, sagte Doktor Willert nichts als:

„Haben Sie sie getroffen?“

„Ja,“ preßte Viktor hervor, „Sie hatten recht, Doktor, — sie war nicht weit von hier!“

„Bringen Sie sie?“

„Sie folgt mir auf dem Fuße!“

„Hat sie Schwierigkeiten gemacht?“

„Im Gegenteil, — sie sagte, daß Sie mich erwartete!“

Die beiden Männer sahen sich bedeutungsvoll an, ohne noch ein Wort hinzuzufügen. Sie verstanden einander. —

Eine halbe Stunde später öffnete sich die Tür. Klara Maiwald trat ein, schritt geradeswegs auf das Lager des alten Barons zu, neigte sich über ihn und flüsterte:

„Herr Baron. — kommen Sie zu sich! Ich bin wieder da. — ich, Klara!“

Und sowie der Kranke, der fast einem Sterbenden glich, ihre Stimme hörte, öffnete er, wie neubelebt, die Augen. Um den eingefallenen Mund glitt ein schattenhaftes Lächeln. Die junge Frau ergriff seine welke Rechte und tauchte ihre grossen, flammenden Augen tief in die seinen, wie um ihm neue Lebenskraft einzuflößen. Und wie magnetisches Fluidum ging gleichsam neue Kraft aus ihrem kräftigen, jugendfrischen Körper in den des Greises über.

Während sie so über ihn geneigt dastand, sprach sie wie tröstend:

„Seien Sie getrost. — künftig verlasse ich Sie nicht wieder!“

Und abermals erschien das glückliche Lächeln um den Mund des Barons. —

Viktor und der alte Arzt wohnten schweigend der seltsamen Szene bei. Als der erstere sah, wie die Bemühungen der jungen Frau von so fruchtbarem Erfolg gekrönt waren, wandte er sich und schritt hinaus, Willert folgte ihm.

Leben Sie wohl, Doktor!“ sagte der junge Mann eintönig dem Arzte die Hand reichend.

„Wollen Sie abreisen?“

„Was soll ich hier noch?“ antwortete Viktor müde. „Dieses Weib hat im Schloß die Stelle meiner Mutter eingenommen, — sie verdrängt auch mich aus dem Herzen des Vaters, so gehe ich freiwillig!“

Und er ging, mit Tränen in den Augen.

V.

Der alte Baron gesundete schnell, dank der Pflege Klara Maiwalds. Nach einigen Tagen vermochte er aufzustehen und ein wenig umherzugehen; nach einer Woche nahm er die gewohnte Lebensweise wieder auf. Aeußerlich schien alles unver-

ändert, in Wirklichkeit aber waren seine Beziehungen zu seiner Pflegerin viel intimer geworden.

Diese selbst trug das Haupt seit der Abreise Viktors viel höher und zeigte in Worten und Gebärden eine ungleich größere Sicherheit. Mochte sie bis dahin infolge des Dazwischentretens des jungen Mannes ein Mißlingen ihrer Pläne noch für möglich gehalten haben, — jetzt kannte sie die Größe ihrer Macht und wußte genau, wie weit sie hier gehen konnte.

Bisher hatte sie dem alten Herrn gegenüber einen ruhigen Ernst, eine achtungsvolle Zurückhaltung bewahrt; sie hatte selten gelächelt und nur ihre Augen sprechen lassen, deren Gewalt sie kannte. Jetzt wurde sie fröhlich. Unendlich häufig zeigte sie ihre prächtigen Zähne, deren glänzendes Weiß auf das Wirkungsvollste mit dem Rot ihrer Lippen kontrastierte. Wenn der Baron sich früher neben sie setzte und mit fast blödem Lächeln ihre Hände liebte, stand sie in der Regel auf und entfernte sich unter irgend einem Vorwande. Jetzt dagegen ließ sie ihn gewähren und duldete schweigend, daß der Greis stundenlang an ihrer Seite saß und den verliebten Seladon spielte.

Eines Tages sagte er mit kindisch-furchtsamem Lächeln:

„Klara, ich liebe Sie!“

Sie stellte sich, als ob sie ihn nicht verstände, und erwiderte heuchlerisch:

„Ich bin sehr glücklich, Herr Baron, daß Sie die Güte haben, mir gewogen zu sein. Glauben Sie, daß ich die Ehre, die Sie mir dadurch erweisen, wohl zu schätzen weiß!“

Der Greis lächelte abermals verlegen, ohne etwas darauf zu entgegnen.

Von Tag zu Tag aber wurde er verliebter in das schöne Weib, das sich über seine schüchternen Avancen innerlich nicht wenig belustigte. Wenn sie nach dem Mittagmahl am Fenster des Salons saß und eine kurze Siesta hielt, pflegte er sich auf den Fußspitzen herbeizuschleichen und sein Ideal mit verzehrenden Blicken zu betrachten, ohne zu ahnen, daß sie ihn ihrerseits zwischen halbgeschlossenen Lidern hindurch scharf beobachtete. Hielt sie es dann für angemessen, endlich zu erwachen, geschah es stets mit einer sie allerliebste kleiden- den Verschämtheit, mit der sie ausrief:

„Mein Gott, Sie, Herr Baron! Und ich habe geschlafen! Verzeihen Sie mir!“

Ihre Schönheit, die damals, als sie sich Viktor vorgestellt, infolge von Not und Entbehrungen aller Art gelitten, hatte sich hier im Schlosse des reichen Edelmannes zur vollen Blüte entwickelt, und sie war natürlich darauf bedacht, alles, was in ihren Kräften stand, zu tun, um das Verführerische, was darin lag, zu steigern und zu ihren Reizen die Koketterie hinzuzufügen. Kein Wunder, wenn dadurch die Neigung des Greises zur vollen Glut entflammt wurde, wenn er allmählich kühner ward. So näherte er sich ihr eines Tages, als sie über eine Handarbeit gebeugt, am Fenster saß, unbemerkt und drückte einen Kuß auf ihren vollen, schneeigen Nacken. Scheinbar erschreckt fuhr sie empor.

„Aber, Herr Baron, was machen Sie, — wie können Sie —?“ rief sie verschämt.

Statt der Antwort beugte er sich über sie und preßte ungeachtet ihres allerdings schwachen Sträubens stürmische Küsse auf ihren Mund, ihren Hals, die Stirn, die Augen. Anstatt aber darüber erzürnt zu sein, befreite sie sich nur von ihm und rief:

„Wie kann man nur — — Warten Sie, ich bin ganz böse!“

Natürlich begriff er nur zu wohl, daß sie ihm keineswegs zürnte.

Von der Liebe zu dem schönen jungen Weibe ergriffen, — einer wahnwitzigen, unsinnigen Liebe, — wurde er fast zum Kinde. Stundenlang saß er abends auf einer Bank im Garten und starrte hinauf nach Klaras Fenstern, glücklich, wenn hinter den Vorhängen ihre Gestalt sich zeigte. Er schmiedete Reime, er, der niemals den Pegasus bestiegen, und be-

ang seine Pflegerin. Er überreichte ihr symbolisch geordnete Sträuße und freute sich, wenn sie ihm lächelnd dankte. Er schrieb ihr glühende Liebeserklärungen, die er ihr aber nicht zu geben wagte, sondern die er wieder verbrannte. So trug er seine zugleich rührende und lächerliche Leidenschaft zur Schau.

Eines Tages fand er den Mut, ihr zu sagen:

„Klara, ich liebe Sie, Sie müssen mein sein, ganz mein!“

Begierig erfaßte sie die Gelegenheit und erwiderte indigniert:

„Wie meinen Sie das, Herr Baron? Muten Sie mir etwa zu, Ihre — Maitresse zu werden? Niemals!“

„Nein,“ stammelte der Greis, „mein Weib, mein geliebtes Weib!“

Sie hüllte ihn mit einem jener Blicke ein, durch welche sie ihn zu ihrem Geschöpf, zu ihrem willenlosen Sklaven gemacht hatte, und sagte mit dem Sphinxlächeln der Frauen, deren Herz unbekannte Abgründe verbirgt:

„Ihre Frau? Ich? Sie spotten, Herr Baron!“

„Klara, ich liebe Sie!“

Sie suchte sich aus seinen Armen zu befreien, allein diesmal war er stärker, weil sie es so wollte. Er preßte sie wild an sich und überschüttete sie mit seinen Küssen.

„Herr Baron,“ flüsterte sie halb atemlos, „überlegen Sie ein wenig, was Sie sagen! Ich Ihre Frau? Es ist Torheit, auch nur daran zu denken!“

Mit der Hartnäckigkeit eines Kindes aber wiederholte er: „Klara, ich liebe Sie! Wenn Sie nicht meine Geliebte sein wollen, müssen Sie meine Frau werden!“

„Unmöglich, Herr Baron!“

„Weshalb unmöglich? Sind Sie nicht Witwe, sind Sie nicht frei?“

„Gewiß bin ich Witwe und frei!“

„Nun, also, — wo läge dann also ein Hindernis vor? Sagen Sie es mir!“

„Ein Hindernis, Herr Baron? Ich sehe nichts als solche! So zum Beispiel Ihr Sohn, der mich nicht leiden kann! Nimmer wird er diese Heirat zu stande kommen lassen!“

Der Greis brach in ein schallendes Gelächter aus.

„Seit wann bedürfen die Väter, wenn sie sich wiederverheiraten wollen, der Einwilligung ihrer Söhne?“ rief er.

„Es hieße, ihn für immer von sich zu entfernen, und davor werden Sie zurückschrecken!“ sagte sie arglistig.

„Unsinn, — mein Sohn hat mich freiwillig verlassen. Anstatt in meine Fußstapfen zu treten und sich der Bewirtschaftung der Güter zu widmen, folgte er seiner Neigung und wurde Diplomat. Mithin brauche ich keine Rücksicht auf ihn zu nehmen!“

„Wenn nicht auf ihn, so doch auf die Meinung der Welt! Sie haben einen alten, berühmten Namen, eine hohe Stellung, ein Vermögen! Dies alles legt Ihnen Verpflichtungen auf!“

„Haha, die Meinung der Welt! Was frage ich danach! In meinem Alter, bei meinen Charakteranlagen! Wenn ich das Glück habe, ein edles, uneigennütziges Geschöpf an mich zu fesseln! Ich setze den Fall, — ich folgte törichtem Erwägungen, ich nähme auf mir gleichgültige Menschen Rücksicht und verlöre Sie, — was könnte mich über diesen Verlust trösten? Nichts! Ich wundere mich, daß Ihre grenzenlose Bescheidenheit Sie so skrupulös macht!“

„Für mich fürchte ich nichts!“ lispelte die junge Frau elegisch.

„Und für mich haben Sie auch nichts zu fürchten! Sind Sie nun mit Ihren Einwendungen zu Ende?“

„Leider nein, Herr Baron!“

„Dann sprechen Sie, Klara, sprechen Sie!“

(Fortsetzung folgt.)

— Der Staatspräsident unterzeichnete gestern das Dekret, durch welches die Ortschaft Santa Rosa bei S. Simão unter dem Namen Ibiquera zum Munizip erhoben wird.

— Einem Tauschblatt aus Rio entnehmen wir folgende Betrachtungen, die vielleicht manchen von unseren Lesern, die sich auch schon über Zollschereereien geärgert haben, einen kleinen Trost gewähren: „Wir beklagen uns immer über unsere unerschwinglich hohen Einfuhrzölle und über die von den Zollwächtern oft mit allen Chikanen ausgeübte Untersuchung unseres Reisegepäcks, wenn wir aus dem Auslande kommen. Nichts gibt indessen den Menschen ein solch intensives Glücksgefühl, als einen Mitmenschen zu sehen, der noch mehr in der Patsche sitzt. Wir wollen unsern Lesern heute dieses Glücksgefühl verschaffen, wir möchten, daß sich unsere Leser beim Durchlaufen dieser Zeilen wenigstens vergleichsweise glücklich fühlen. Was die Wachsamkeit bei der Erhebung der Einfuhrzölle anbetrifft, so gibt es heutzutage kein Volk, daß es darin weiter gebracht hätte als die Nordamerikaner. Noch in letzter Zeit erhob sich ihre schon sehr große Gerissenheit zu wahrhaft phantastischen Dimensionen und die ergriffenen drakonischen Maßregeln zeitigten unerhörte Resultate. Diese Erfolge waren so groß und so zahlreich, daß die amerikanischen Zollbehörden keinen Anstand nahmen, die Schmutzgelei für tatsächlich ausgerottet zu erklären. Nur allein in New York gingen im Monat September dieses Jahres über 1000 Contos in unserem Gelde an Zöllen ein, die von Passagieren für die in ihrem Handgepäck mitgebrachten Gegenstände bezahlt wurden! Da muß man annehmen, daß die eleganten Herren und Damen mit Koffern voller europäischer Kostbarkeiten ankommen. Das ist auch der Fall. Werfen wir einmal einen eiligen, indiskreten Blick auf das Gepäck der Frau William K. Vanderbilt, der Gemahlin des bekannten Geldkönigs. Ein Journalist veröffentlichte der Merkwürdigkeit halber eine Liste ihrer Gepäckstücke. Frau Vanderbilt reiste allerdings mit zwei Töchtern, aber die Damen füllten auch mit den Sachen für den „dringenden Bedarf“ 45 Koffer und Hutschachteln! Frau Vanderbilt durfte denn auch gegen 100 Contos an Zollgebühren abladen. Dabei verzollte sie noch nicht einmal ihre auf 600 Contos geschätzten Schmucksachen, da sie dieselben schon früher verzollt hatte. Natürlich weckte dieses Vorgehen der amerikanischen Zollbehörden in vielen Leuten den Wunsch, dem Fiskus ein Schnippchen zu schlagen, aber die Geldstrafen, die jedem drohen, der so etwas wagt, sind hoch genug, um jeden Reisenden zu zweimaligem, reiflichen Ueberlegen zu veranlassen, ehe er's wagt. Und es ist so schwer, damit durchzukommen, ja, es ist hundert gegen eins zu wetten, daß man „hineinfällt“. Tollkühne gibt es ja nun zwar überall, besonders unter den smarten Yankees, aber das Auge des Gesetzes wacht. So war Mrs. Mac Kenna aus Chicago auf den genialen Gedanken gekommen, sich Firmenmarken amerikanischer Schneidateliers mitzunehmen, die sie in Paris in ihre neuen Toiletten einnähen ließ, es half nichts, die Zollbehörde kam dahinter, und die allzuschlaue Dame mußte 3 Contos Zoll und weitere 3 Contos Geldstrafe bezahlen, wenn sie anders ihre „teuren“ Kleider aus dem Zoll haben wollte. Aehnliche Scherze, die sie sich mit der Zollbehörde erlaubte, kosteten Mrs. Adriance 50 Contos, und Frau Morgenthau mußte aus gleichen Gründen sogar 85 Contos opfern. Wenn man davon liest, ist man mit unsern Zollwächtern sofort ausgesöhnt, die im Vergleich zu ihren nordamerikanischen Kollegen wahre Waisenknaben sind, freundliche, väterlich gutdenkende Menschen! Wir haben die Manie, uns über alles zu beklagen, über den Regen, über den Sonnenschein, sogar über unsere gute Zollbehörde! Wir sind nichts als eine Rotte von Undankbaren!

— Der Zollinspektor von Santos teilte dem Ackerbausekretariat mit, daß zur Fabrikation künstlichen Düngers bestimmte

Chemikalien Zollfreiheit genießen kraft des Gesetzes No. 2210 vom 28. Dezember 1909.

— Die Regierung wird das Gelände zwischen den Straßen Barão de Jaguará und Mooca enteignen behufs Verlängerung des Tamanduatehykanals.

— In der letztvergangenen Woche verstarben in der Hauptstadt 179 Personen, darunter 142 Brasilianer und 36 Ausländer, eine Person war unbekannter Nationalität. 99 von den Verstorbenen waren unter 2 Jahre alt, 95 waren männlichen und 84 weiblichen Geschlechts. Im gleichen Zeitraum verheirateten sich 56 Paare und wurden 223 Kinder geboren.

— Der Polizeikommissar von Sant' Anna in Begleitung mehrerer Polizeiagenten verhaftete vorgestern in Bairro do Limão den berüchtigten Radauhelden und Unruhestifter Benedicto Augusto de Oliveira, der früher der Schrecken der Bewohner des Sant' Annaviertels war und gegen den bereits seit Januar dieses Jahres eine Untersuchung wegen Mordversuches schwebt. Benedicto war mit einem Gewehr bewaffnet und widersetzte sich seiner Verhaftung, so daß er von einem der Agenten mit einem Stockhieb über den Kopf unschädlich gemacht werden mußte, der ihm übrigens keinen ernstlichen Schaden zugefügt hat.

— Der italienische Weber L. Nardi hatte gestern abend gegen 9 Uhr, als er durch die Rua dos Alpes ging, wegen Râmihenangelegenheiten einen Streit mit seiner Landsmännin Rosa Benando und einem ihrer Söhne. Im Verlaufe des Streites versetzte Nardi der Frau einen Stoß, worauf ein anderer Sohn Rosas ein Rasiermesser zog und Nardi einen Schnitt in die linke Halsseite versetzte, worauf er das Weite suchte. Nardis Wunde blutete stark, erwies sich aber bei der auf der Polizeizentrale vorgenommenen Untersuchung als ungefährlich. Trotzdem kam Nardi ins Krankenhaus.

— Virgilio Fulgone, den die Polizei unter dem Verdachte, der Mörder des Polizisten Masanelli zu sein, verhaftet hatte, wurde gestern wieder auf freien Fuß gesetzt, da der zuständige Richter die von der Polizei angeführten Schuldbeweise nicht für genügend hielt.

— Der Staatspräsident unterzeichnete gestern u. a. die Dekrete, durch welche ein Kredit von 40 Contos für Verbesserungen, die in der Ackerbauschule Luiz de Queiroz in Piracicaba vorzunehmen sind, und von 50 Contos für verschiedene Ausgaben, die für die zootechnische Zentralstation in der Mooca nötig sind, gewährt wird. Auch für industrielle und landwirtschaftliche Vorführungen und Ausstellungen usw. wurden 60 Contos ausgeworfen.

— Der Ackerbausekretär gab sein Gutachten über die von der Firma Marcondes & Comp. vom Staatskongreß erbetenen Vergünstigungen zur Errichtung einer Seidenweberei in beforwortendem Sinne ab.

— Einen originellen Vorschlag machte auf dem in Campinas tagenden landwirtschaftlichen Kongreß Herr Manuel Raymundo Dutra aus S. João da Boa Vista. Er schlug nämlich allen Ernstes vor, mit den aus der Kaffeevalorisation erzielten Ueberschüssen (vorläufig haben wir sie noch nicht) die — Bockgesellschaft von Santos auszukaufen. Jedenfalls hat sich Herr Dutra, wie andere Leute auch, schon schwer über die „Docas de Santos“ geärgert. Vielleicht reicht es, um auch die nicht minder beliebte „City of Santos Improvements Company“ mitzunehmen.

— Dem „Correio da Manhã“ entnehmen wir folgende Notiz: „Man ist verwundert über die außerordentliche Langsamkeit, mit der die Arbeiten an der Goyaz-Eisenbahn von Aragarv aus betrieben werden. Vor einem Jahre wurden die Arbeiten begonnen und bis jetzt sind erst 14 Kilometer fertig. Von manchen Einwohnern des Landes werden die schwersten Vorwürfe gegen Herrn Leopoldo de Bulões erhoben, der seinen guten Freunden die Bauausführung verschaffte. Wenn das so weiter geht, wird Goyaz, dessen Hauptstadt ungefähr 600 Kilometer von der letzten Station der Mogyana entfernt ist, so-

bald noch keine Eisenbahnverbindung bekommen. Es ist die Pflicht des Generalunternehmers, der, wie wir hören, schon große Summen als Vorschuß empfangen hat, die Arbeiten besser zu organisieren und schneller zu fördern. Wir bitten den Verkehrsminister, seine Aufmerksamkeit auf diese Mißstände zu richten.“

— Die Herren Bluhm und Lesing, Direktoren des „Deutschen Theaters in Südamerika“, teilen uns mit, daß das Ergebnis der ersten Saison des neuen Unternehmens so erfreulich war, daß in der kommenden Spielzeit mit erheblich größeren Mitteln gearbeitet werden kann. Im Gegensatz zum Vorjahre steth angesichts des errungenen Erfolges der Direktion ein so großes Angebot von vorzüglichen Darstellern zur Verfügung, daß sich das Ensemble in jeder Beziehung verbessern dürfte. Wir freuen uns, unseren Lesern diese gewiß höchst angenehme Mitteilung machen zu können.

— Vor genau 6 Monaten, am 21. Juni dieses Jahres, erschloß der Ziegelstreicher João Pecchi einen Angestellten namens Castellani der Ziegelei, dessen Besitzer Fabio Grazzini ist, wegen einer Lohnforderung im Betrage von 30 Milreis, obgleich ihm dieser versprochen hatte, ihm am nächsten Tage das Geld zu geben. Der Mörder war nach der Tat unter Hinterlassung seiner Habseligkeiten spurlos verschwunden. Jetzt wurde er nun auf dem Gute des Herrn Virgilio de Aguiar bei Jahu entdeckt, wo er in Arbeit stand. Zwei Polizeiagenten verhafteten ihn daselbst vorgestern abend. Gestern wurde er zur Verfügung des Richters hie eingeliert.

— Vorigen Montag wollte sich der Ziegelarbeiter Loretto Menotti, der in einer Ziegelei in der Penha arbeitet, im Tieté waschen, verlor dabei das Gleichgewicht und ertrank. Gestern wurde sein Leichnam aufgefunden und geborgen.

— Die Firmen Weiszflog Irmãos und H. Rosenhain hatten die Liebenswürdigkeit, uns Kalender für das Jahr 1911 zuzusenden, die erstgenannte Firma einen Abreißkalender, die zweite außerdem auch einen Monatskalender. Wir danken verbindlichst für die Uebersendung der mit bekannter Exaktheit ausgeführten Kalender.

— Die äußeren Beleuchtungseinrichtungen des neuen Municipaltheaters können nun doch nicht am 24. d. M. eingeweiht werden, wie geplant war, da einige notwendige Bestandteile aus Europa noch nicht eingetroffen sind.

— Herr Dr. Luiz Misson hat gestern im Schlachtviehhof das dort vorhandene Vieh untersucht, wobei sich herausstellte, daß das Gerücht, unter dem Vieh seien einige mit Maul- und Klauenseuche behaftete Rinder, jeder Begründung entbehrt. Heute wird der genannte Herr auch das in Juquery befindliche Vieh untersuchen.

— Heute findet im Konservatorium der Musik das Konzert der talentvollen Geigenkünstlerin Paulina d'Ambros unter Mitwirkung verschiedener Künstler und Musikliebhaber statt.

— Der Prälekt erteilte der Firma Goldschmidt & Co. die Erlaubnis zur Anlage seines zoologischen Gartens im Vorort Pinheiros.

Munizipien.

Campinas. Die Neue Deutsche Schule begeht morgen, Freitag, um 7 Uhr abends in der Concordia ihre Weihnachtsfeier. Zur Aufführung gelangt das Kinderfestspiel „Kinderleben im Winter“, Dichtung von M. Roßberg, Musik von Oskar Wermann, das aus 10 Chören und ebensovielen Deklamationen besteht. Die Schule lädt nicht nur die Eltern der Schüler, sondern auch alle anderen Freunde der Schulsache zur Teilnahme ein. Für die uns übermittelte Einladung danken wir verbindlich.

Bundeshauptstadt.

— Wie erinnerlich, wurde vor etlichen Monaten bei seiner Ankunft in Rio der Portugiese Diogo Ramirez verhaftet, der sich an Bord einem Polizeiagenten gegenüber der Beteiligung an dem Lissaboner Königsmord gerühmt hatte. Er wurde an Portugal ausgeliefert, nach Proklamierung der Republik aber wieder in Freiheit gesetzt, angeblich, weil die Beschuldigung jeder Begründung entbehrte, in Wirklichkeit aber, weil die Republikaner den Vollstrecker ihres Auftrages nicht verfolgen konnten. Gestern nun ist Diogo Ramirez wieder hier eingetroffen. Ob man ihn drüben abgeschoben hat oder ob er selbst es vorsichtiger fand, trotz Republik und Freilassung nicht in Portugal zu bleiben, steht dahin.

— In der Medizinischen Fakultät hat der latente Zwist, den die einem Teil der Lehrer und Studenten mißliebige Persönlichkeit des Direktors Dr. Hilario de Gouvêa verursacht hat, zu einem neuen Ausbruch geführt. Die Professoren Miguel Pereira und Augusto Brandão weigerten sich, an den Prüfungen teilzunehmen, weil der Direktor eine größere Anzahl von Studenten zur Prüfung einberufen hatte, als ihnen paßte. Herr Hilario de Gouvêa bildete darauf eine neue Prüfungskommission, mit dem Erfolge, daß nunmehr die Herren Examinanden ihr Erscheinen verweigerten. — Lateinische Anarchie, wie Herr Paulo Pestana sagt.

— Da der Oberst Pantaleão Telles, der Held von Manaus, es nicht für nötig hielt, vor dem zur Untersuchung seiner Heldentaten eingesetzten militärischen Untersuchungsgericht zu erscheinen, erhielt der Oberst Americo Almada den Auftrag, ihn persönlich zu zitieren. — Vor einiger Zeit ging die Nachricht durch die Blätter, der Oberst Pantaleão Telles und seine Mitschuldigen seien verhaftet worden. Entweder war das eine Ente, oder man hat die Herren wieder laufen lassen.

— Montag wurde dem Präsidenten der Republik das ihm vom Präsidenten Fallières zum Geschenk gemachte Reitpferd übergeben, welches er während seines letzten Besuches in Frankreich bei den großen französischen Manövern geritten hatte. Der Marschall bezahlte den Einfuhrzoll für das Pferd aus seiner Tasche. (Dadurch unterscheidet er sich sehr zu seinem Vortheil von gewissen Politikern, die ihre Stellung dazu benutzen, um von ihren häufigen Vergnügungspardon Studienreisen nach Paris ganze Ladungen von Modewaren etc. mitbringen und zollfrei einzuführen.) Der französische Militärattaché, Hauptmann Salats, begab sich in den Cattetepalast, um den Präsidenten offiziell von der Ankunft des Geschenkes zu unterrichten. Das Pferd ist ein kräftiger Fuchs.

— Die Aktiengesellschaft Companhia Comercio e Navegação lud die Kongreßmitglieder zu einer Besichtigung ihres Docks ein, des größten in Brasilien vorhandenen Privatdocks. Die Anlage hat 166 m Länge, 30½ m lichte Weite, 11½ m Tiefe und 22½ m Toröffnung. Zum Auspumpen dienen zwei mechanische Pumpen von 700 Pferdekräften.

— Der Kriegsminister, der dieser Tage erkrankt war, befindet sich bereits auf dem Wege der Besserung.

— Wegen seines Widerstandes gegen den Direktor der Medizinischen Hochschule, Dr. Hilario de Gouvêa, wurde der Hilfsprofessor Dr. Chagas Leite aus seinem Amte entlassen. Die Regierung will also wirklich mit der Anarchie aufräumen. Das war ja schon in der Ernennung des neuen Direktors zum Ausdruck gekommen, der als ein Mann bekannt ist, dem die Notwendigkeit festen Zugreifens nicht schreckhaft erscheint. Man darf auch nicht etwa annehmen, daß Dr. Hilario mit dem ganzen Lehrkörper in offener Fehde läge. Ganz und gar nicht! Die Mehrzahl der Professoren unterstützt sein Vorgehen durchaus, und nur diejenigen, denen die von dem neuen Direktor geforderte strikte Durchführung des Unterrichtsgesetzes lästig ist, die bislang gewohnt waren, ihre Dozentenpflichten zu vernachlässigen, um Sprechstunden abzuhalten, suchen die Kol-

legen, die Studenten und die öffentliche Meinung gegen Dr. Hilario aufzuhetzen. Es steht mit Sicherheit zu erwarten, daß Maßnahmen wie die gemeldete Entlassung bald endgültig Ruhe schaffen werden.

— Zu Ehren des italienischen Deputierten Pedro Castellino veranstaltet heute der Baron von Rio Branco ein Frühstück im Itamaraty-Palast, zu dem auch der italienische Gesandte eine Reihe bekannter Aerzte geladen sind. — Hoffen wir, Herr Castellino nicht trotz allem in die Fußstapfen seines Kollegen Pantano tritt!

— Nach Petropolis soll eine Fahrstraße gebaut werden, eine Nachricht, die besonders den Automobilfreunden willkommen sein wird. Heute begibt sich der Ingenieur Floresta da Miranda nach der Nachbarstadt, um die Leitung der Vorstudien zu übernehmen.

— „Lateinische Anarchie“ überall! Das Gebäude der Deputiertenkammer soll für die Deputierten da sein, die Galerien und ihre Zugänge natürlich ausgenommen. Aber in Wirklichkeit ist das ganze Haus von Söhnen, Onkeln, Vettern und Freunden der Deputierten sowie von Stellenjägern überschwemmt, die bei den Volksvertretern ein Empfehlungsschreiben an irgend einen Minister ergattern wollen. Die Zudringlichkeit der Personen, die eigentlich im Hause nichts zu suchen haben, wurde schließlich so unerhört, daß das Präsidium der Kammer Befehl gab, niemanden mehr in die den Sitzungssaal umgebenden Wandelgänge zuzulassen, der nichts im Gebäude zu suchen habe. Aber da kam das Präsidium schön an. Gestern wollte ein Leutnant einen Deputierten aufsuchen. Als der Diener ihn von dem Verbot in Kenntnis setzte, geriet der Offizier in Wut, überschüttete den armen Beamten mit einer Flut von Schimpfworten und erbrach schließlich gewaltsam die Tür, wobei er die Türverglasung einschlug. Der Sohn eines Deputierten, der ebenfalls nicht zugelassen werden sollte, schloß sich dem Beispiel des Vaterlandsverteidigers an, verursachte einen großen Skandal und drohte den Diener zu verprügeln. Angesichts dieser Vorgänge muß man einerseits hoffen, daß das Präsidium fest bleibt, andererseits, daß der Kriegsminister den uniformierten Rowdy, der Deputierte den Herrn Sohn recht nachhaltig über gute Sitten und Achtung vor den Gesetzen unterrichtet.

— Am Sonntag gedenkt Herr Schultze auf dem Gelände des Jockey-Clubs seinen ersten Aeroplan-Aufstieg zu unternehmen. Der Bundespräsident beabsichtigt bei dem Aufstieg zugegen zu sein.

— Die Deputiertenkammer genehmigte gestern das Budget des Landwirtschaftsministeriums und 132 von den 267 Zusatzanträgen, die zu dem Budget des Verkehrsministeriums eingebracht wurden. Beim Antrag 133 mußte die Gesetzgebungsmaschine stoppen, da die Mehrzahl der Deputierten entsetzt die Flucht ergriffen hatte.

Aus den Bundesstaaten.

Rio Grande do Sul. Die Stauer des Hafens Rio Grande erklärten sich in Ausstand.

— Aus Caçapava wird über große Trockenheit geklagt, durch die die Landwirtschaft schweren Schaden erleidet. Auch die Heuschreckenplage tritt wieder auf und, um das Unglück voll zu machen, ist die Maul- und Klauenseuche unter den Viehbeständen ausgebrochen.

Minas. Am 1. Weihnachtsfeiertage wird die große eiserne Brücke eingeweiht, die die Staatsregierung im Munizip Bello Horizonte über den Rio Pomba erbauen ließ.

Telegramme der Woche.

Deutschland.

— Ueber Berlin wird gemeldet, daß der deutsche Kronprinz in Bombay ankam.

— Im Reichstage sagte gestern Fürst Hatzfeldt, in England sei man sehr wenig erbaut von der Durchführung des deutschen Flottenprogramms. Der Redner hofft jedoch, daß sich England mit dem Gedanken an eine starke deutsche Flotte aussöhnen werde. Er schloß mit der Behauptung, ein gegenseitiges Uebereinkommen betreffs der Abrüstung sei aussichtslos.

— Der Reichstag verwies das Heeresbudget wieder an die betreffende Kommission zurück und verschob die Debatte darüber auf den 10. Januar 1911.

— Die „Vossische Zeitung“ läßt sich aus Bern melden, daß die schweizerische Regierung entschlossen ist, einen Versuch mit dem Import argentinischen Fleisches zu machen.

— Im Kieler Hafen stießen gestern die Panzerschiffe „Elsaß“ und „Schwaben“ zusammen, wobei letzteres Schiff schwere, ersteres nur geringe Beschädigungen davontrug.

— In Berlin erregte die Nachricht von der in Wien erfolgten Verhaftung des Grafen Giskert Wolff-Metternich, die man mit von ihm ausgeführten Finanzoperationen in Verbindung bringt, das größte Aufsehen.

— Der Kaiser hat im „Gothaer Hofkalender“ für 1911 seinen Titel eines Inhabers des 4. portugiesischen Infanterieregiments streichen lassen.

— Der Bundesrat genehmigte eine Regierungsvorlage, die nun dem Reichstage vorgelegt werden wird und die dem Reichslande Elsaß-Lothringen eine eigene Verfassung und ein neues Wahlgesetz gibt. Der Kaiser fährt fort, die Exekutivgewalt zu vertreten und behält das Recht, den Statthalter zu ernennen. Die Ernennung des Statthalters wird vom Reichskanzler gegengezeichnet, so daß dieser also Beamter des Reiches, nicht des Landes bleibt. Das Verhältnis des Reichslandes zum Reich bleibt also dasselbe, nur wird seine Autonomie in Bezug auf die Landesgesetzgebung sehr erweitert, der gesetzgebende Körper wird aus zwei Häusern bestehen. Die erste Kammer wird aus 36 Mitgliedern bestehen, von denen 18 gewählt und die übrigen 18 vom Kaiser im Einverständnis mit dem Bundesrat ernannt werden. Die zweite Kammer wird 60 Mitglieder haben, die auf Grund des direkten, allgemeinen und geheimen Wahlrechtes gewählt werden. Das passive Wahlrecht wird sehr ausgedehnt sein.

— Man sagt, der Vatikan verlange vom Prinzen Max, dem Bruder des Königs von Sachsen, der bekanntlich katholischer Priester ist, daß er entweder mehrere von ihm getane Aeusserungen, die als kirchenfeindlich angesehen werden, zurücknehme oder einen Lehrstuhl an der katholischen Fakultät in Freiburg in der Schweiz aufbe.

— Die „Badische Anilin- und Sodafabrik“, eine der größten chemischen Fabriken der Welt, gewährte ihren Arbeitern den Neunstundentag bei Weiterbezug der Löhne, die sie bis jetzt bei zehnstündiger Arbeitszeit erhielten.

— Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ sagt, daß die englische Regierung die Schadenersatzansprüche der deutschen Untertanen, die im Burenkriege geschädigt wurden, nicht anerkennt. Nur in einigen speziellen Fällen nimmt es den Vorschlag an, die Ansprüche dem Haager Schiedsgericht zu unterbreiten. Die deutsche Regierung wird versuchen, die englische zur Aenderung ihres Entschlusses in dieser Angelegenheit zu veranlassen.

— Der letzte Reichsbankausweis zeigt eine mehr oder weniger beträchtliche Erhöhung fast aller Posten, nämlich: Metallbestand 11 Millionen Mark, diskontierte Wechsel 11 Millionen Mark, Lombarddarlehen 18 Millionen Mark, nur der Notenumlauf nahm um 13 Millionen Mark ab.

— Die „Vossische Zeitung“ meldet, daß die den Verkehr zwischen Europa und dem La Plata vermittelnden Schiffahrtsgesellschaften die Frachten von Januar kommenden Jahres ab erhöhen wollen.

— Vorgestern verstarb in Meran in Tyrol der Gründer des

berühmten populär-astronomischen Instituts „Urania“ in Berlin, Professor Meyer, der „Urania-Mayer“, wie er in Berlin genannt wurde.

— Von Fischern wurde in der Nordsee der Leichnam des Leutnants Lange, des Führers des lenkbaren Luftschiffs „Saar“, aufgefunden.

— Wie man hört, wird der Staatssekretär des Aeußern, Herr von Kiderlen-Waechter, einen Urlaub von zwei Wochen dazu benutzen, sich an den Höfen von München und Stuttgart vorzustellen.

— Der Landtag von Sachsen-Koburg beschloß mit großer Stimmenmehrheit, von der Regierung die Oeffnung der Grenzen für den Import ausländischen Fleisches zu verlangen, um der immer wachsenden Teuerung zu steuern.

— Das „Berliner Tageblatt“ behauptet, Prinz Max von Sachsen werde seine von der katholischen Kirche beanstandeten Schriften widerrufen.

— Der Prinzregent Luitpold von Bayern zeichnete 25.000 Mark für die von Leutnant Filchner geplante Südpolexpedition.

— Die Zeitungen sagen, daß die Abordnung deutscher Offiziere, die als Instrukteure nach Brasilien gehen werden, aus einem General, einem Generalstabsmajor, sieben Hauptleuten und 12 Leutnants der drei Waffen bestehen wird. Es sollen sich bereits 150 Offiziere gemeldet haben. Die Instrukteure treten aus dem deutschen Heere aus, doch haben sie Anspruch darauf, nach drei Jahren wieder eingestellt zu werden. — Es war also eine Erfindung, was man vor ungefähr einem Monat oder länger von der bereits erfolgten Abreise der deutschen Offiziere fabelte.

— Zar Nikolaus II. verlieh dem russischen Botschafter in Berlin einen hohen Orden wegen seiner Verdienste um die „Erhaltung und Befestigung der traditionellen Freundschaft zwischen Deutschland und Rußland“. — Das ist wohl das Gegengewicht zu der Liebeserklärung, die Iswolski, der bisherige Minister des Aeußern und jetzige Botschafter in Paris, an Frankreich richtete.

— Vor dem Reichsgericht in Leipzig begann der Prozeß gegen die englischen Spione Trench und Brandon. (Ihre schon einmal gemeldete Verurteilung war also eine Unwahrheit). Bei dem Verhör sagten sie aus, sie hätten wohl gewußt, daß sie eine strafbare Handlung begingen, hätten aber doch ihre Absicht, sich der militärischen Geheimnisse Deutschlands zu bemächtigen, nicht fahren lassen.

— Der Prinzregent von Bayern zeichnete 200.000 Mark für die Pensionskasse für Kriegsveteranen.

— Die Hamburger Handelskammer sucht nach Auskunftsmitteln, um die von den Schiffahrtsgesellschaften beabsichtigte Erhöhung der Seefrachten nach Südamerika zu vermeiden, die dem deutschen Handel großen Schaden zufügen würde.

— Ein Geber, der ungenannt zu bleiben wünscht, spendete eine halbe Million Mark, um die deutsche Abteilung bei der nordamerikanischen Columbia-Universität weiter auszugestalten und um die schon bestehenden freundschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten zu fördern.

— Der deutsche Gesandte in Schweden, Graf Pückler, erbat krankheitshalber seinen Abschied.

— Im hohen Alter von 80 Jahren verstarb gestern in Berlin der frühere, in ganz Deutschland wohlbekannte Theaterunternehmer Angelo Neumann, der sich in den Jahren 1880 bis 1890 sehr um die Verbreitung der Opern Wagners bemüht und verdient gemacht hat.

— An einer Herzkrankheit starb der Major Dominik, einer der hervorragendsten Offiziere der Schutztruppe, dessen Name mit der Geschichte der Kolonie Kamerun eng verknüpft ist.

— Die „Tägliche Rundschau“ bespricht in einem Artikel die Flottenmeuterei in Rio und drückt die Hoffnung aus, daß der Geist des Aufruhrs entgültig aus der Flotte verschwin-

den möge, deren Bestand Deutschland wünsche als Gegengewicht gegen die Vorherrschaftsgelüste der Vereinigten Staaten. Die „Hamburger Nachrichten“ meinen, daß ähnliche Vorkommnisse auch in anderen Kriegsmarinen nicht ausgeschlossen sind, in denen noch die Prügelstrafe herrscht.

— Die Londoner „Morning Post“ läßt sich aus Washington telegraphieren, daß wegen der Kalifrage ein Zollkrieg zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten drohe. — Da ist wohl der Wunsch der Vater des Gedankens.

Oesterreich-Ungarn.

— Zwischen den Kabinetten von Wien und Budapest herrscht Uneinigkeit wegen des Imports argentinischen Fleisches.

— Zum ersten Male wird der Erzherzog-Thronfolger Franz Ferdinand in Stellvertretung des Kaisers die Sitzungen des ungarischen Reichstages in Budapest eröffnen.

Schweiz.

— Die Herren M. E. Ruchet und L. Forrer wurden für das Jahr 1911 zum Präsidenten und Vizepräsidenten gewählt. Herr Ruchet war in diesem Jahre Departementschef des Innern und Herr Forrer der Eisenbahnen.

Frankreich.

— Im Kriegshafen Lorient soll der Typhus mit großer Heftigkeit unter der Besatzung der Kriegsschiffe ausgebrochen sein.

— Der Flieger Legagneux machte vorgestern einen sehr gut gelungenen Flug. Er legte in 4 Stunden und 30 Minuten 392 km zurück und landete dann nur darum, weil ihm der Brennstoff ausgegangen war.

— Die Finanzmitarbeiter der Pariser Zeitungen sind über die Widerstandsfähigkeit der brasilianischen Titel verwundert, die zwar infolge der zweiten Meuterei in Rio um einen Punkt sanken, aber sofort ihre frühere Notierung wieder erreichten, ohne daß viele von ihnen auf den Markt gekommen wären.

— Auf der Station Beauvais fuhr ein Zug so heftig gegen einen Prellbock, daß die Wagen stark beschädigt und nicht weniger als 60 Passagiere verletzt wurden.

— Ueber Marseille und Umgebung ging ein Wolkenbruch nieder, der großen Schaden anrichtete, besonders wurden die Eisenbahnlinien stark mitgenommen.

— Aus Brest wird telegraphiert, daß der deutsche Dampfer „Swakopmund“ sich auf hoher See in großer Gefahr befindet, da er das Steuer verloren hat. Die Seebehörden schickten ihm Hilfe.

— In der Umgebung von Brest überfielen gestern 7 nordamerikanische Matrosen ein Automobil, in dem zwei Damen saßen. Sie raubten 200 Francs, jedoch gelang es, 3 der Straßenräuber dingfest zu machen. — Man sieht, daß andere Söldnermarinen dasselbe Gesindel haben, wie wir.

— Die nordamerikanischen Matrosen scheinen nett zu hausen. Eine Menge von ihnen, die von Cherbourg nach Paris fahren, brachten mitten auf der Strecke mittels des Notsignals den Zug zum Stehen und fingen an, mit mörderlichem Geschrei vor der Lokomotive herumzutanzten. Ihre Offiziere brachten sie nur mit vieler Mühe dazu, den Zug wieder zu besteigen, der mit großer Verspätung in Paris ankam. Nun, man ist ja gewohnt, daß die Herren Yankees wie die Wilden hausen, wenn sie einmal losgelassen werden.

— In der Nähe des Hafens Lorient wurden eine Menge Schiffstrümmer ans Land gespült. Man fürchtet, daß ein grosser Dampfer den letzten Stürmen zum Opfer gefallen ist.

— Der russische Militärattaché Oberst Tinoff wurde beim Absteigen von einem Straßenbahnwagen von einem Automobil überfahren und schwer verwundet.

— In Cherbourg rannte der deutsche Schnelldampfer „Kaiserin Augusta Viktoria“ gegen die neue Kaimauer. Sowohl das Schiff wie die Mauer wurden beschädigt.

— Die Deputiertenkammer nahm mit 445 gegen 65 Stimmen einen Antrag an, der auf die mechanischen Taschenfeuer-

zeuge einen hohen Zoll legt. (In Frankreich besteht das Streichholzmonopol, die Streichhölzer sind daher sehr teuer. Nun wird ihnen von den Taschenfeuerzeugen Konkurrenz gemacht, wodurch die Regierung in ihren Einnahmen geschädigt wird.)

— In Paris wurde der Journalist Reichmann verhaftet, der Korrespondent mehrerer Bukarester Blätter ist. Er soll an dem im Dezember vorigen Jahres gegen den damaligen rumänischen Ministerpräsidenten Bratianu verübten Attentat beteiligt gewesen sein.

— Wegen des schlecht funktionierenden Eisenbahndienstes wurden in Rouen mehrere Baumwollspinnereien geschlossen. (Das ist nicht das erste Mal, daß man von derartigen Klagen hört. Vielleicht liegt die Ursache allerdings an den Zerstörungen, die die fortgesetzten Ueberschwemmungen angerichtet haben.)

— In Chantes stürzte der Flieger Foie aus großer Höhe ab. Er brach einen Arm, der Apparat wurde gänzlich unbrauchbar gemacht.

— An Bord des in Toulon liegenden Panzers „Massena“ trat unter der Besatzung die Genickstarre epidemisch auf und forderte bereits viele Opfer.

— Der „Matin“ erhielt Telegramme aus Berlin, in denen die Abreise der deutschen Instruktionsoffiziere nach Brasilien als definitiv beschlossene Sache erklärt wird.

— Seine, Rhône und Saone steigen wieder. Die Scine erreichte 5 m 60 cm über dem Normalstand.

— Die Regierung wird die in der Gegend des Tschadsees in Zentralafrika stehenden 3 Bataillone um ein weiteres verstärken.

— Die Deputiertenkammer nahm mit 405 gegen 90 Stimmen eine Tagesordnung an, in der die Regierung aufgefordert wird, die Bitte um Wiederanstellung wegen Streiks entlassener Angestellter der Staatsbahnen mit Gerechtigkeit und Wohlwollen zu prüfen und auch bei den Eisenbahngesellschaften ihren Einfluß im gleichen Sinne zu gebrauchen.

Italien.

— In Genua verliebte sich ein gewisser Amadeu Fianoli, 38 Jahre alt, der mit der 35 jährigen Guilhermina Rozzi verheiratet und Vater des 12 jährigen Sylvano und der 8 jährigen Sophia ist, in eine verführerische Witwe von 32 Jahren, Emma Breschi, mit der er nach Buenos Aires durchbrannte. Emma hat ebenfalls eine 12 jährige Tochter, Eva, die von der verlassenen Frau Fianolis aus Mitleid aufgenommen und wie ihr eigenes Kind behandelt wurde. Nun verliebte sich Sylvano in die Pflegeschwester, verführte sie und brannte seinerseits mit ihr durch. (Wie die Alten sangen etc., der Vater mit der Mutter und der Sohn mit der Tochter.) Er schrieb auch noch einen Brief an seine Mutter, in dem er sein Verhalten damit erklärte, daß er Eva verführt habe, um seine Mutter an der Mutter Evas zu rächen. (!) — Wenn das nicht Stoff für ein modernes Ehebruchs- und Verführungsdrama gibt, so wissen wir keinen besseren.

— In Laverna, Provinz Como, erdolchte der Republikaner Sebastião Fiamenghi seinen Vetter Armando Fiamenghi wegen politischer Meinungsverschiedenheiten. Kurze Zeit darauf gab er sich aus Reue und Verzweiflung über seine Tat mit derselben Waffe den Tod.

— Der durch die Ueberschwemmungen in Italien verursachte Schaden wird auf zehn Millionen Lire berechnet. — Die Regierung beauftragte den Panzer „Roma“ und ein Torpedoboot damit, die Verbindung mit der Stadt San Remo aufrecht zu erhalten und auch den Postdienst zu versehen, bis die Eisenbahn wiederhergestellt sein wird.

— Im Senat erklärte der Minister des Aeußern, Marquis San Giuliano, er beabsichtige, den für die italienischen Schulen im Auslande, besonders in Amerika, bestimmten Unterstützungsfonds um 400.000 Lire zu erhöhen.

— Aus Mantua wird telegraphiert, daß aus dem Geldschrank der Bank von Luzzara 150.000 Lire gestohlen wurden. Die Diebe sind noch nicht entdeckt.

— Im März kommenden Jahres wird in Rom ein Kongreß der italienischen Handelskammern im Ausland zusammentreten, bei dem wichtige Fragen zur Verhandlung kommen sollen. Unter anderen haben die Handelskammern von S. Paulo, Buenos Aires und Rosario de Santa Fé zugesagt.

— Der Bürgermeister von Rom, Herr E. Nathan, steht mit der „Swift Company“ in Chicago in Verhandlung, um während des Jahres 1911 vorläufig 6000 Tonnen argentinisches gefrorenes Fleisch für den Verbrauch der Hauptstadt einzuführen. Das Fleisch soll so billig wie möglich verkauft werden. Falls sich die Sache bewährt, sollen größere Mengen eingeführt werden. Die Stadtverwaltungen von Neapel und Venedig sind ebenfalls zu Versuchen geneigt und bestellten mehrere Tonnen Fleisch.

— In Turin wurde eine Falschmünzerbande entdeckt, die in Mailand und Vercelli Verzweigungen hatte. Es wurden bereits 20 Mitglieder der Bande verhaftet.

— Eine Anzahl von Deputierten der Südprovinzen Italiens gedenkt einen Gesetzentwurf einzureichen, der nicht ohne pikanten Beigeschmack ist, jedenfalls als originell zu bezeichnen ist. Um nämlich die immerwiederkehrenden öffentlichen Skandale und die durch Eifersucht verursachten Verbrechen zu vermeiden, die ihre letzte Ursache darin haben, daß viele Ehemänner nach Amerika etc. auswandern, ihre jungen Frauen aber einstweilen in Italien lassen, soll dem künftig ein gesetzlicher Riegel vorgeschoben werden. Es soll künftig kein Mann, dessen Frau unter 50 Jahren alt ist, allein auswandern dürfen und seine schönere Hälfte den Verführungen der bösen Welt aussetzen.

— In Taranto, Provinz Lecce, war eine gewisse Carmella Portella vor einigen Tagen mit ihrem Liebhaber Vincenzo Pavono durchgebrannt. Ihr Bruder Salvador fand das Pärchen in einem Hotel auf und stellte den Verführer zur Rede. Nach einem heftigen Streite zog er dann seinen Revolver und streckte den Verführer seiner Schwester mit einem Schuß in den Kopf tot nieder.

— In Catania beabsichtigten die Studenten wieder einmal eine irredentistische Kundgebung, die von der Polizei jedoch verboten wurde. Die Studenten fügten sich jedoch nicht, sondern protestierten gegen das Verbot. Das Polizeiaufgebot, das sie zerstreuen sollte, wurde mit Revolverschüssen und Steinwürfen empfangen, wobei zwei Polizisten verwundet wurden. Nachdem die Polizei Verstärkung erhalten hatte, gelang die Verhaftung der Rädelsführer. Die Regierung befahl, die Schulen bis auf weiteren Befehl zu schließen.

— Aus Cagliari wird telegraphiert, daß vorgestern Nacht eine Räuberbande den reichen Besitzer Francisco Aretto in seinem Hause überfiel. Das Haus wurde gänzlich ausgeraubt, Aretto selbst fand man geknebelt und mit durchschnittener Kehle in seinem Bett. Die Polizei sucht die Gegend nach den Mördern ab.

— Der Negus von Abessinien sandte dem König von Italien eine prächtige Löwin als Geschenk.

— Auf der Station Pontremoli stieß vorgestern Nacht ein einfahrender Zug mit einem anderen zusammen, der gerade ausfahren wollte. Zwanzig Personen, darunter der Senator und Staatsrat Felipe Mariotti, wurden verwundet.

— In Neapel hatte ein gewisser Lino Recco ein Mädchen namens Luisa Decrone verführt und sie dann, wie das so zu gehen pflegt, sitzen lassen, um sich mit der reichen Erbin Henriqueta Veleri zu verheiraten. Vorgestern nun fand Luisa die längst gesuchte Gelegenheit, sich zu rächen. Das junge Ehepaar fuhr mit der Eisenbahn nach Genua, Luisa aber bestieg denselben Zug. Unterwegs begab sie sich in den

Wegen, wo sich Lino und Henriqueta befanden, und erdolchte den Ungetreuen vor den Augen seiner jungen Frau.

— Man glaubt, den Urheber des gräßlichen Verbrechens, dem die ganze, eben erst aus Nordamerika nach Pellaro, Provinz Reggio Calabria, zurückgekehrte Familie Rugolino zum Opfer fiel, in der Person eines gewissen Attina gefaßt zu haben. Die Polizei erhielt einen anonymen Brief, in welchem ganz bestimmt auf diesen übrigens bereits vorbestraften Menschen hingewiesen wurde. Er soll, wie man bereits vermutete, die Tat im Auftrage der „Schwarzen Hand“ begangen haben, die Rugolino wegen Verrats zum Tode verurteilt hatte.

— Die Heldin des bekannten Sensationsprozesses, Gräfin Maria Tarnowska, die in Venedig ihre Gefängnisstrafe von 8 Jahren und 4 Monaten absitzt, ist schwer erkrankt.

— In Treviso erschöß sich in der Kaserne des 55. Infanterieregiments der Sergeant Vittorio Calderoni. Die Kugel durchbohrte den Kopf des Selbstmörders, ging dann durch die Tür seines Zimmers und verwundete noch einen Hornisten, der auf dem Korridor stand.

— In Genua hat sich ein Konsortium gebildet, das die Gründung einer neuen Schifffahrtsgesellschaft beabsichtigt. Die Fahrten sollen von Genua nach Chile gehen und im März nächsten Jahres beginnen.

— Der anonyme Brief, der die Polizei auf die Spur Attinas, des Mörders der Familie Rugolino in Pellaro, führte, enthielt u. a. Angaben über den Ort an der Seeküste, wo die mit Blut befleckten Kleider, Messer u. s. w. versteckt seien. In der Tat fand man an der betreffenden Stelle die angegebenen Gegenstände, sodaß das Verbrechen aufgeklärt erscheint. Es stehen noch mehr Verhaftungen bevor.

— In Pavia starb eine Frau aus dem Volke, Thereza Bruni, im Alter von 150 (?) Jahren. Sie wurde auf Kosten der Stadt begraben, die Beteiligung am Begräbnis war ungeheuer.

— Die Studenten in Cattania, erobert über die vom Minister verfügte Schließung der Vorlesungen, begingen neue Ausschreitungen. Im Universitätsgebäude wurden vandalische Zerstörungen angerichtet. Der Professor A. Melodia, der die Studenten zur Ruhe ermahnte, wurde durch einen Steinwurf verletzt. — Nette junge Leute!

— In Frasinone erschöß sich der Sergeant Marinelli aus hoffnungsloser Liebe zu der Braut seines Bruders.

Sie haben doch
immer
Zeit.



Hervorragende Qualität, moderne Gehäuse, tropensichere Konstruktion,
Zeitter & Winkelmann, Hölleferanten, Pianoforte-Fabrik,
 Braunschweig.
 Vertreter:
Friedrich Joachim, Sao Paulo, 100 Rua, Libero Badero.

Entwurf: Reklame-Büro Oms, Berlin, Steglitz

Argentinien.

— Vorgestern brannten die Lagerschuppen des Zollhauses in Buenos Aires vollständig nieder. Bei dem Brand, der sehr schwer zu löschen war, kamen mehrere Feuerwehrlente zu Schaden. Der materielle Verlust wird auf 3 Millionen Pesos geschätzt. Man ist allgemein der Meinung, daß das Feuer von verbrecherischer Hand angelegt wurde.

— Gestern revoltierten aus unbekanntem Gründen die Insassen des Strafgefängnisses in Buenos Aires. Sie griffen den die Wache kommandierenden Polizeioffizier an. Da die Gefängniswache zu schwach war, der Meuterer Herr zu werden, wurde eine Abteilung Linientruppen zu Hilfe gerufen, welche die Meuterer angriff und fünf von ihnen tötete und sieben verwundete. Die Regierung befahl, eine genaue Untersuchung über die Gründe der Meuterei anzustellen.

— Der Admiral Betbeder wird Freitag nach England abreisen, um die daselbst in Bau befindlichen Hochseetorpedoboote sowie die Maschinen für die argentinischen „Drednoughts“ zu besichtigen. Die Schiffe selbst, die mit ihren 36.800 Tonnen zu den mächtigsten Panzerschiffen gehören werden, sind in Nordamerika in Bau. Von England geht der Admiral nach Oesterreich-Ungarn, um daselbst Torpedos für 14 argentinische Kriegsschiffe anzukaufen, und von da nach Philadelphia, um den Posten als Chef der Kommission anzutreten, die den Bau der großen Panzerschiffe zu überwachen hat.

— Die Regierung wird in der ganzen Republik neue Wählerlisten aufstellen lassen, wobei die kürzlich abgeschlossenen Listen für den Militärdienst zugrunde gelegt werden sollen.

— Die „Prensa“, das Leitblatt des Herrn Zeballos, stänkert schon wieder einmal gegen Brasilien. Das Blatt kommentiert die Verteilung brasilianischer Truppen an der Grenze und den Bau strategischer Straßen, während Argentinien nicht einen Mann mobilisiere. Der Marschall Hermes beabsichtigt nach der „Prensa“, Brasilien in ein einziges großes Kriegslager zu verwandeln. Das deutsche Heer sei schon voller brasilianischer Offiziere, und nun kämen auch noch deutsche Ingenieure nach Brasilien u. s. w. Nun, es weht ja jetzt ein anderer Wind in argentinischen Regierungskreisen, das Wort des jetzigen Präsidenten Saenz Pena: „Alles eint uns, nichts trennt uns“ wird wohl trotz der wütenden Grimassen der „Prensa“ bestehen bleiben.

— Die Indianer des Chaco überfielen die befestigten Lager des 5. Kavallerieregimentes, töteten viele Soldaten, raubten die Pferde und schleppten die Frauen mit sich fort.

— Argentinien gedenkt, ein drittes modernes Panzerschiff in Auftrag zu geben. Der erste Legationssekretär der nordamerikanischen Gesandtschaft hatte bereits mit dem Marineminister eine Besprechung über diesen Gegenstand, auch soll er in einer Ministerkonferenz zur Sprache gekommen sein.

— Der Flieger Cattaneo, der neulich von Buenos Aires nach Colonia in Uruguay flog, führte seine Absicht, auch den Rückweg durch die Lüfte zu nehmen, nicht aus. Er nahm seinen Flugapparat auseinander und fuhr per Schiff nach Buenos Aires zurück.

Peru.

— In Cuzco tauchte eine zahlreiche Schar von Insurgenten auf unter Führung Amadeu Pierotas, des Sohnes des früheren Präsidenten der Republik. Die Revolution erstreckt sich auch auf die Provinzen Puno, Apurimac, Arequipa und Moquegua. Die Regierung sandte zwei Batterien Feldartillerie und ein Infanteriebataillon nach Cuzco. Der Kreuzer „Admiral Gran“ erhielt Befehl, nach Molendo zu gehen. Die Telegraphenlinien wurden von den Aufständischen zum Teil zerstört.

— Mit Bolivien sind Unterhandlungen eingeleitet worden, um den Konflikt wegen der Ereignisse in Guayabal auf eine für beide Teile ehrenvolle Weise beizulegen.

— Der Präsident Leiguia nahm das Entlassungsgesuch des Ministers des Aeußern Milton Porras an, sucht jedoch, die übrigen Minister zum Verbleiben auf ihren Posten zu bewegen. — Zur Schlichtung der Grenzstreitigkeiten mit Bolivien wird wahrscheinlich von jedem der beteiligten Länder eine Kommission ernannt werden, die die Ursachen des Konfliktes feststellen soll.

Chile.

— Gestern wurde eine interessante Denkschrift des Majors Monreal veröffentlicht, in der er die große Ueberlegenheit der argentinischen und der brasilianischen Flotte über die chilenische dartut.

Uruguay.

— Der nationalistische Führer Nepomuceno Saraiva beklagte sich bei der Regierung darüber, daß ihm von den Regierungstruppen viele Pferde gestohlen worden seien. — Der General Galarza, einer der angesehensten Offiziere des Heeres, hat sich bis jetzt noch nicht zugunsten der Kandidatur des Herrn Battle y Ordonez aussprechen wollen. — In der Partei der „Colorados“ (Regierungspartei) ist eine Spaltung eingetreten, da ein Teil der Parteimitglieder nichts von Herrn Battle y Ordonez wissen will und in diesem Sinne ein Manifest erließ.

Uruguay.

— Bei den Sonnabend abgehaltenen Wahlen siegte die Partei des Herrn Battle y Ordonez, die sowohl in der Kammer wie im Senat über eine große Mehrheit verfügen wird.

— Im Departement Tacuarembó herrscht die Maul- und Klauenseuche, der schon viel Vieh zum Opfer gefallen ist.

— „El Siglo“ in Montevideo will wissen, daß die Regierung von Rio Grande do Sul die Verhaftung des Coronel João Francisco anordnete, weil er den Staat durch Steuerhinterziehungen geschädigt habe. — Daß Coronel João Francisco keine Steuern bezahlt, glauben wir allerdings gerne, aber ob die Regierung nun auch versuchen wird, ihn zur Verantwortung zu ziehen, das möchten wir bezweifeln.

Eingesandt.

Höhere Knaben- und Mädchen-Schule von Frl. Grothe. Schlußprüfung.

Sonnabend, den 17. d. M., fanden die Schlußprüfungen in dieser Privatschule statt, und wurden alle Anwesenden von den vorzüglichen Leistungen der Schüler sämtlicher Klassen auf allen Gebieten des Unterrichtes aufs angenehmste überrascht.

Besonders fielen die Kleinen der ersten Klasse, Lehrerin Frl. W., durch ihre Sicherheit im Rechnen auf, welche man bei diesen Anfängern wohl noch nicht erwarten durfte. Dasselbe gilt von der 2. Klasse, Lehrerin Frl. G., deren Schüler sich ausser im Rechnen, auch in der Beantwortung aller anderen auf sie gestellten Fragen hervortaten.

Eine Glanzleistung war wohl die Prüfung der Schüler der höheren Klassen des Frl. Grothe selbst, über Römische Geschichte, Geographie, Literatur. Die Sicherheit, mit welcher alle Fragen auf diesen Gebieten beantwortet wurden, zeugen von dem gediegenen Unterricht und der großen Mühewaltung, welche in dieser Anstalt herrscht. Ebenso wurden alle anderen Lehrgegenstände, wie Portugiesisch, Französisch, Englisch in zufriedenstellendster Weise erledigt. Die ausgelegten Zeichnungen bewiesen eine künstlerische Auffassung, ebenso die exakt ausgeführten Handarbeiten.

Mit Geometrie und Rechnen durch Herrn Knoblach fanden diese Prüfungen ihren würdigen Abschluß.

Die Eltern der Kinder konnten sich durch Augenschein überzeugen, daß die Ausbildung derselben bei Frl. Grothe in guten Händen liegt. Wir wünschen Frl. Grothe auch für das kommende Schuljahr solch schöne Erfolge. W.

Italien.

— In Neapel starb der 19jährige Giov. Rossi an Entkräftung, als er eben eine Apotheke betreten hatte, um für seine kranke Mutter eine Arznei im Werte von 60 Centimos zu kaufen. Der Arme hatte seit vier Tagen nichts gegessen, um seiner Mutter helfen zu können!

— Auf eine Interpellation in der Kammer, die von der Regierung Auskunft darüber verlangte, was sie gegen die Zigeunerplage zu tun gedenke, durch die u. a. auch die Cholera nach Italien eingeschleppt worden sei, antwortete der Unterstaatssekretär Calissano, daß die Regierung schon die Verbreitung sämtlicher Zigeuner aus dem Lande verfügt habe.

— Die Situation des Kabinetts Luzzati scheint an Festigkeit verloren zu haben, man sagt, es seien im Schoße des Ministeriums Meinungsverschiedenheiten über die Wahlreform entstanden. Die Minister hielten in der Privatwohnung des Ministerpräsidenten Luzzatti eine Konferenz ab, in der beschlossen wurde, in der Wahlreformfrage ein Vertrauensvotum zu prozieren, um die Meinung der Kammermehrheit kennen zu lernen. Die parlamentarische Gruppe des Exministerpräsidenten wird sich wahrscheinlich von der ministeriellen Mehrheit trennen.

— Während der verflossenen elf Monate dieses Jahres hob sich der Export Italiens um 115 Millionen und der Import um 67 Millionen Lire im Vergleich zum gleichen Zeitraum des Vorjahres.

— In Sardinien nimmt das Banditenunwesen wieder Ueberhand. In Bitti, Provinz Sassari, fand ein hitziges Gefecht zwischen acht Gendarmen und fünf Banditen statt, in dem ein Gendarm und drei Banditen getötet wurden. — In Sisini, Provinz Cagliari, ermordeten andere Räuber den Bürgermeister des Ortes und folterten seine Frau, um Geld und Wertgegenstände zu erpressen. Ein Sohn und ein Vetter des Bürgermeisters, die zu Hilfe eilten, konnten die Räuber erst nach langem Widerstande vertreiben. Die Frau wurde sterbend aufgefunden, auch der Sohn ist verwundet.

— In Susa, Provinz Turin, explodierten in der Pulverfabrik der Firma Allemandi 100 Kilos Kordit (rauchloses Pulver). Glücklicherweise sind keine Menschenleben zu beklagen.

— Die Minister kamen überein, der Kammer vorzuschlagen, daß jeder über 21 Jahre alte, des Schreibens kundige italienische Bürger das aktive Wahlrecht haben soll. Ueber dieses Projekt wird die Regierung die Vertrauensfrage stellen. Ferner soll jeder Wähler gehalten sein, sich in die Wählerlisten einzutragen.

— Aus Venedig wird telegraphiert, daß die Gräfin Tarnowska, die im Frauengefängnis auf der Insel Giudecca ihre Strafe verbüßt, nach der Anstalt für geisteskranke Verbrecher überführt werden wird, da sie den Verstand verloren hat.

— In Neapel wurde das wissenschaftliche Regierungsinstitut zur Erforschung des Meeres und der Luft vom Marineminister feierlich eingeweiht.

— In Perugia verlor Pedro Desideri aus Verzweiflung über den Tod seiner Frau den Verstand. Er weinte lange Zeit neben ihrem Leichnam, dann zündete er das Haus an und stürzte sich in die Flammen. Die Leichen des Ehepaares konnten nur in total verkohltem Zustand geborgen werden.

— In Livorno veranstalteten Studenten und Arbeiter eine irredentistische Manifestation. Sie versuchten das österreichische Konsulat anzugreifen, wodurch ein großer Konflikt mit der Polizei entstand, in dem viele verwundet wurden.

— Das lenkbare Militärluftschiff „2“ wird während des Winters demontiert. Die Offiziere seiner Besatzung gehen nach Rom, um bei der Konstruktion eines zweiten Luftschiffes zu helfen.

— Aus Mailand wird gemeldet, daß der Schauspieler Alberto

Tioli aus unglücklicher Liebe zu der Choristin Lea Ciccovich, die am dortigen „Kursaal“ tätig ist, Selbstmord beging.

— Der Ministerrat trat gestern abend wieder zusammen und beschloß, das Wahlreformprojekt heute sofort nach Erledigung des Budgets des Ministeriums der Oeffentlichen Arbeiten vorzulegen. Die Radikalen wollen, soviel man hört, die Regierung bei der Abstimmung über die Teile des Entwurfs, die von der Erweiterung des Wahlrechtes, von der Wahlverpflichtung und von den Vorrechten der Volksvertreter handeln, unterstützen, aber sie werden gegen die Listenwahlen stimmen. Die Minister riefen die von Rom abwesenden Deputierten der Regierungspartei telegraphisch herbei, um vor Ueberraschungen gesichert zu sein. Es geht das Gerücht, daß die Anhänger Giolittis, des früheren Ministerpräsidenten und eigentlichen Urheber des Gesetzentwurfes über die Wahlreform, gegen die vom jetzigen Ministerpräsidenten Luzzatti vorgenommenen Änderungen stimmen wollen. Sollte sich das bestätigen, so wäre eine Ministerkrise sehr wahrscheinlich. Man sieht der Debatte mit großer Spannung entgegen.

— Im Hotel Genova zu Rom quartierte sich vor einiger Zeit ein junges Pärchen ein, Enrico Rovere und Carolina Molinari. Der junge Mann hatte das Mädchen entführt, weil die Eltern die Heirat nicht zugeben wollten. Gestern morgen fiel es im Hotel auf, daß die beiden nicht zum Vorschein kamen. Als man schließlich die Tür ihres Zimmers mit Gewalt öffnete, fand man sie tot in ihrem Bett. Sie hatten die Hähne der Gasleitung geöffnet und waren erstickt.

— In Spezia kam eine komische Szene vor, die außerdem den Reiz der Neuheit für sich hat. 560 Knaben, Schüler der dortigen Volksschulen, rückten auf Anstiften ihrer Mütter dem gerade versammelten Stadtrate auf den Pelz, um gegen die aus gesundheitlichen Gründen erfolgte vorläufige Schließung der Schulen zu protestieren. Der Anführer war der 12jährige Annibal Coni. Die Jungen machten einen derartigen Lärm und nahmen eine so kriegerische Haltung an, daß der Bürgermeister die städtische Straßenreinigungsbrigade holen ließ, die den „Revolutionären“ mit Spritzen und Besen zu Leibe ging und sie auch nach kurzem Kampfe siegreich aus dem Felde schlug. Als Trophäen ließen sie Hüte, Schirme und Frühstücksbüchsen auf dem „Felde der Ehre“ zurück. — Wenn das nicht in einem ganz ernstgemeinten Telegramm stünde, könnte man glauben, die Schilderung einer Kinematographenvorstellung zu lesen.

— In Aquila wurde der Palast Conti fast vollständig von einer Feuersbrunst zerstört. Der Schaden ist sehr bedeutend.

— Aus Mailand wird gemeldet, daß in Somma Lombardo in einem Geschäftshause ein Benzinvorrat explodierte, wobei drei in der Nähe befindliche Personen schrecklich verstümmelt und getötet wurden.

Portugal.

— Die Mannschaft des in Peniche gestrandeten brasilianischen Dampfers „Mucuripe“ wurde mittels eines Rettungsbootes glücklich an Land gebracht.

— Die Ueberschwemmung in Ribatejo nimmt noch immer zu. Die Regierung schickt mit Lebensmitteln beladene Fahrzeuge nach den notleidenden Ortschaften.

— Nach Funchal auf Madeira ging der Kreuzer „Almirante Reis“ ab, der Aerzte und eine Menge Desinfektionsmittel nach der Insel Madeira bringen soll, um die dort herrschende Choleraepidemie zu bekämpfen.

— Der argentinische Gesandte in Lissabon gab dem Offizierskorps des argentinischen Kriegsschiffes „Presidente Sarmiento“ ein Fest, an dem auch der Präsident der Republik und das gesamte Ministerium teilnahmen.

— Der frühere Diktator João Franco wartet nur auf die Veröffentlichung des Urteils, das ihn außer Verfolgung setzt, um sich dann ins Ausland zu begeben, wo er seinen Wohnsitz nehmen wird.

schiekt werden. — Der Deputierte Ocampo, einer der Hauptführer der Revolution, proklamierte sich zum Chef der Provinz Apurimac.

— Man behauptet, daß in La Paz von dem bolivianischen Minister des Aeußern und dem peruanischen Gesandten binnen kurzer Zeit ein „Modus vivendi“ unterzeichnet werden wird, nach welchem das strittige Grenzgebiet, in dem sich die jüngsten Kämpfe ereignet haben, vorläufig als neutral erklärt werden soll.

— Die telegraphische Verbindung der Hauptstadt mit Cuzco ist durch die Revolutionäre abgeschnitten. Auch im Süden des Landes ist der Aufstand ausgebrochen, und zwar scheint die Bewegung nicht unbedeutend zu sein. Verschiedene Städte haben sich schon gegen die Regierung erklärt und zu den Waffen gegriffen.

— Die bolivianischen Truppen sollen das linke Ufer des Theath-Flusses, eines Nebenflusses des Madre de Dios, verlassen haben. Die Nachricht von dem Tode des Hauptmanns Fiebres, der die peruanischen Truppen in jener Gegend kommandiert, bestätigt sich nicht.

— Herr Milton Porras hat trotz aller gegenteiligen Nachrichten sein Amt als Minister des Aeußeren noch nicht niedergelegt, wird es wahrscheinlich auch nicht tun, da der Präsident entschlossen zu sein scheint, das Ministerium nur aus Mitgliedern der demokratischen Partei zu bilden.

Bolivien.

— Der Präsident der Republik, Herr Eleodoro Villazon, erklärte einem Journalisten, er werde lieber seine Würde niederlegen, als einen Krieg mit Peru anfangen, sollte indessen dieses Land den Krieg erklären, so werde er sich an die Spitze des Heeres stellen.

Argentinien.

— „La Nacion“ vergleicht die Lage in Uruguay mit einem Dampfkessel, der zuviel Druck hat und dessen Sicherheitsventil nicht funktioniert. Es kann jeden Augenblick eine Revolution ausbrechen.

— Dem italienischen Flieger Bartholomeu Cattaneo gelang es am Freitag, die Mündung des La Plata zu überfliegen und damit den ausgesetzten Preis von 100.000 Francs zu gewinnen.

Bezugsquellen-Register der deutschen Export-Industrie

Bronzefarben unerreicht in den eingetragenen Marken
Blattmetalle
 & **Excelsior und Praelara.**
M. Brunn & Co.,
 Fürth (Bayern)
 Aufträge durch Exporteure erbeten.

Eduard Kettner
 Köln a. Rhein.
 Fabrikation von Schrot- und Kugeln in mechanischem und Handbetriebe.
 Preislisten gratis und franko.

Einkauf aller Metalle, Spähne und Rückstände.
 Verkauf von roh Zink, roh Blei, Blei- und Zinn-Fabrikate.
Adolf Bernstein, Hamburg
 Metallhandlung, Blei- Zink- und Zinn-Werk

Erdborher
 sowie alle Tiefbohr-Werkzeuge und -Maschinen
 Tiefbohr-Maschine u. Werkzeug-Fabrik Nürnberg
Nelrich Mayer & Co.
 Nürnberg-Deos.

Jede Wasserbeschaffung besorgt sicher, kostenlos u. ohne Aufsicht die **Stahlwindturbinen** **Herkules** der **deutschen Windturbinenwerke** DRES-DEN-A
 Bewährt in 1000 Wasserversorgungen für Gemeinden u. Private
 Nach Einkehrung der Arbeit stellt ein Gewährleistungsgeld 50 % zur Verfügung

Anthön & Söhne
 Flensburg 4 (Deutschland)
 liefern als Spezialität seit 40 Jahren
Sägerei-, Holzbearbeitungs- u. Fass-Maschinen aller Art.

Kino-Kalographen
 Spezialität
A. Schimmel
 Berlin N. 1

Tausende können Sie sparen, wenn Sie meine **Automatischen Tabletten-Komprimier-Maschinen „Doppelpresser“** benutzen. Dieselben wurden bereits in hunderten v. Exemplaren geliefert zur fast kostentl. Massenherstellung v. Tabletten, Würfeln, Briketts etc. aus den verschied. Materialien. Es können hergestellt werden:
 med.-pharm. Tabl. Kaffeetabletten
 Teetabletten Sappentabletten
 Bonillonwürfel Schokolade-Portionswürfel
 Pfeffermünztabl. Erfrischungstabletten
 Naphtalinkugeln Ultramarinwürfel
 Räucherkerzen Schnakenkerzen
 Salzbriketts, Sodabriketts etc. etc.
 Fern. empfehl. mein. „Automat. Füll- und Dosier-Masch. f. Pulv. u. Flüssigk., Misch- u. Knetmasch., Sieb- u. Mischm. Pillenmasch. etc. Verl. Sie nmgeh. Katal. u. gen. Ang. welche Masch. bes. Interess.
Fritz Kilian, Maschinenfabrik, Lichtenberg XVI-Berlin, Deutschland.
 Permanente Ausstellung: Berlin SW. XIV, Leipziger Strasse 66.

Drehbänke
 Shaping-, Hobel-, Bohr- und Fräsmaschinen
 in allen Größen zu Ausnahme-preisen.
Immanuel Miller & Co.,
 Werkzeugmaschinen-Fabriken, Dresden-A. 19.

Limonaden-Essenzen
 Extrakte Farben — Schaummittel
 Hervorragende Spezialität **Limetta-Grundstoffe**
 Feinste Qualität — Höchste Ausgabigkeit — Vorzüglichste Bezug
Dr. Mensching & Spengler, G. m. b. H., Görlitz 40.

Fahrräder

Motorräder Motorwagen Motortransport-Fahrzeuge
Corona, Fahrradwerke, Metall-Industrie, Act.-Gesell.
Branenburg a. H.
 Kataloge, auch fremdsprachige, stehen Interessenten zur Verfügung.
 Verbindungen überall gesucht.

Photos, Hochinteressante Natur-Aufnahmen. Probesgd. nur gegen vorherig. Einsendung des Betrages von Mk. 5.—
Pikante Bücher. Probesend. Mk. 6.—
 Katalog gratis
Richard Bldth, Berlin O. 34 Ch.

Karl Krause, Leipzig
 Papier-Bearbeitungs-Maschinen

Munding's NEKTAR
 und **NECTAR-BRAUSE**
 Für Wiederverk u. Fabrikant. gr. Rabatt.
 Erstklassig alkohol- u. chemikal-freier, natürlicher Labe- und Volks-trank! — 16 Sort. Früchte u. Alpenkräut. Besser, gesünder, als alle bisher am Markt ersch. ähnl. Produkte. Ursstoff-Must. genügt f. 9—10 Lt. Getränk nebst Rezept u. nur geg. Voreinsgd. v. M. 1,20 l. Briefm. all. Länder.
N. Munding, Innsbruck, Hof- und Kammerlieferant. Wien, Kochk.-Ausst. 1908 gold. Med. Paris 1908, Ehrenkreuz und goldene Medaille.

L. Kleiner & Sohn, Cassel
 (in Brasilien vertreten durch Boh-Ingenieur Hermann Kleiner, Macéio - Jaraguá) liefern und installieren Brunnen- u. Tiefbohrapparate, Geräte- u. Werkzeuge zur Bohrung nach Wasser und allen Bodenschätzen. Brunnen, Pumpen und Wasserleitungsanlagen.
 — Überall Vertreter gesucht. —

UHREN
 Gold-, Silber-, Alfenide- und Kupferwaren, Grammophone, Optik, Lederwaren, Koffer etc. liefern äusserst günstig **Grau & Co., Leipzig 155.**
 Katalog m. 2000 Abbild. gratis u. frko.

Kaffee-Röster
 Malz Kakao Getreide-Cichorien
 nicht primäre Spezialfabrik
G.W. Barth
 Ludwigsb. 5

en 29 Sitze und gewannen 28 andere dafür, die Liberalen verloren 23 und gewannen 23, die Arbeiterpartei verlor 3 und gewann 5, die O'Brienisten schließlich verloren 3 und gewannen 2. Das Ergebnis des ganzen Hin und Her ist also, daß am Ende alles beim alten bleibt.

Russland.

— Einer der Dumaabgeordneten erhielt ein Telegramm, daß in Saratow viele Strafgefangene, unter anderen der Mörder des Ministers Plehwe, Sazonoff, Selbstmord begingen, weil sie die grausamen Prügelstrafen nicht mehr aushalten konnten. Nach andern Mitteilungen soll Sazonoff zu Tode geprügelt worden sein. Die Zeitungen melden, daß in Vologda 100 Gefangene die Knute bekamen, weil sie gegen die unzureichende Ernährung reklamierten. Der Arzt der betreffenden Anstalt nahm seinen Abschied und erklärte, daß mehr als die Hälfte der Gefangenen die Prügelstrafe nicht aushalten könne. In der Duma wurde eine von allen Mitgliedern der Oppositionspartei unterzeichnete Interpellation über diese Vorfälle eingebracht.

Griechenland.

— Aus Athen wird gemeldet, daß die Nationalversammlung der Kretenser in Canéa eine Resolution annahm, in welcher gegen die letzte Note der Schutzmächte — England, Frankreich, Italien und Rußland, — die Kreta als zur Türkei gehörend anerkennt, protestiert wird.

Vereinigte Staaten.

— Der Milliardär Andrew Carnegie stiftete 10 Millionen Dollars zur Gründung eines internationalen Instituts, das die Abschaffung der Kriege beschleunigen soll. Präsident des Instituts soll der Präsident der Republik, Herr William Taft, Ehrenvorsitzender Herr Th. Roosevelt werden. — Wie man sich allerdings die allmähliche Abschaffung des Krieges denkt, ist nicht gesagt.

— In Chicago kam es zu einem wahren Kampfe zwischen Polizei und streikenden Arbeitern. Auf beiden Seiten gab es Tote und Verwundete.

— Der amerikanische Flieger Cannon gedenkt den Versuch zu unternehmen, die Landenge von Panama von Colon aus zu überfliegen.

— In Washington starb der chilenische Gesandte, Herr Anibal Cruz-Dias. Er war einer der hervorragendsten Diplomaten eines Landes.

— Die „Newyork Times“ läßt sich melden, daß infolge eines Erdbebens die Insel Lagune an der Küste von S. Salvador sich senkte, wobei 170 Personen, meistens Fischer, erkrankten.

— In der Werkstatt der „Newyork Central Railroad“ ereignete sich gestern eine große Explosion. Bis jetzt hat man 10 Tote und 30 Verwundete aufgefunden.

— Bei der bereits gemeldeten Explosion in den Werkstätten der „Newyork Central Railroad Company“ kamen 14 Personen ums Leben, während 200 verwundet wurden. Der Schaden wird auf eine halbe Million Dollars geschätzt.

— Herr Lazzo Arriaga, Gesandter der Republik Honduras, beschwerte sich bei der Regierung darüber, daß sie die Abfahrt des Dampfers „Hornet“ von New Orleans zugelassen habe, denn dieses Schiff soll eine revolutionäre Expedition nach Honduras bringen. — Also wieder einmal eine in Nordamerika gegründete „Revolution auf Aktien“.

— Der Präsident der Republik Panama unterzeichnete das Gesetz, durch welches den Nordamerikanern der Erwerb von Grundbesitz in dieser Republik gestattet wird.

— Die Mehrzahl der Mitglieder des Repräsentantenhauses ist gegen die Vermehrung der Landstreitkräfte und für eine Verstärkung der Flotte, damit der Panamakanal wirksam verteidigt werden könne. Der Kriegsminister schlägt die Aufstellung eines Heeres von 400.000 Mann vor.

— Zu dem bereits gemeldeten großen Unglück in den Werkstätten der „New York Central Railroad“ werden noch fol-

gende Einzelheiten bekannt: Soldaten und Arbeiter waren Montags den ganzen Tag über beschäftigt, den Verunglückten zu Hilfe zu kommen. Die Gewalt der Explosion war so groß, daß in der Nachbarschaft sämtliche Fenster zertrümmert wurden. Ein Straßenbahnwagen wurde emporgehoben und fiel auf ein Automobil, von dessen Insassen vier getötet, alle übrigen verwundet wurden. Das Gebäude, in dem die Explosion stattfand und das sich noch im Bau befand, geriet sofort in Brand. Die Angestellten leugnen, daß die Explosion durch Dynamit verursacht worden sei, sie soll vielmehr auf Gas zurückzuführen sein, doch ist das „Wie“ noch nicht genau festgestellt. Einem Schulknaben wurde von einem fallenden Glasscherben eine Hand abgeschnitten. Ein umfallender Leitungspfehl tötete eine Frau. Hunderte von Häusern wurden wie bei einem Erdbeben erschüttert. Man fürchtet, daß mehrere von ihnen einstürzen werden. Die meisten von den Verwundeten wurden durch herumfliegende Glassplitter verletzt.

Mexiko.

— Die Regierungstruppen schlugen die Aufständischen in Cierro Prieto und Chihuahua. In dem Kampfe gab es gegen 200 Tote und viele Verwundete, auch wurden viele Gefangene gemacht. Die Stadt Guerrero wurde genommen.

Argentinien.

— „La Argentina“ wendet sich in ihrer gestrigen Nummer heftig gegen die Wiederwahl des Herrn Battle y Ordenez zum Präsidenten von Uruguay, denn dieser sei in Brasilien höchst unbeliebt und der größte Feind Argentinien. Seine Wiederwahl sei eine internationale Gefahr und ein Unglück für Uruguay. — Das Ministerium hielt eine Sitzung ab, in der über die Maßregeln beratschlagt wurde, die die argentinische Regierung angesichts der äußerst gespannten Lage in Uruguay zu ergreifen habe.

— Eine neue Bestätigung der Tatsache, daß Argentinien auch nicht das gelobte Land ist, bringt folgende Nachricht aus Buenos Aires: Im Süden des Landes, wo tausende von Kolonisten angesiedelt sind, sind die Pflanzungen zum größten Teile durch die Trockenheit vernichtet. Die kommende Ernte scheint gänzlich verloren zu sein, der Schaden ist unermesslich. An mehreren Orten wurden Zeichnungslisten zum besten der geschädigten Kolonisten aufgelegt.

— Herr Ricardo Lavalle wurde zum Chef der außerordentlichen Gesandtschaft ernannt, die den neuen Präsidenten von Chile, Herrn Ramon de Barros Lucco, bei seinem Amtsantritt im Namen Argentinien begrüßen soll.

— Gestern wurde die Eisenbahnlinie von Rosario nach Porto Belgrano eingeweiht. — Die Deputiertenkammer bewilligte die Summe von 32 Millionen Pesos für den Ausbau des Eisenbahnnetzes.

— In Corrientes meuterten die Sträflinge. Der Aufstand wurde von Militär unterdrückt, wobei 2 Gefangene getötet und 5 verwundet wurden.

— Der Admiral Jorge Montt wurde zum Chef der Kommissar ernannt, die in Europa den Bau der chilenischen „Dreadnoughts“ überwachen soll.

— Ein Telegramm aus La Paz meldet, daß das bolivianische Ministerium seine Demission einreichte, weil es nicht mit dem Verträge über die Wiederanknüpfung der diplomatischen Beziehungen zwischen Argentinien und Bolivien einverstanden ist, der bekanntlich in letzter Zeit unterzeichnet wurde und den der frühere Präsident von Bolivien, General Pando, im Namen seines Landes mit der argentinischen Regierung geschlossen hat.

Peru.

— Die Revolution im Norden Perus scheint Fortschritte zu machen. Die Insurgenten nahmen die Stadt Abancahu, die sie befestigten und zum Operationszentrum machen wollen. Die Revolutionäre marschieren jetzt auf Cuzco. Gegen sie sollen zahlreiche Regierungstruppen unter General Varella ausge-

— Die Kommission, die ernannt worden war, um die Verbesserung der portugiesischen Kriegsmarine zu studieren, schlägt in ihrem Bericht den Ankauf von 3 Panzerschiffen, 3 Kreuzern und 6 Unterseebooten vor.

— Vorgestern starb in Lissabon der Conde de Selir, der frühere portugiesische Gesandte in Rio de Janeiro. Der Graf hat den Sturz der Monarchie, der er treugeblieben, also nur um kurze Zeit überlebt.

— Die Bevölkerung der Insel Madeira widersetzt sich den zur Unterdrückung der Cholera ergriffenen Maßregeln mit aller Macht, und zwar aus religiösem Fanatismus, da man alles der göttlichen Gnade überlassen will. Durch diese Verblendung wird der Verbreitung der Seuche großer Vorschub geleistet. — Genau wie in Süditalien, wo die Regierung auch mit Gewalt die so notwendigen sanitären Maßregeln durchsetzen mußte.

— In Funchal auf Madeira kamen während der jetzigen Choleraepidemie bisweilen 30 Fälle täglich vor, doch ist die Epidemie jetzt im Abnehmen. Am 19. kam kein einziger Fall vor, am 20. dieses Monats zwei. Man glaubt, daß die Schiffe nun ohne Gefahr die für Madeira bestimmte Ladung löschen können, ohne jedoch Verkehr mit dem Lande zu unterhalten.

Spanien.

— Aus Cadix kommt die Nachricht, daß bei Chipiona ein Dampfboot gegen das felsige Ufer rannte und gänzlich zerstört wurde. Bei dem Unglück kamen sieben Personen ums Leben.

— Bei Villa Garcia werden noch immer viele Schiffstrümmer und Leichen angetrieben, die vom Schiffbruch des Dampfers „Palermo“ herrühren. Die Leichen sind schon in Verwesung übergegangen und größtenteils gräßlich verstümmelt.

— Die Polizei verhaftete in Bilbao einen Mädchenhändler, der im Begriffe stand, mit mehreren jungen Spanierinnen, die er durch lügenhafte Versprechungen verlockt hatte, nach Südamerika abzureisen.

— Der englische Dampfer „Queen Eleonora“, der nach Rio unterwegs war, lief Coruna als Nothafen an, da er in einem Sturm schwer beschädigt wurde. Zwei Matrosen wurden von den Wellen über Bord gespült und ertranken, einer der Schiffs-offiziere brach ein Bein.

— In Sevilla machten sich während des gestern abgehaltenen Stiergefächts drei Stiere frei, sprangen über die Umzäunung der Arena und stürzten sich auf das Publikum. Es wurden 20 Personen verletzt, von denen zwei im Sterben liegen.

— In Barcelona kam es schon wieder einmal zu Straßenunruhen, diesmal wegen der neuen städtischen Abgaben. Die Manifestanten zogen durch die Straßen, bombardierten die Geschäftshäuser mit Steinen u. s. w. und wurden von der Polizei nur mit Mühe zerstreut.

— „Evening Chronicle“ läßt sich aus Manchester melden, daß im Kohlenbergwerk von Botton eine heftige Explosion schlagender Wetter stattfand, durch welche 290 Bergleute verschüttet wurden. Man fürchtet, daß es unmöglich sein wird, sie zu retten. Durch die Explosion selbst wurden 5 Mann sofort getötet, während sich 8 in der Nähe befindliche Arbeiter retten konnten.

— Das Befinden der schwerkranken Herzogin von Orléans hat sich gebessert.

— An der spanischen Küste in der Nähe von Coruna scheiterte der deutsche Dampfer „Palermo“. Das Schiff ist total verloren, die Besatzung jedoch gerettet.

— In Iznate, Provinz Malaga, stürzte ein Haus ein, das fünf Personen unter sich begrub, von denen drei tot, die beiden anderen schwer verwundet hervorgezogen wurden.

England.

— Der Ministerpräsident Herbert Asquith hielt in Glossop eine Rede, in der er erklärte, daß auch im Falle des „Home

rule“ — Einrichtung eines irischen Parlaments und vollständige Selbstverwaltung Irlands — stets die Oberherrschaft des Gesamtparlaments gewahrt bleiben werde.

— Das Resultat der Parlamentswahlen ist nun bis auf 20 Wahlkreise bekannt. Es wurden gewählt 264 Konservative, 259 Liberale, 42 Arbeiterpartei. 67 Anhänger Redmonds und 6 Anhänger O'Briens. Die noch fehlenden Wahlkreise sollen überwiegend auf Seite der Liberalen stehen, so daß diesen eine bedeutende Mehrheit im Parlamente gesichert ist.

— Der „Financier“ meint, wenn auch die beiden Meutereien in Rio keinerlei politischen Charakter gehabt hätten, so hätten sie dennoch starke Beunruhigung bei den Inhabern brasilianischer Titel hervorgerufen. Es sei unbedingt erforderlich, die Wiederholung solcher Ereignisse zu verhindern, denn der Belagerungszustand in der Hauptstadt diene auch gerade nicht zur Festigung des brasilianischen Kredits. Dasselbe Blatt sagt in Bezug auf die Festigkeit des Kurses während der Revolten, diese sei ein Beweis dafür, daß der Kurs von 16 d der der Lage angemessen sei.

— Der berühmte Flieger Graham White — einer der bahnbrechenden Erfinder auf dem Gebiete der Flugkunst — stürzte in Dover mit seinem Apparat, der gänzlich zerstört wurde. Der Flieger selbst erhielt schwere Verletzungen.

— Man befürchtet, daß wegen des Ausstandes der Bergleute in Shotton, Wales, große südamerikanische Aufträge verloren gehen werden.

— Bei dem heftigen Sturm, der vorgestern im Kanal herrschte, wurden der Panzer „London“ und der Kreuzer „Venus“ im Hafen von Dover ernsthaft beschädigt. Dem Panzerkreuzer „Formidable“ wurde die Einrichtung für Funkentelegraphie weggerissen.

— Die beiden großen politischen Parteien haben bei den Wahlen ziemlich gleichviel Sitze erobert, bis jetzt haben nämlich die Konservativen 272, die Liberalen 270 Sitze. Doch haben die letzteren infolge der bedeutenden Zahl von Abgeordneten der anderen linksstehenden Parteien eine beträchtliche Mehrheit.

— Die Herzogin von Orléans liegt in ihrem Schlosse Woodnorton schwer krank darnieder, doch haben die Aerzte noch einige Hoffnung, sie zu retten.

— Man hat die Hoffnung, das große deutsche Segelschiff „Preußen“, das bekanntlich auf der Ausreise nach Valparaiso an der englischen Küste strandete, zu retten, aufgeben müssen.

— Die von dem Kommandanten des amerikanischen Kriegsschiffs „Minnesota“ in der Guild-Hall in London gehaltene Rede erreichte großes Aufsehen. Der genannte Offizier sagte, daß England, wenn es von irgend einem äußeren Feinde bedroht werden sollte, auf die Hilfe der Vereinigten Staaten unbedingt bauen könne, die ihren Rassenbrüdern nötigenfalls auch den letzten Dollar zur Verfügung stellen würden. Diese Erklärungen riefen Proteste von Seiten verschiedener Diplomaten hervor, unter anderen beschwerte sich der deutsche Botschafter, Graf Wolff-Metternich, beim Marinesekretär in Washington. Der Marinesekretär telegraphierte sofort an den Kommandanten der „Minnesota“ und verlangte die Mitteilung des Wortlautes der von ihm gehaltenen Rede.

— Der Konsul der Republik Salvador erklärt die gestern von der „New York Times“ gebrachte Nachricht, daß ein Teil der Insel Laguna an der Küste jener Republik vom Meere verschlungen worden sei, für unwahr. Dazu stimmt allerdings schlecht eine ebenfalls über New York kommende Nachricht, daß in der Tat auf jener Insel ein furchtbares Erdbeben stattgefunden habe, bei dem eine Menge von kleinen Inseln im Meere versunken und mehr als 500 Menschen umgekommen seien.

— Das Endresultat der Parlamentswahlen ist folgendes: Konservative 272, Liberale 271, Arbeiterpartei 43, Anhänger Redmonds 74, Anhänger O'Briens 10. Die Konservativen verlo-

Kasse für lebenslängliche Pension.

Caixa Mutua de Pensões Vitalicias.

✦ Eingetragen im General-Hypotheken-Register des Staates. ✦

Jede Person (Mann, Frau oder Kind) wird in diesen Verein aufgenommen und sichert sich damit eine lebenslängliche Pension, wenn für sie 10 Jahre lang monatlich 5\$000 oder 20 Jahre lang 1\$500 monatlich bezahlt wird.

Geschäftsstunden: Wochentags von 9-6 Uhr, Sonn- und Feiertags von 8-12 Uhr.

Mit einem täglichen Beitrag von nur 166 réis erhält man nach 10 Jahren eine lebenslängliche Pension v. 1:200\$000 pro Jahr.

Mitgliederzahl bis 15. Juni 1910:

✦ 45.620 ✦

Prospekte, Statuten, Bolletins etc. erhält man gratis von der Direktlon Rua 11 de Agosto Nr. 1 J São Paulo. Filiale: Rio de Janeiro Praça Tiradentes 48.

Mit einem täglichen Beitrag von nur 59 réis sichert man sich nach 10 Jahren eine lebenslängliche Pension v. 2:000\$ p. J.

Leistungsfähige Lieferanten von
Abdampfentöleren,
Autogenen Schweissanlagen
2583 (Acetylen-Sauerstoff)
und anderen technischen Spezialitäten
Suchen in der Industrie eingeführten Vertreter
Künneht & Knöchel, Magdeburg.

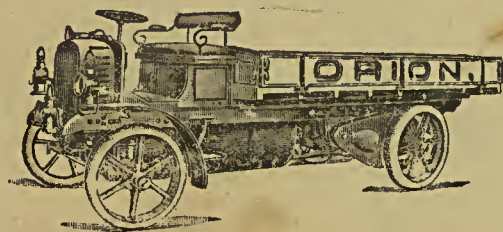
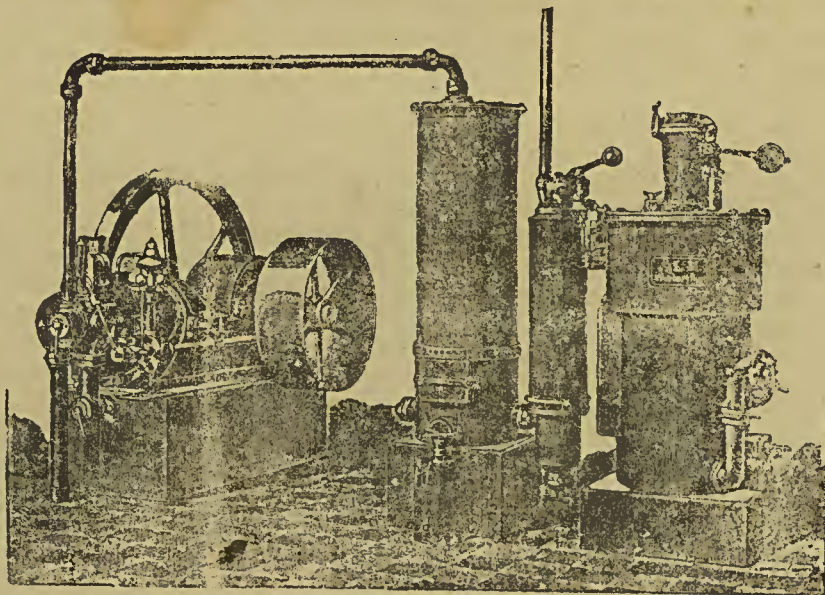
O Entomologista Brasileiro

Monatliche illustrierte Zeitschrift, der Insektenkunde und deren Anwendung im praktischen Leben gewidmet.
Direktion: Rua José Bonifácio 17, S. Paulo Brasilien.

Sauggas-Motore Winterthur

der Schweizerischen Lokomotiv- und Maschinenfabrik WINTERTHUR,

solideste und ver-
vollkommenste
Konstruktion,
daher denkbar **bil-**
ligster Consum.



Omnibus- und Last- Automobile „ORION“

sind die **sparsamsten, widerstandsfähigsten** und am **leichtesten** zu handhaben.

C. G. HAUBOLD JR., CHEMNITZ. Spezialität in Färberei-, Appretur- und Merzerisier-Maschinen. Eis- und Kälte-Maschinen.
BENNO SCHILDE, HERSFELD. Hordentrockenapparate.

Einzige Repräsentanten in Brasilien:

Müller & Co. Rua Primeiro de Março N. 100 **Rio de Janeiro**